Nicci French

Das rote Zimmer

scanned by unknown
corrected by rpf

Die junge Ärztin Kit kümmert sich voller Idealismus um die Opfer unserer Wohlstandsgesellschaft – bis sie von einem ihrer Schutzbefohlenen attackiert und schwer verletzt wird.

Wenig später bittet die Polizei Kit um Mithilfe in einem brutalen Mordfall. Der Verdächtige ist jener psychisch gestörte Mann, der Kit angegriffen hat. Nach längerem Zögern ist sie bereit der Polizei zu helfen. Die erfahrene Psychiaterin weiß, dass sie sich den eigenen Ängsten stellen muss. Doch sie ahnt nicht, welche Dämonen sie damit heraufbeschwört.

ISBN: 3-570-00589-5
Original: The Red Room
Deutsch von Birgit Moosmüller
Verlag: C. Bertelsmann Verlag
Erscheinungsjahr: 2002

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Eines Abends erhält Kit Quinn Besuch von der Londoner Mordkommission. Ein junges Mädchen wurde tot an einem Kanal aufgefunden. Die Leiche der Unbekannten ist übel zugerichtet. Die Polizei hat einen Verdächtigen und bittet die erfahrene Psychiaterin um Mithilfe. Kit kennt den Mann – er hat sie vor drei Monaten während einer Therapiesitzung tätlich angegriffen. Trotz ihrer Ahnung, in etwas Bedrohliches hineingezogen zu werden. entschließt sich Kit zur Mitarbeit. Für den leitenden Ermittler Inspektor Oban ist die Sache klar: Michael Doll, verwahrlost, vorbestraft, verhaltensaufällig. hat den Mord begangen. Doch Kit, die zwischen Mitleid und Angst hin und her gerissen ist. zwingt die Polizei, ihr schnelles Urteil zu revidieren. Die Beweise gegen Doll sind fadenscheinig. Mit ihrer anderen Sicht des Falles stößt Kit auf ein wichtiges Detail und auf einen weiteren Frauenmord, der auf das Konto desselben Täters geht. Kit fühlt, dass sie der Lösung nahe ist. Aber erst ihre schwierige Liebesbeziehung zu Will Pavic, dem vom Leben tief enttäuschten Leiter eines Hauses für verwahrloste Jugendliche, bringt sie auf die richtige Spur. Doch dann geschieht etwas, das Kits immer wiederkehrenden Alptraum von einem roten Zimmer blutige Wirklichkeit werden lässt … Nicci French konfrontiert ihre eigenwillige Ermittlerin Kit Quinn nicht nur mit der Einsamkeit jener Menschen, die auf der Schattenseite der Gesellschaft ihr Leben fristen, sondern auch mit ihrem persönlichen Lebenstrauma, dem frühen Verlust der Mutter. Kit sucht nicht nur einen brutalen Frauenmörder. In ihrem Mitgefühl für jene Abgeschobenen, die das Kainsmal der Ungeliebten nie loswerden, erkennt sie auch die eigene Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit.

FÜR KARL, FIONA UND MARTHA

Prolog

Man hüte sich vor schönen Tagen. An schönen Tagen passieren oft schlimme Dinge. Vielleicht liegt es daran, dass man leichtsinnig wird, wenn man glücklich ist. Man hüte sich auch davor, zu viel zu planen, denn dann konzentriert man seinen Blick auf das Geplante, und genau in dem Moment beginnt dort, wo man gerade nicht hinsieht, irgendetwas schief zu laufen.

Ich habe mal meinem Professor bei einer Studie über Unfälle geholfen. Ein Team von uns sprach mit Leuten, die überfahren, in Maschinen hineingezogen oder unter Autos hervorgezerrt worden waren. Andere waren von einem Brand überrascht worden, eine Treppe hinuntergefallen oder von einer Leiter gestürzt. Seile und Kabel waren gerissen, Fußböden hatten nachgegeben, Wände waren umgekippt, Zimmerdecken heruntergekracht. Es gibt keinen Gegenstand auf der Welt, der sich nicht gegen einen wenden kann. Wenn das Ding es nicht schafft, dir auf den Kopf zu fallen, dann kann es rutschig werden oder dich schneiden, oder du kannst es verschlucken. Und wenn bestimmte Gegenstände in menschliche Hände geraten, dann ist das noch mal eine ganz andere Geschichte.

Die Studie erwies sich in mancherlei Hinsicht als problematisch. Zum einen handelte es sich um Unfallopfer, die für unsere Fragen nicht zur Verfügung standen, weil sie tot waren. Hätten sie eine andere Geschichte zu erzählen gehabt? In dem Moment, als der Korb kippte und die Fensterputzer, den Schwamm noch in der Hand, aus dem zwanzigsten Stock in die Tiefe stürzten, dachten sie da noch etwas anderes als: O

verdammt!? Unter den Übrigen gab es Leute, die zum Zeitpunkt ihres Missgeschicks erschöpft, überglücklich, depressiv, betrunken, mit Drogen voll gepumpt oder abgelenkt waren. Andere hatten einfach nur Pech gehabt. Eins aber war ihnen allen gemeinsam: Zum betreffenden Zeitpunkt waren sie mit den Gedanken nicht bei der Sache gewesen. Aber das ist ja wiederum die Definition eines Unfalls: Irgendetwas bricht gewaltsam in das ein, worauf man gerade seine Gedanken konzentriert, wie ein Räuber, der einen auf einer unbelebten Straße überfällt.

Als es schließlich darum ging, die Ergebnisse zusammenzufassen, war das zugleich einfach und schwer. Einfach deshalb, weil die meisten Schlussfolgerungen auf der Hand lagen. Wie schon auf dem Arzneifläschchen zu lesen steht, sollte man unter dem Einfluss von Medikamenten keine schweren Maschinen bedienen. Ebenso wenig sollte man die Schutzvorrichtung von der Kleiderpresse entfernen, selbst wenn sie einen stört, und es ist auch nicht ratsam, einen fünfzehnjährigen Lehrling mit der Bedienung des Geräts zu betrauen. Vor dem Überqueren einer Straße sollte man in beide Richtungen sehen.

Doch sogar Letzteres war problematisch. Wir versuchten, Dinge zu fassen zu bekommen, die die Leute irgendwo am Rand registriert hatten. Das Problem dabei ist, dass kein Mensch es schafft, alles, was er wahrnimmt, auch bewusst in sein Denken einzubeziehen. Sobald wir uns einer Gefahrenquelle zuwenden, bekommt etwas anderes Gelegenheit, sich von hinten an uns heranzuschleichen. Wenn wir nach links sehen, hat irgendetwas rechts von uns die Chance, uns zu kriegen.

Vielleicht ist es das, was uns die Toten erzählt hätten. Und vielleicht wollen wir manche dieser Unfälle ja auch gar nicht missen. Wenn ich mich in meinem Leben

verliebt habe, dann nie in den Menschen, den ich eigentlich hätte mögen sollen, den netten Kerl, mit dem meine Freunde mich verkuppeln wollten. Was nicht heißen soll, dass es jedes Mal der Falsche war, aber in der Regel doch jemand, der in meinem Leben eigentlich gar nichts verloren gehabt hätte. Ich habe mal einen wunderschönen Sommer mit jemandem verbracht, den ich kennen lernte, weil er der Freund eines Freundes war, der meiner besten Freundin beim Umzug in ihre neue Wohnung half, weil der andere Freund, der eigentlich kommen und helfen wollte, bei einem Fußballspiel einspringen musste, weil ein anderer sich das Bein gebrochen hatte.

Das alles ist mir bekannt, aber dieses Wissen bringt nichts. Es hilft einem lediglich, das Geschehene im Nachhinein zu verstehen. Und manchmal nicht einmal das. Trotzdem ist es passiert, daran besteht kein Zweifel. Ich nehme an, das Ganze begann damit, dass ich in die andere Richtung schaute.

Es war an einem sonnigen Vormittag im Mai. An meiner Zimmertür klopfte es, und noch ehe ich etwas sagen konnte, ging sie auf, und ich sah das lächelnde Gesicht von Francis vor mir. »Dein Termin ist abgesagt worden«, erklärte er.

»Ich weiß.«

»Dann hast du ja Zeit …«

»Also …«, begann ich. In der Welbeck-Klinik war es immer gefährlich zuzugeben, dass man Zeit hatte, denn dann wurde einem sofort irgendeine Arbeit aufs Auge gedrückt. In der Regel handelte es sich dabei um die Dinge, mit denen sich die älteren Kollegen nicht herumschlagen wollten.

»Kannst du eine Beurteilung für mich übernehmen?«,

fragte Francis rasch.

»Also …«

Sein Lächeln wurde breiter. »Was ich eigentlich sagen will, ist natürlich: ›Übernimm eine Beurteilung für mich!‹, aber ich formuliere es aus Gründen der Höflichkeit auf die konventionelle, weniger direkte Art.«

Das ist einer der Nachteile, die man in Kauf nehmen muss, wenn man in einem therapeutischen Umfeld arbeitet: Man hat mit Leuten wie Francis Hersh zu tun, der erstens nicht einmal guten Morgen sagen konnte, ohne es in Anführungszeichen zu setzen und anschließend sofort zu analysieren, und zweitens … Aber lassen wir das. Im Fall von Francis könnte ich mich über zweitens und drittens locker bis zu zehntens vorarbeiten.

»Worum geht's?«

»Eine Polizeisache. Sie haben jemanden aufgegriffen, der auf der Straße herumgebrüllt hat oder so was in der Art. Wolltest du gerade gehen?«

»Ja.«

»Das passt ja wunderbar. Du brauchst auf dem Heimweg nur schnell auf dem Revier in Stretton Green vorbeizuschauen und einen Blick auf den Typen zu werfen, damit sie ihn schnell wieder loskriegen.«

»In Ordnung.«

»Frag nach DI Furth. Er erwartet dich.«

»Wann?«

»Vor ungefähr fünf Minuten.«

Ich rief Poppy an, mit der ich auf einen Drink verabredet war, und erwischte sie gerade noch rechtzeitig, um ihr zu sagen, dass ich mich ein paar Minuten verspäten würde.

Wenn jemand wegen öffentlicher Ruhestörung auffällig wird, kann es recht schwierig sein zu beurteilen, ob der

oder die Betreffende bösartig, betrunken, geisteskrank, körperlich krank, verwirrt, missverstanden, grundsätzlich ein Ekel, aber harmlos oder – in Einzelfällen – eine echte Bedrohung ist. Normalerweise verfährt die Polizei mit solchen Fällen recht willkürlich. In der Regel rufen sie uns nur, wenn extreme und eindeutige Gründe vorliegen. Vor einem Jahr aber war ein bereits festgenommener, dann jedoch wieder auf freien Fuß gesetzter Mann ein paar Stunden später mit einer Axt bewaffnet in der nächsten Hauptstraße aufgetaucht und hatte zehn Personen verletzt, von denen eine alte Frau ein paar Wochen später starb. Es hatte eine Meinungsumfrage gegeben, deren Ergebnis seit einem Monat vorlag, was zur Folge hatte, dass uns die Polizei zurzeit ständig um Rat bat.

Ich war schon mehrmals auf dem Revier gewesen, mit Francis oder allein. Das Komische daran war, dass wir, indem wir nach bestem Wissen und Gewissen herauszufinden versuchten, was mit diesen meist recht traurigen, verwirrten und übel riechenden Gestalten, die uns in einem Raum in Stretton Green gegenübersaßen, los war, in erster Linie der Polizei ein Alibi verschafften. Wenn dann das nächste Mal etwas schief ging, konnten sie die Verantwortung auf uns abwälzen.

Detective Inspector Furth war ein gut aussehender Mann, nicht viel älter als ich. Er begrüßte mich mit einem amüsierten, fast unverschämten Gesichtsausdruck, der mich veranlasste, nervös an meinen Kleidern hinunterzusehen, ob alles richtig saß. Aber schon einen Moment später wurde mir klar, dass das sein ganz normaler Gesichtsausdruck war, sein Schutzschild gegen die Welt. Er trug sein blondes Haar streng nach hinten gekämmt, und sein Kinn war kantig wie mit dem Lineal nachgezogen. Seine Haut wirkte leicht narbig. Vielleicht hatte er als Kind unter Akne gelitten.

»Dr. Quinn«, sagte er mit einem Lächeln und streckte mir die Hand entgegen. »Nennen Sie mich Guy. Ich bin neu hier.«

»Freut mich, Sie kennen zu lernen.« Er drückte meine Hand so fest, dass ich das Gesicht verzog.

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Sie noch so … ähm … jung sind.«

»Tut mir Leid«, begann ich, brach aber gleich wieder ab. »Wie alt sollte ich denn Ihrer Meinung nach sein?«

»Treffer!«, antwortete er, noch immer lächelnd. »Und Sie heißen Katherine – Kit abgekürzt. Das weiß ich von Dr. Hersh.«

Früher sagten nur meine Freunde Kit zu mir. Die Kontrolle darüber war mir schon vor Jahren entglitten, aber ich zuckte immer noch leicht zusammen, wenn ein Fremder mich so nannte.

»Wo ist er?«

»Diese Richtung. Möchten Sie eine Tasse Tee oder Kaffee?«

»Danke, aber ich bin ein wenig in Eile.«

Er führte mich durch das Großraumbüro. An einem der Schreibtische blieb er kurz stehen und griff nach einer wie ein Rugbyball geformten Tasse, bei der der Deckel gekappt war wie bei einem Frühstücksei.

»Meine Glückstasse«, erklärte er, während ich ihm durch eine Tür am hinteren Ende des Raums folgte. Vor dem Verhörraum blieb er stehen.

»Mit wem habe ich es zu tun?«, fragte ich.

»Einer Ratte namens Michael Doll.«

»Und?«

»Er hat sich auf dem Gelände einer Grundschule

rumgetrieben.«

»Hat er Kinder belästigt?«

»Nicht direkt.«

»Wieso ist er dann hier?«

»Die Eltern dort haben eine Aktionsgruppe gegründet. Sie verteilen Handzettel. Dabei ist er ihnen aufgefallen, und die Situation wurde ein wenig unangenehm.«

»Versuchen wir es doch mal anders herum: Wieso bin *ich* hier?«

Furth wich meinem Blick aus. »Sie kennen sich doch mit solchen Sachen aus, oder? Man hat mir gesagt, Sie arbeiten in Market Hill.«

»Hin und wieder, ja.« In der Tat teile ich meine Zeit auf zwischen Market Hill, einem Krankenhaus für geisteskranke Verbrecher, und der Welbeck-Klinik, die der Mittelklasse therapeutischen Beistand bietet.

»Jedenfalls ist er ein seltsamer Typ. Er hat recht komisches Zeug geredet. Murmelt die ganze Zeit vor sich hin. Wir haben uns schon gefragt, ob er vielleicht schizophren ist oder so.«

»Was wissen Sie über ihn?«

Furth rümpfte die Nase, als könnte er den Gestank des Mannes durch die Tür riechen. »Neunundzwanzig Jahre alt. Tut nicht viel. Ein bisschen Taxifahren.«

»Ist er früher schon mal wegen sexueller Belästigung aufgefallen?«

»Nicht wirklich. Leichter Hang zum Exhibitionismus.«

Ich schüttelte den Kopf. »Finden Sie das alles nicht ein bisschen vage?«

»Was, wenn er trotzdem gefährlich ist?«

»Sie meinen, wenn er der Typ Mensch ist, der

irgendwann in der Zukunft gewalttätig werden könnte? Genau solche Fragen habe ich meiner Betreuerin gestellt, als ich in der Klinik anfing. Sie hat mir geantwortet, das würden wir jetzt wahrscheinlich nicht feststellen können und uns hinterher alle ganz schrecklich fühlen.«

Furth runzelte die Stirn. »Ich bin solchen Scheißkerlen wie Doll begegnet, *nachdem* sie ihr Verbrechen begangen hatten. Dann findet die Verteidigung immer jemanden, der vor Gericht über die schwierige Kindheit dieser Leute faselt.«

Michael Doll hatte volles Haar, das ihm in Locken bis auf die Schultern fiel, und ein hageres Gesicht mit vorstehenden Wangenknochen. Seine Züge wirkten seltsam zart. Insbesondere seine Lippen erinnerten mit ihrer ausgeprägten Herzform an die einer jungen Frau. Allerdings hatte er ein auswärts schielendes Auge, und es war schwer zu sagen, ob er mich ansah oder knapp an mir vorbei. Seiner Bräune nach zu urteilen, verbrachte er einen Großteil seiner Zeit im Freien. Ich hatte den Eindruck, dass der Raum auf ihn beklemmend wirkte. Seine großen, schwieligen Hände hielten einander umklammert, als versuchten sie, sich gegenseitig am Zittern zu hindern.

Er trug Jeans und eine graue Windjacke, die nicht weiter seltsam gewirkt hätte, wäre darunter nicht der dicke orangefarbene Pulli gewesen, den sie nicht ganz verdeckte. In einem anderen Leben, einer anderen Welt wäre er vielleicht ein attraktiver Typ gewesen, so aber hatte er etwas Unheimliches an sich, das ihn umgab wie ein übler Geruch.

Als wir den Raum betraten, sprach er gerade schnell und nahezu unverständlich auf eine gelangweilt wirkende Beamtin ein. Ihr war anzusehen, wie erleichtert sie über unser Erscheinen war. Nachdem sie mir Platz gemacht hatte, setzte ich mich gegenüber von Michael Doll an den

Tisch und stellte mich vor. Ich verzichtete darauf, ein Notizbuch herauszuholen. Wahrscheinlich würde das gar nicht nötig sein.

»Ich werde Ihnen ein paar einfache Fragen stellen«, erklärte ich.

»Die haben es auf mich abgesehen«, murmelte Doll. »Sie wollen mich dazu bringen, irgendwelche Sachen zuzugeben.«

»Ich bin nicht hier, um mit Ihnen über das zu sprechen, was Sie getan haben. Ich möchte bloß herausfinden, wie es Ihnen geht. Ist das in Ordnung?«

Er blickte sich argwöhnisch um. »Ich weiß nicht. Sind Sie von der Polizei?«

»Nein. Ich bin Ärztin.«

Seine Augen weiteten sich. »Glauben Sie, ich bin krank? Oder verrückt?«

»Was glauben *Sie* denn?«

»Mir fehlt nichts.«

»Dann ist es ja gut.« Ich fand selbst, dass meine Stimme widerlich herablassend klang. »Nehmen Sie irgendwelche Medikamente?« Er starrte mich verwirrt an. »Tabletten? Oder Tropfen?«

»Ich nehme was für meine Verdauung. Ich bekomme immer solche Schmerzen. Nachdem ich gegessen habe.« Er klopfte gegen seine Brust.

»Wo wohnen Sie?«

»Ich habe ein Zimmer. Drüben in Hackney.«

»Sie leben allein?«

»Ja. Irgendwas dagegen einzuwenden?«

»Nicht das Geringste. Ich lebe auch allein.«

Dolls Lippen verzogen sich zu einem kleinen Grinsen.

Es sah nicht besonders nett aus. »Haben Sie einen Freund?«

»Sie?«

»Ich bin doch keine Schwuchtel!«

»Ich meine, haben Sie eine Freundin?«

»Sie zuerst!«, gab er in scharfem Ton zurück.

Er war durchaus schlagfertig. Versuchte mich sogar zu manipulieren. Was aber noch lange nicht hieß, dass er verrückter war als die übrigen im Raum Anwesenden.

»Ich bin hier, um etwas über *Sie* zu erfahren«, antwortete ich.

»Sie sind genau wie die anderen.« In seiner Stimme schwang jetzt ein wütendes Zittern mit. »Sie wollen mich in eine Falle locken. Etwas aus mir rauskitzeln.«

»Was könnte ich denn aus Ihnen rauskitzeln?«

»Ich weiß nicht, ich … ich …« Er fing zu stammeln an. Seine Hände umklammerten die Tischkante. An seiner Schläfe pulsierte eine Ader.

»Ich will Sie nicht in eine Falle locken, Michael.« Ich stand auf und sah zu Furth hinüber.

»Ich bin fertig.«

»Und?«

»Ich sehe keine Probleme.«

Neben mir hörte ich Doll weiterplappern wie ein Radio, das jemand auszuschalten vergessen hatte.

»Wollen Sie ihn denn nicht fragen, was er bei der Schule zu suchen hatte?«

»Warum?«

»Weil er ein Perverser ist, darum!« Inzwischen war das Lächeln aus Furths Gesicht verschwunden. »Er ist eine Gefahr für andere, und wir dürfen nicht zulassen, dass er

sich in der Nähe von Kindern rumtreibt.« Dieser Teil war an mich gerichtet. Nun begann er an mir vorbei mit Doll zu sprechen. »Glauben Sie bloß nicht, dass Ihnen das irgendwas bringt, Mickey. Wir wissen über Sie Bescheid.«

Ich warf einen Blick zu Doll hinüber. Sein Mund stand offen wie bei einem Frosch oder Fisch. Ich wandte mich zum Gehen. Ab diesem Zeitpunkt bekam ich die Dinge nur noch bruchstückhaft mit. Ein klirrendes Geräusch. Ein Schrei. Ein Stoß von der Seite. Ein reißendes Gefühl an der einen Hälfte meines Gesichts, von oben nach unten. Ich konnte es fast hören. Rasch gefolgt von einem warmen Schwall auf meinem Gesicht und meinem Hals. Der Boden, der mir entgegenkam. Linoleum, das hart gegen meinen Körper schlug. Ein Gewicht auf mir. Schreie. Andere Menschen um mich herum. Ich versuchte, mich hochzustemmen, glitt aber aus. Meine Hand war nass. Ich starrte sie an. Blut. Überall Blut. Alles war rot. Unglaubliche Mengen von Blut überall. Ich wurden über den Boden gezerrt, hochgehoben.

Es war ein Unfall. Ich war der Unfall.

1. KAPITEL

»Und ich hab gesagt: ›Ja, ja, ich glaube an Gott, aber Gott kann auch der Wind in den Bäumen und der Blitz am Himmel sein.‹«

Er beugte sich vor und deutete mit seiner Gabel auf mich. Der Mann, mit dem ich am Ende des Abends nicht nach Hause gehen, dessen Telefonnummer ich verlieren würde. »Gott kann das eigene Gewissen sein. Oder ein anderer Name für die Liebe. Oder der Urknall. ›Ja‹, hab ich gesagt, ›ich bin der Überzeugung, dass sogar der Urknall eine Bezeichnung für den Glauben eines Menschen sein kann.‹ Darf ich Ihnen nachschenken?«

Das war der Stand der Dinge, den wir an diesem Abend erreicht hatten. Sechs Flaschen Wein für acht Leute, und das, obwohl wir erst beim Hauptgang angelangt waren. Labberiger Fisch mit Erbsen. Poppy ist eine der schlechtesten Köchinnen, die ich kenne. Sie produziert riesige Mengen, die wie misslungene Babynahrung schmecken. Ich warf einen Blick zu ihr hinüber. Sie war gerade in irgendeine Diskussion mit Cathy verwickelt, fuchtelte dabei übertrieben dramatisch mit den Armen herum und saß so weit nach vorn gebeugt, dass ihr ein Ärmel in den Teller hing. Trotz ihrer herrischen Art war sie im Grunde ein ängstlicher und unsicherer, vielleicht sogar unglücklicher Mensch, aber stets großzügig – sie gab diese kleine Party anlässlich meiner Genesung und bevorstehenden Rückkehr in die Arbeit. Offenbar spürte sie meinen Blick, denn sie schaute zu mir herüber und lächelte mich an. Plötzlich sah sie wieder so jung aus wie die Studentin, die ich zehn Jahre zuvor kennen gelernt hatte.

Kerzenlicht schmeichelt jedem. Die Gesichter rund um den Tisch schienen auf geheimnisvolle Weise zu strahlen. Ich betrachtete Seb, Poppys Ehemann. Er war Arzt, genauer gesagt Psychiater. Unsere Reviere grenzten aneinander, zumindest hatte er das irgendwann mal so ausgedrückt. Ich hatte mich nie als Besitzerin eines Reviers gesehen, aber Seb wirkte manchmal wirklich wie ein Hund, der in seinem Garten patrouillierte und jeden anbellte, der sich zu nahe heranwagte. Seine scharfen Züge wurden durch das freundliche, flackernde Licht etwas gemildert. Cathy wirkte nicht mehr dunkel und schwer, sondern golden und weich. Ihr Mann saß am anderen Tischende in geheimnisvolles Dämmerlicht gehüllt, während der Mann zu meiner Linken nur aus Licht- und Schattenflächen zu bestehen schien.

»Ich hab zu ihr gesagt: ›Wir haben alle das Bedürfnis, an irgendetwas zu glauben. Gott kann auch für unsere Träume stehen. Wir alle brauchen Träume.‹«

»Das stimmt.« Ich schob mir eine Gabel voll Kabeljau in den Mund.

»Liebe. ›Was ist das Leben ohne Liebe?‹, hab ich gesagt. Ich hab gesagt« – er sprach jetzt lauter, an den ganzen Tisch gewandt – »›Was ist das Leben ohne Liebe?‹«

»Auf die Liebe«, meinte Olive und hob lachend ihr leeres Glas. Ihr Lachen klang wie das Geläut einer gesprungenen Glocke. Sie war eine große, dunkle, an einen Raubvogel erinnernde Frau, deren blauschwarzes Haar sich auf ihrem Kopf dramatisch türmte. Auf mich wirkt sie seit jeher eher wie ein Model, nicht wie eine Geriatrieschwester. Sie lehnte sich vor und platzierte einen schmatzenden Kuss auf den Mund ihres neuen Freundes, der zurückgelehnt neben ihr saß und einen leicht benommenen Eindruck machte.

»Gibt es jemanden in Ihrem Leben?«, murmelte mein Nachbar. Er war wirklich ziemlich beschwipst. »Jemanden, den Sie lieben?«

Blinzelnd versuchte ich mich zu erinnern. An eine andere Party, ein anderes Leben, bevor ich fast gestorben und als eine Frau ins Leben zurückgekehrt war, deren Gesicht von einer Narbe zweigeteilt wurde: Albie in einem ungenutzten Schlafzimmer in einem fremden Haus, mit einer anderen Frau, die Hände auf ihrem erdbeerroten Kleid. Er streifte ihr die Träger von den Schultern, berührte ihre cremeweißen Brüste. Sie hatte die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelegt. Ihr kräftig roter Lippenstift war verschmiert. Betrunken nuschelte er:

»Nein, nein, wir dürfen das nicht!«, ließ sie aber trotzdem gewähren, blieb völlig locker und passiv, während ihre Finger sich an seinem Reißverschluss zu schaffen machten. Ich hatte auf dem Treppenabsatz gestanden und zu ihnen hineingespäht, unfähig, mich zu bewegen oder einen Laut von mir zu geben. Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Dingen, die man beim Sex tun kann, dachte ich damals, während ich auf diese Szene starrte. All die Gesten, von denen wir glauben, es seien unsere ganz persönlichen, gehören genauso anderen Leuten. Die Art, wie sie mit dem Daumen über seine Unterlippe strich. Ich mache das auch so. In dem Moment entdeckte mich Albie, und ich dachte: Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Arten, wie man seinen Geliebten mit einer anderen erwischen kann. Es erschien mir so abgedroschen. Sein schönes Hemd hing an ihm herunter. Wir hatten einander angestarrt, die sich rekelnde Frau zwischen uns. Ich konnte meinen Herzschlag hören. Was ist das Leben ohne Liebe?

»Nein«, antwortete ich. »Zurzeit nicht.«

Poppy klopfte mit dem Messer gegen ihr Glas. Oben im

ersten Stock hörte ich ein Kind kreischen. Über unseren Köpfen schlug etwas dumpf auf den Boden. Seb runzelte die Stirn.

»Ich möchte einen Toast aussprechen.« Poppy räusperte sich.

»Warte noch einen Moment, lass mich erst die Gläser nachfüllen.«

»Vor drei Monaten passierte Kit diese schreckliche … Sache …«

Mein Tischnachbar wandte sich zu mir um und starrte auf mein Gesicht. Ich hob die Hand, um die Narbe zu bedecken, als könnte sein Blick sie zum Brennen bringen.

»Sie ist von einem Wahnsinnigen angegriffen worden.«

»Also …«, begann ich zu protestieren.

»Alle, die wie ich an ihrem Krankenbett gestanden … die gesehen haben, was er ihr angetan hatte … wir waren völlig entsetzt.« Der Alkohol und die Rührung ließen Poppys Stimme schwanken. Verlegen starrte ich auf meinen Teller. »Aber niemand sollte sie nach dem äußeren Schein beurteilen.« Sie lief rot an und sah erschrocken zu mir herüber. »Ich meine nicht die … du weißt schon.« Wieder hob ich die Hand ans Gesicht. Ich ertappte mich jetzt ständig bei dieser Geste des Selbstschutzes, zu der ich damals nicht fähig gewesen war. »Sie mag ja einen sehr sanften Eindruck machen, aber in Wirklichkeit ist sie eine starke, mutige Frau. Sie war schon immer eine Kämpferin, und deswegen sitzt sie jetzt auch hier bei uns und fängt am Montag wieder zu arbeiten an. Dieser Abend ist für sie, und ich möchte, dass ihr alle eure Gläser hebt, um ihre Genesung zu feiern und … na ja, das war’s eigentlich schon. Ich war noch nie besonders gut im Redenhalten. Jedenfalls trinken wir jetzt auf unsere liebe Kit!«

»Auf Kit!«, riefen alle im Chor. Ihre Gläser stießen über

den Resten des Essens klirrend aneinander. Alle Gesichter um mich herum leuchteten, lächelten mich an, verschwammen für ein paar Momente im Kerzenlicht, um dann von neuem Gestalt anzunehmen. »Kit!«

Ich brachte ein Lächeln zustande. Eigentlich wollte ich das alles gar nicht und fühlte mich deswegen schlecht.

»Komm schon, Kit, du musst auch eine Rede halten!« Seb grinste mich an. Wahrscheinlich kennen Sie sein Gesicht oder seine Stimme. Sie haben bestimmt schon seine Meinung über alles Mögliche gehört, angefangen von Serienkillern bis hin zu kindlichen Albträumen oder kollektivem Massenwahn. Er macht mir oft Komplimente, lächelt mich an und tut sein Bestes, um mich aufzubauen, aber ich nehme an, im Grunde hält er mich für eine hoffnungslose Anfängerin in seinem Beruf. »Du kannst nicht nur schüchtern dasitzen und lieb schauen, Kit. Sag was!«

»Also gut.« Ich musste an Michael Doll denken, wie er sich mit erhobener Hand auf mich stürzte. »Eigentlich bin ich gar keine Kämpferin. Im Gegenteil, ich –« Von oben drang ein Schrei, gefolgt von lautem Geheul.

»Herrje!«, seufzte Poppy und stand auf. »Andere Kinder liegen um halb elf im Bett und schlafen. Unsere tragen noch Ringkämpfe aus. Bin gleich wieder da.«

»Nein, lass mich gehen!« Rasch schob ich meinen Stuhl zurück.

»Sei nicht blöd!«

»Nein, wirklich, ich möchte gern. Ich habe die Kinder den ganzen Abend nicht gesehen. Ich möchte ihnen gute Nacht sagen.«

Ich rannte praktisch aus dem Zimmer. Während ich die Treppe hinaufstieg, hörte ich Kinderfüße den Gang entlangrennen, begleitet von leisem Wimmern. Als ich

schließlich in ihr Zimmer trat, lagen Amy und Megan bis zum Hals zugedeckt in ihren Betten. Megan, mit ihren sieben Jahren die Ältere der beiden, stellte sich schlafend, auch wenn mir ihre zitternden Lider verrieten, welche Anstrengung es sie kostete, die Augen geschlossen zu halten. Die fünfjährige Amy hatte die Augen weit offen. Neben ihr auf dem Kissen lag ein Plüschhase mit Knopfaugen und abgewetzten Ohren.

»Hallo, ihr zwei!« Ich ließ mich auf dem Fußende von Amys Bett nieder. Im Licht des Nachtlämpchens konnte ich sehen, dass sie einen roten Fleck auf der Wange hatte.

»Kitty«, sagte sie. Abgesehen von Albie waren diese beiden die einzigen Menschen, die mich Kitty nannten. »Megan hat mich geschlagen.« Megan setzte sich entrüstet auf. »Lügnerin! Sie hat mich gekratzt! Schau her! Man kann es noch genau sehen!« Sie hielt mir ihre Hand hin.

»Sie hat Spatzenhirn zu mir gesagt!«

»Hab ich nicht!«

»Ich bin gekommen, um euch gute Nacht zu sagen.«

Beide saßen jetzt mit zerzausten Haaren, leuchtenden Augen und geröteten Wangen in ihren Betten. Ich legte eine Hand auf Amys Stirn. Sie fühlte sich heiß und feucht an. Ein sauberer Geruch nach Seife und Kinderschweiß stieg von ihr auf. Sie hatte Sommersprossen auf der Nase und ein spitzes Kinn.

»Es ist schon spät«, sagte ich.

»Amy hat mich aufgeweckt«, erklärte Megan.

»Oh!«, sagte Amy voller Entrüstung.

Von unten drang Stimmengemurmel und das Geklapper von Besteck herauf. Jemand lachte.

»Wie bringe ich euch zwei jetzt zum Einschlafen?«

»Tut es noch weh?« Amy stupste mit einem Finger

gegen meine Wange. Ich zuckte zurück.

»Inzwischen nicht mehr.«

»Mummy sagt, es ist eine Schande«, erklärte Megan.

»Ja?«

»Und sie hat gesagt, dass Albie nicht mehr bei dir ist.« Albie hatte sie oft gekitzelt und ihnen Lutscher geschenkt. Oder die Hände vor den Mund gelegt und hineingeblasen, was dann wie der Schrei einer Eule klang.

»Das stimmt.«

»Wirst du jetzt keine Babys bekommen?«

»Schsch, Amy, so was sagt man nicht!«

»Eines Tages vielleicht schon«, antwortete ich. Ich spürte ein leichtes, sehnsüchtiges Ziehen in meinem Bauch. »Aber jetzt noch nicht. Soll ich euch eine Geschichte erzählen?«

»Ja!«, antworteten beide mit triumphierender Stimme. Nun hatten sie erreicht, was sie wollten.

»Eine kurze.« Ich durchforstete mein Gedächtnis nach einer geeigneten Geschichte. »Es war einmal ein Mädchen, das lebte mit seinen zwei hässlichen Schwestern …«

Aus den Betten ertönte einstimmiges Stöhnen. »Nein, die nicht!«

»Lieber Schneewittchen? Die sieben Raben? Rapunzel?«

»La-angweilig! Erzähl uns eine, die du dir selbst ausgedacht hast«, forderte Megan mich auf. »Eine Geschichte aus deinem Kopf.«

»Über zwei Mädchen …«, schlug Amy vor.

»… die Amy und Megan heißen …«

»… und ein Abenteuer in einem Schloss erleben.«

»Also gut, also gut! Mal sehen.« Ich begann zu

sprechen, ohne die geringste Ahnung zu haben, wie ich weitermachen würde.

»Es waren einmal zwei kleine Mädchen namens Megan und Amy. Megan war sieben und Amy fünf. Eines Tages verirrten sich die beiden.«

»Wie?«

»Sie machten einen Spaziergang mit ihren Eltern. Es war am frühen Abend, und plötzlich kam ein schlimmes Gewitter, mit Donner und Blitz und wilden Sturmböen. Die Mädchen versteckten sich in einem hohlen Baum, aber als der Regen aufhörte, merkten sie, dass sie ganz allein in einem großen Wald waren und keine Ahnung hatten, wo sie sich befanden.«

»Gut«, meinte Megan.

»Deswegen sagte Megan, sie sollten losmarschieren und nach einem Haus suchen.«

»Und was habe ich gesagt?«

»Amy sagte, sie sollten die Brombeeren an den Büschen rundherum essen, um nicht vor Hunger zu sterben. Die beiden gingen und gingen. Immer wieder fielen sie hin und schürften sich die Knie auf. Es wurde dunkler und dunkler, am Himmel zuckten Blitze, und immer wieder flogen große schwarze Vögel ganz knapp an ihnen vorbei und gaben dabei schreckliche kreischende Geräusche von sich. Aus den Büschen starrten sie Augen an … Tieraugen.«

»Panther.«

»Ich glaube nicht, dass es in dem Wald Panther –«

»Panther«, wiederholte Megan in bestimmtem Ton.

»Also gut, Panther. Plötzlich sah Megan ein Licht durch die Bäume schimmern.«

»Und was habe ich –«

»Amy sah es im selben Moment. Sie gingen darauf zu. Als sie es erreichten, stellten sie fest, dass es von einer Öllampe stammte, die über einer hölzernen Rundbogentür hing. Die Tür gehörte zu einem großen, halb verfallenen Haus. Es war Furcht erregend, ein unheimlicher Ort, aber inzwischen waren die Mädchen so müde und ausgefroren, dass sie beschlossen, das Wagnis einzugehen. Als sie an die Tür klopften, hörten sie das Geräusch drinnen wie einen Trommelschlag widerhallen.« Ich legte eine Pause ein. Inzwischen saßen die Mädchen mucksmäuschenstill und mit offenem Mund da. »Aber niemand kam, und immer mehr große schwarze Vögel flatterten kreischend um sie herum, bis eine ganze Wolke von ihnen den Himmel verdunkelte. Schwarze Vögel, zuckende Blitze, Donnergetöse und dazu noch die Äste der Bäume, die sich gespenstisch im Wind wiegten. Schließlich drückte Megan fest gegen die Tür, bis sie quietschend aufschwang. Amy nahm die Öllampe vom Eingang, und zusammen betraten sie das halb verfallene Haus. Sie hielten sich an den Händen und spähten in jeden Winkel. Sie befanden sich in einem Gang, an dessen Wänden Wasser herunterlief. Sie folgten dem Gang, bis sie in einen Raum gelangten. Er war ganz blau gestrichen, sogar die hohe Zimmerdecke, und in der Mitte blubberte ein kalter blauer Brunnen. Sie konnten das Geräusch von Wellen hören, die an einen Strand klatschten. Es war ein Raum des Wassers, der Ozeane und fernen Länder, der ihnen das Gefühl gab, ihrem Zuhause ferner zu sein als je zuvor. Rasch gingen sie ein Stück weiter und kamen in einen zweiten Raum. Es war ein grünes Zimmer voller Farne und Topfpflanzen, und es erinnerte sie an die Parks, in denen sie so gern spielten. Plötzlich hatten sie schlimmer Heimweh als je zuvor. Deswegen gingen sie erneut weiter und kamen zu einem dritten Raum. Die Tür zu diesem war geschlossen.

Von außen war sie rot gestrichen. Aus irgendeinem Grund hatten sie große Angst vor diesem Raum, noch ehe sie die Tür geöffnet hatten.«

»Warum?«, fragte Megan. Sie streckte mir die Hand hin, und ich nahm sie fest in die meine.

»Hinter der roten Tür lag das rote Zimmer. Sie wussten, dass in diesem Zimmer alles war, wovor sie am meisten Angst hatten. Das waren für Megan andere Dinge als für Amy. Wovor hast du am meisten Angst, Megan?«

»Ich weiß nicht.«

»Hast du nicht Angst davor, in großer Höhe zu sein?«

»Ja. Und davor, aus einem Boot zu fallen und zu sterben. Und vor der Dunkelheit. Und vor Tigern. Und Krokodilen.«

»Alles das war für Megan in dem roten Zimmer. Und für Amy?«

»Amy hasst Spinnen«, erklärte Megan genüsslich. »Sie schreit schon, wenn sie eine bloß von weitem sieht.«

»Ja, und Giftschlangen. Und Feuerwerksraketen, die in meinem Haar explodieren.«

»Ok. Was haben Megan und Amy als Nächstes getan?«

»Sie sind davongelaufen.«

»Nein, das sind sie nicht. Sie wollten das Innere dieses Raums sehen. Sie wollten die Tiger und Boote und Krokodile sehen –«

»Und die Giftschlangen –«

»Und die Giftschlangen. Sie schoben also die Tür auf, betraten das rote Zimmer, sahen sich darin um und stellten fest, dass alles darin rot war. Die Decke war rot, die Wände waren rot, sogar der Boden war rot.«

»Aber was war in dem Zimmer?«, fragte Megan. »Wo

waren die Krokodile?«

Ratlos hielt ich inne. Was war tatsächlich in dem Zimmer? Über diesen Teil der Geschichte hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht. Einen Moment lang dachte ich an einen echten wilden Tiger, der sie beide auffressen würde.

»Da war ein kleiner Plüschtiger«, antwortete ich. »Und ein Plüschkrokodil.«

»Und eine Plüschschlange.«

»Ja, und ein kleines Spielzeugboot, und außerdem leckeres Essen und ein großes, schönes weiches Bett. Und die Eltern von Megan und Amy, die die zwei kleinen Mädchen ins Bett brachten, liebevoll zudeckten und ihnen einen dicken Gutenachtkuss gaben, woraufhin beide sofort einschliefen.«

»Mit einem Nachtlicht?«

»Mit einem Nachtlicht.«

»Ich möchte noch eine Geschichte hören!«, erklärte Megan.

Ich beugte mich zu ihnen hinunter und küsste ihre krause Stirn. »Nächstes Mal«, antwortete ich und wandte mich zum Gehen.

»Der Schluss war ein bisschen abrupt, fand ich.« Erschrocken fuhr ich herum. Seb stand in der Tür und lächelte. »Wo hast du die Geschichte her? Aus der Bruno-Bettelheim-Sammlung von Gutenachtgeschichten?«

Er begleitete seine Frage mit einem Grinsen, aber ich meinte es ernst, als ich antwortete: »Das war ein Traum, den ich im Krankenhaus hatte.«

»Ich nehme an, in deinem roten Zimmer gab es weder Spielsachen noch ein warmes Bett.«

»Nein.«

»Was war in dem Zimmer?«

»Ich weiß es nicht.« Das war gelogen. Ich spürte, wie mein Magen sich verkrampfte.

Später machte mir mein betrunkener Freund, der daran glaubte, dass Gott der Urknall war, das Angebot, mich nach Hause zu fahren. Ich lehnte dankend ab und ging zu Fuß. Von Poppy und Seb bis zu meiner Wohnung in Clerkenwell waren es nur gut eineinhalb Kilometer. Der kühle, feuchte Wind blies mir ins Gesicht, und meine Narbe kribbelte leicht. Der Halbmond schwebte zwischen dünnen Wolken über den orangefarbenen Straßenlampen. Ich fühlte mich zufrieden und zugleich traurig, auf jeden Fall ein wenig beschwipst. Ich hatte meine Rede dann doch noch gehalten – darüber, wie sehr mir der Beistand meiner Freunde in dieser schlimmen Zeit geholfen habe und dass ich das Leben jetzt noch mehr schätzte. Ich hatte all die abgedroschenen, aber wahren Phrasen von mir gegeben und anschließend Apfelkuchen gegessen. Dann hatte ich mich entschuldigt und war aufgebrochen. Nun war ich endlich allein.

Meine Schritte hallten in den leeren Straßen wider, wo Wasserlachen glitzerten und der Wind klirrende Blechdosen in die Hauseingänge trieb. Eine Katze schmiegte sich um meine Beine und verschwand dann im Schatten einer Seitenstraße.

Zu Hause fand ich eine Nachricht von meinem Vater auf dem Anrufbeantworter vor. »Hallo«, sagte er mit klagender Stimme. Er hielt inne, wartete einen Moment. »Hallo? Kit? Hier ist dein Vater.« Das war's.

Es war zwei Uhr morgens, und ich fühlte mich hellwach. Mir schwirrte richtig der Kopf. Ich machte mir eine Tasse Tee – nichts leichter als das, wenn man alle ist. Ein Beutel,

kochendes Wasser darüber, dazu ein paar Tropfen Milch. Manchmal esse ich im Stehen vor dem Kühlschrank oder während ich in der Küche herumstöbere. Eine Scheibe Käse, einen Apfel, ein altes Brötchen aus der Tüte, einen Keks, auf dem ich geistesabwesend herumkaue. Orangensaft trinke ich meistens gleich aus dem Karton. Als Albie noch da war, gab es immer große, aufwändige Mahlzeiten – überkochende Pfannen voller Fleisch mit Unmengen von Kräutern und Gewürzen. Seltsame, unförmige Käse auf dem Fensterbrett. Entkorkt bereitstehende Weinflaschen. Lautes Lachen, das durch sämtliche Räume hallte. Ich ließ mich auf dem Sofa nieder und nippte an meinem Tee. Und weil ich allein war und in sentimentaler Stimmung, holte ich ihr Foto heraus.

Sie war damals in meinem Alter, das wusste ich, aber sie sah unglaublich jung aus, als wäre die Aufnahme vor langer, langer Zeit entstanden. Wie ein weit entferntes Kind oder jemand, den man durch ein Tor am Ende des Gartens erspäht. Sie saß in ausgefransten Jeansshorts und einem roten T-Shirt auf einem Flecken Gras, einen Baum im Rücken. Ihre nackten runden Knie waren vom Sonnenlicht gesprenkelt. Sie hatte ihr langes hellbraunes Haar hinter die Ohren geschoben, aber eine vorwitzige Strähne war entwischt und fiel ihr über ein Auge. Sie hatte ein weiches, rundes, mit winzigen Sommersprossen übersätes Gesicht und graue Augen und sah aus wie ich. Das sagte jeder, der sie gekannt hatte: »Du bist wirklich das Ebenbild deiner Mutter. Armes Mädchen«, fügten sie dann meist hinzu. Damit meinten sie wohl mich. Oder sie. Wahrscheinlich uns beide.

Sie starb, bevor ich alt genug war, um sie im Gedächtnis zu behalten, auch wenn ich oft versucht habe, mich durch den Nebel der ersten Lebensjahre hindurchzukämpfen, um zu sehen, ob ich sie an den ausgebleichten Rändern meiner

Erinnerung finden konnte. Alles, was ich besaß, waren Fotos wie dieses und die Geschichten, die mir andere über sie erzählt hatten. Ich kannte sie nur durch die Worte anderer Menschen. Deswegen war das, was mir jetzt so sehr fehlte, auch nicht wirklich meine Mutter, sondern meine unglaublich zärtliche Vorstellung von ihr.

Dank des Datums, das mein Vater so gewissenhaft auf die Rückseite geschrieben hatte, wusste ich, dass sie zu dem Zeitpunkt bereits schwanger war, auch wenn man es noch nicht sah. Ihr Bauch war flach, aber ich war schon da. Für niemanden sichtbar. Deshalb liebte ich dieses Foto so: Es war ein Bild von uns beiden. Von mir und ihr und einer Zukunft voller Liebe. Ich berührte sie mit meinem Zeigefinger. Ihr Gesicht leuchtete. Ich muss immer noch weinen, wenn ich sie anschaue.

2. KAPITEL

Ich habe dem Silvesterabend immer mit einer gewissen Nervosität entgegengeblickt. Es gelingt mir einfach nicht, an einen wirklichen Neustart zu glauben. Eine Freundin hat mal zu mir gesagt, das bedeute, dass ich eigentlich mehr eine Protestantin als eine Katholikin sei. Sie meinte wohl damit, dass ich mein Leben hinter mir herschleppe: meine schmutzige Wäsche und mein unerwünschtes Gepäck. Trotzdem wollte ich mit meiner Rückkehr zur Arbeit einen neuen Anfang machen. In meiner Wohnung befanden sich noch jede Menge Sachen, die Albie zurückgelassen hatte. Obwohl unsere Trennung nun schon sechs Monate zurücklag, hingen immer noch ein paar von seinen Hemden im Schrank, und ein altes Paar Schuhe stand unter meinem Bett. Ich hatte ihn nicht richtig hinausgeworfen. Immer wieder tauchten Sachen von ihm auf. Wie Wrackteile, die nach einem Unwetter an den Strand gespült wurden.

An diesem Sonntagabend schlüpfte ich in eine weiße Baumwollhose und ein orangefarbenes Oberteil mit Dreiviertelärmeln, das am Ausschnitt wie eine feine Weste mit Spitze eingefasst war. Ich tuschte mir die Wimpern, gab etwas Gloss auf die Lippen und tupfte einen Hauch von Parfüm hinter die Ohren. Dann bürstete ich mein Haar und steckte es hoch, obwohl es noch leicht feucht war. Es spielte keine Rolle. Er würde kommen, und ein wenig später würde er wieder gehen, und ich würde wieder bei weit geöffneten Fenstern und zugezogenen Vorhängen in meiner Wohnung allein sein, ein Glas kalten Wein trinken und Musik hören, irgendwas Ruhiges. Ich stellte mich vor den hohen Spiegel in meinem Schlafzimmer. Die Frau

darin wirkte recht gefasst. Ich lächelte, und sie lächelte zurück, hob ironisch die Augenbrauen.

Natürlich kam er zu spät. Er kommt immer ein bisschen zu spät. Normalerweise trifft er völlig atemlos, aber lachend ein und beginnt zu reden, kaum dass die Tür richtig offen ist. Ich hörte ihn schon lachen, bevor ich ihn das erste Mal sah. Ich drehte mich um, und da war er, zufrieden mit sich selbst. Beneidenswert, dachte ich damals.

Heute war er stiller, sein Lächeln wirkte vorsichtig.

»Hallo, Albie.«

»Du siehst sehr gut aus«, sagte er und betrachtete mich, als wäre ich ein Kunstwerk an einer Wand, über das er sich noch nicht recht schlüssig war. Er beugte sich vor und küsste mich auf beide Wangen. Seine Bartstoppeln kratzten über meine Haut, meine Narbe. Seine Arme ruhten fest auf meinen Schultern. Er hatte schwarze Tinte an den Fingern.

Ich erlaubte mir, ihn einen Moment anzusehen, ehe ich mich aus seiner Umarmung befreite. »Komm rein.«

Er schien mein geräumiges Wohnzimmer ganz auszufüllen.

»Wie geht’s dir denn, Kitty?«

»Gut«, antwortete ich mit fester Stimme.

»Ich hab dich im Krankenhaus besucht, nachdem ich davon erfahren hatte. Du erinnerst dich wahrscheinlich nicht daran. Natürlich nicht. Du hast wirklich schlimm ausgesehen.« Lächelnd hob er einen Finger, um damit über meine Verletzung zu fahren. Das schien den Leuten Spaß zu machen. »Es heilt gut. Ich finde, Narben können durchaus schön sein.«

Ich wandte mich ab. »Sollen wir loslegen?«

Wir fingen in der Küche an. Er nahm sein spezielles Pilzmesser, bei dem am Griffende eine Bürste zum Wegfegen von Erdresten angebracht war, sein Fondueset mit den sechs langen Gabeln, seine gestreifte Schürze und die lächerliche Kochhaube, ohne die er nicht an den Herd trat, außerdem drei Kochbücher. Ich erinnerte mich noch genau an den gedünsteten Aal. Das Passionsfruchtsoufflé, das so stark aufgegangen war, dass es oben am Herd klebte. Die mexikanischen Tacos, gefüllt mit Minze, Sauerrahm und Zwiebeln. Er aß auch mit Genuss, wobei er gleichzeitig mit der Gabel herumfuchtelte, sich Essen in den Mund stopfte, mit mir diskutierte und sich über die Kerzen auf dem Tisch zu mir herüberbeugte, um mich zu küssen. Letztes Jahr Weihnachten hatte er so viel vom Gänsebraten gegessen und ihn mit so viel kräftigem Rotwein hinuntergespült, dass er anschließend in die Notaufnahme musste, weil er sich einbildete, einen Herzinfarkt zu haben.

»Was ist damit?« Ich hielt eine Kupferpfanne hoch, die wir gemeinsam gekauft hatten.

»Behalte sie.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

»Und all die spanischen Teller, die wir –«

»Sie gehören dir.«

Aber er nahm seinen Morgenmantel mit, seine südamerikanische Gitarrenmusik, seine Gedichtbände und Physikbücher, seine auberginenfarbene Krawatte. »Ich glaube, das ist alles.«

»Möchtest du ein Glas Wein?«

Er zögerte einen Augenblick, ehe er den Kopf schüttelte.

»Ich muss zurück.« Er griff nach seiner Tasche.

»Seltsame alte Welt, nicht wahr?«

»Das ist alles?«

»Was?«

»Deine Grabrede auf unsere Beziehung. Seltsame alte Welt.«

Er starrte mich mit gerunzelter Stirn an. Über seiner Nase bildeten sich zwei vertikale Falten. Ich gab ihm mit einem beruhigenden Lächeln zu verstehen, dass es nicht wirklich eine Rolle spielte. Ich lächelte, als er aufstand, um mit seinen Kartons aufzubrechen, lächelte, als er mich zum Abschied küsste, lächelte, als er die paar Stufen zu seinem Auto hinunterging, und lächelte auch noch, als er davonfuhr. Ab jetzt würde ich nur noch nach vorn blicken, nicht mehr zurück.

Die Welbeck-Klinik steht in einem ruhigen Wohngebiet in King's Cross. Als sie Ende der Fünfziger gebaut wurde, ging es in erster Linie darum, nicht den Eindruck zu vermitteln, dass es sich um eine Institution handelte, vor der die Leute Angst haben mussten. Das bedeutete im Grunde nur, dass das Gebäude nicht viktorianisch aussehen sollte, mit gotischen Türmchen und kleinen, winkligen Fenstern. Schließlich sollten darin Psychiater die Probleme ihrer Patienten lösen und sie als glückliche Menschen wieder in die Welt entlassen.

Leider kam die Architektur der Klinik so gut an, dass sie von allen Seiten mit Lob überschüttet wurde und mehrere Preise gewann. Das hatte zur Folge, dass sie das Erscheinungsbild neuer städtischer Schulen, Krankenhäuser und Altersheime beeinflusste, und die Welbeck-Klinik inzwischen sehr wohl wie eine Institution aussah. Normalerweise nahm ich das Gebäude gar nicht mehr richtig wahr. Es war der Ort, wo ich tagtäglich zur

Arbeit ging, mir den Mund fusslig redete, Unterlagen studierte und Kaffee trank. Als ich das Haus jetzt nach mehreren Wochen der Abwesenheit das erste Mal wieder betrat, fiel mir auf, dass es bereits Spuren des Alters zeigte, der Beton Flecke und Risse aufwies. Die Eingangstür schabte über den steinernen Treppenabsatz und gab ein kratzendes Geräusch von sich, als ich sie aufzog.

Als ich Rosas Büro erreichte, kam sie sofort heraus und umarmte mich fest und lang. Dann hielt sie mich ein Stück von sich weg, um mich mit einem halb scherzhaften, prüfenden Blick zu betrachten. Sie trug eine anthrazitfarbene Hose und dazu einen schlichten marineblauen Pulli. Ihr Haar war mittlerweile ziemlich grau, und wenn sie lächelte, schien ihr Gesicht vor lauter feinen Fältchen zu schimmern. Was ging ihr jetzt durch den Kopf? Als ich sie vor fast sieben Jahren kennen gelernt hatte, war mir ihre außergewöhnliche Arbeit auf dem Gebiet der kindlichen Entwicklung bereits bekannt gewesen. Diese große Kinderexpertin, die selbst kinderlos geblieben war, hatte mir des Öfteren Rätsel aufgegeben, und manchmal fragte ich mich, ob wir anderen an der Klinik vielleicht darum wetteiferten, ihr klügster Sohn oder ihre gescheiteste Tochter zu sein. Die Art, wie sie die Welbeck-Klinik leitete, mochte etwas Mütterliches haben, aber es war trotzdem nicht ratsam, immer auf die Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit einer Mutter zu zählen. Sie konnte durchaus Härte beweisen.

»Du hast uns gefehlt, Kit«, erklärte sie. »Schön, dass du wieder da bist.« Ich sagte nichts, zog nur ein Gesicht, von dem ich hoffte, dass es meine Zuneigung für sie zum Ausdruck brachte. Ich hatte Schmetterlinge im Bauch, fühlte mich wie an meinem ersten Tag am Gymnasium. »Lass uns rausgehen und ein bisschen plaudern«, fügte sie

forsch hinzu. »Ich glaube, es hat zu regnen aufgehört. Ist das Wetter zurzeit nicht verrückt?«

Wir steuerten auf den Garten hinter dem Haus zu und trafen unterwegs auf Francis. Er war ebenfalls lässig gekleidet, in Jeans und einem dunkelblauen Hemd. Wie üblich war er unrasiert, sein Haar zerzaust – ein Mann, der nicht so sehr wie ein Wissenschaftler, sondern mehr wie ein Künstler wirken wollte. Als er mich sah, schloss er mich in die Arme.

»Wie schön, dass du wieder da bist, Kit! Fühlst du dich wirklich schon fit genug?«

Ich nickte. »Ich brauche die Arbeit. Es ist bloß … irgendwie fühlt es sich an, als würde ich nach einem schlimmen Sturz vom Pferd das erste Mal wieder in den Sattel steigen.«

Francis verzog das Gesicht. »Glücklicherweise war ich noch nie auch nur in der Nähe eines Pferdes. Am besten, man steigt gar nicht erst auf so ein großes Vieh.«

Vor einer Weile hatte es noch geregnet, aber inzwischen war die Sonne herausgekommen, und die feuchten Steinplatten glitzerten und dampften. Die Bänke waren zu nass zum Hinsetzen, sodass wir ein wenig linkisch beieinander standen.

»Erinnere mich daran, dass wir deinen Terminplan für heute durchsprechen«, erklärte Rosa, um etwas zu sagen.

»Als Erstes werde ich heute Morgen nach Sue sehen.« Sue war eine magersüchtige Dreiundzwanzigjährige, die aussah, als könnte das Licht durch sie hindurchscheinen. Ihre schönen Augen wirkten in ihrem kleinen Gesicht wie Teiche. Sie sah aus wie ein Kind oder wie eine alte Frau.

»Gut«, antwortete sie in forschem Ton. »Lass dir Zeit. Und sag uns, wenn wir dir irgendwie helfen können.«

»Danke.«

»Eins noch.«

»Ja?«

»Du hättest im Grunde Anspruch auf Schmerzensgeld.«

»Oh.«

»Ja. Francis ist definitiv der Meinung, dass du gerichtliche Schritte einleiten solltest.«

»Der Fall ist eindeutig«, mischte sich Francis ein. »Was zum Teufel hat sich dieser Polizist nur dabei gedacht? Die Tatwaffe war seine eigene gottverdammte Tasse!«

Ich sah zu Rosa hinüber. »Wie denkst du darüber?«

»Ich würde lieber hören, wie du selbst darüber denkst.«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll. Es war alles so ein Durcheinander. Ihr wisst ja, dass die Staatsanwaltschaft …« – ich versuchte mich an den Wortlaut des Schreibens zu erinnern, das ich erhalten hatte – »… darauf verzichtet hat, Anklage gegen Mr. Doll zu erheben. Vielleicht war es wirklich ein Fehler der Polizei. Vielleicht auch meiner – oder einfach nur ein Unfall. Ich weiß nicht recht, worauf ich klagen sollte.«

»Ein paar Hunderttausend, schätze ich mal.« Francis lächelte.

»Ich bin nicht sicher, dass Doll wirklich jemanden verletzen wollte. Wahrscheinlich hat er bloß voller Panik um sich geschlagen, nach der Tasse gegriffen, sie gegen die Wand geknallt und erst sich selbst und dann mich damit geschnitten. Er war schon am Ende, bevor die Polizei mit ihm fertig war. Ihr wisst, was mit Menschen in Gefängniszellen geschieht. Sie drehen durch. Sie bringen sich um oder gehen auf andere Leute los. Ich hätte darauf vorbereitet sein müssen.« Ich sah Rosa und Francis an. »Seid ihr jetzt geschockt? Sollte ich eurer Meinung nach

wütender sein? Auf Rache sinnen?« Ich schauderte. »Die von der Polizei haben ihn ziemlich unsanft zusammengeschlagen, bevor sie ihn in eine Zelle warfen. Sie waren wohl der Meinung, mir damit einen Gefallen zu tun. Bestimmt sind sie fuchsteufelswild, weil er ungeschoren davongekommen ist.«

»Das sind sie in der Tat«, bemerkte Rosa trocken.

»Dabei war es Furths Fehler, auch wenn er das natürlich niemals zugeben wird. Und meiner. Vielleicht war ich einfach nicht konzentriert genug. Wie auch immer, ich sehe einfach keinen Sinn darin, gerichtliche Schritte gegen sie einzuleiten. Wem würde das helfen?«

»Die Leute sollten für ihre Fehler zur Verantwortung gezogen werden«, meinte Francis. »Du hättest sterben können.«

»Ich bin aber nicht gestorben. Es geht mir gut.«

»Denk wenigstens darüber nach.«

»Ich denke die ganze Zeit darüber nach«, gab ich zurück.

»Ich träume nachts davon. Irgendwie erscheint mir die Vorstellung, jemanden dazu zu bringen, mich mit Geld zu entschädigen, im Moment einfach nicht relevant.«

»Wenn du meinst«, erwiderte Francis in einem Ton, der in mir den Wunsch weckte, ihm eins auf die Nase zu geben.

Als ich abends nach Hause fuhr, regnete es wieder. Warmer Sommerregen klatschte gegen meine Windschutzscheibe und ließ funkelnde, bogenförmige Wasserfontänen von den Reifen der vorbeidonnernden Lastwagen hochspritzen. Der Berufsverkehr wurde langsam dichter. Meine Augen fühlten sich müde an, und mein Hals war ein wenig entzündet.

Als ich vor meiner Wohnung am Straßenrand parkte, sah ich einen Mann vor der Haustür stehen. Er trug einen Regenmantel, hatte die Hände in den Taschen vergraben und blickte am Haus hinauf. Als er meine Wagentür zufallen hörte, drehte er sich um. Sein blondes Haar glänzte im Regen, und seine schmalen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Ich starrte ihn lange an. Er erwiderte meinen Blick, ohne etwas zu sagen.

»Detective Inspector Guy Furth«, brachte ich schließlich heraus.

Ich spürte seinen prüfenden Blick und bemühte mich, keine Miene zu verziehen.

»Sie sehen gut aus, Kit«, erklärte er und lächelte, als wären wir alte Bekannte.

»Was soll dieser Besuch?«

»Kann ich einen Moment reinkommen?«

Ich zuckte mit den Achseln. Es erschien mir leichter, einfach zuzustimmen.

3. KAPITEL

»Ich bin noch nie hier gewesen«, erklärte er und blickte sich um.

Ich musste über diese Bemerkung lachen. »Warum um alles in der Welt hätten Sie hier sein sollen? Wir sind uns erst ein einziges Mal begegnet. Erinnern Sie sich?«

»Es kommt mir öfter vor.« Er spazierte herum, als hätte er vor, die Wohnung zu kaufen. Schließlich trat er an das hintere Fenster, das auf ein Stück Wiese hinausging. »Schöner Blick«, sagte er. »Das sieht man von vorn gar nicht.«

Ich schwieg. Er drehte sich zu mir um, ein Lächeln auf den Lippen, das aber von seinen Augen Lügen gestraft wurde. Sein Blick wanderte gehetzt und misstrauisch im Raum herum, wie bei einem Tier, das befürchtete, von hinten angegriffen zu werden. Ich hatte immer das Gefühl, dass sich meine Wohnung mit jedem neuen Menschen, der sie betrat, veränderte. Ich sah sie dann durch die Augen der betreffenden Person – beziehungsweise so, wie ich mir vorstellte, dass diese sie sah. Auf Furth wirkte diese Wohnung bestimmt karg und ungemütlich. Es gab ein Sofa und einen Teppich auf einem lackierten Holzboden. In der Ecke stand eine alte Stereoanlage, daneben türmten sich meine CDs. Die Bücherregale quollen über, die Bücher lagen zum Teil auf dem Boden. Die Wände waren weiß gestrichen und fast kahl. Die meisten Bilder beunruhigten mich oder, noch schlimmer, hörten irgendwann auf, mich zu beunruhigen. Es schmerzte mich, wenn ich ein Bild, das mich anfangs aufgewühlt hatte, nach Wochen oder Monaten immer weniger wahrnahm, bis es irgendwann nur noch ein gewöhnlicher

Dekorationsgegenstand war. Wenn mir ein Bild nicht mehr auffiel, hängte ich es ab oder trennte mich ganz von ihm, bis ich am Ende nur noch zwei besaß. Das eine war ein Gemälde von zwei Flaschen auf einem Tisch. Mein Vater schenkte es mir, als ich einundzwanzig war. Ein ziemlich durchgeknallter Freund von ihm, ein entfernter Cousin, hatte es gemalt. Ich konnte nie daran vorbeigehen, ohne von dem Bild in Bann gezogen zu werden. Das andere war ein Foto vom Vater meines Vaters, auf dem er zusammen mit seinem Bruder und seiner Schwester vor einem Vorhang in irgendeinem Fotostudio posierte. Das Bild musste Mitte der Zwanzigerjahre entstanden sein. Mein Großvater trug einen Matrosenanzug. Alle drei hatten ein seltsam starres Lächeln aufgesetzt, als müssten sie das Lachen unterdrücken. Es war eine sehr hübsche Aufnahme. Eines Tages würde jemand dieses Bild an der Wand hängen haben, sich an seinem Anblick erfreuen und fragen: Wer wohl diese Kinder waren?

Ich sah zu Furth hinüber. Für ihn hatte das Foto natürlich keinerlei Bedeutung. Vielleicht lag in seinem Blick eine Spur von Überraschung oder Verachtung. Ist das alles? In diese Wohnung kommt Kit Quinn jeden Abend zurück?

Er trat ganz nahe an mich heran und sah mir mit einem so besorgten Ausdruck in die Augen, dass sich mir der Magen umdrehte. »Wie geht es Ihnen inzwischen?«, fragte er. »Ist mit Ihrem Gesicht alles in Ordnung?«

Bevor er über meine Narbe streichen konnte, trat ich einen Schritt zurück. »Ich dachte nicht, dass wir uns jemals wiedersehen würden«, erklärte ich.

»Wir hatten Ihretwegen ein sehr schlechtes Gefühl, Kit.«

Rasch fügte er hinzu: »Auch wenn niemand etwas dafür konnte. Er hat getobt wie ein Wahnsinniger. Es waren vier Mann von uns nötig, um ihn zu bändigen. Sie hätten

besser aufpassen sollen. Schließlich hatte ich Ihnen gesagt, dass es sich um einen Perversen handelt.«

»Sind Sie deswegen gekommen? Um mir das zu sagen?«

»Nein.«

»Warum dann?«

»Um ein wenig mit Ihnen zu plaudern.«

»Worüber?«

Er wich meinem Blick aus. »Wir wollten einen Rat von Ihnen.«

»Wie bitte?« Ich war über diese unerwartete Antwort dermaßen verblüfft, dass es mir nur mit Mühe gelang, ein Kichern zu unterdrücken. »Sie sind wegen eines Falls hier?«

»Ja, richtig. Wir wollten mit Ihnen reden. Haben Sie was zu trinken da?«

»An was haben Sie denn gedacht?«

»Ein Bier vielleicht?«

Ich ging in die Küche, fand hinten in meinem Kühlschrank etwas bayerisch Aussehendes und brachte es ihm.

»Stört es Sie, wenn ich rauche?«

Ich holte ihm aus der Küche eine Untertasse. Er schob das Glas, das ich ihm gegeben hatte, zur Seite und nahm einen Schluck aus der Flasche. Dann zündete er sich eine Zigarette an und zog mehrmals daran. »Ich arbeite gerade an einem Mordfall«, erklärte er schließlich. »Dem Regent's-Canal-Mord. Sie haben davon gehört?«

Ich überlegte einen Moment. »Ich hab vor ein paar Tagen in der Zeitung davon gelesen. Eine Leiche, die am Kanal gefunden wurde?«

»Ja, genau, das ist der Fall. Was war Ihr Eindruck?«

»Hat sich traurig angehört.« Ich zog eine Grimasse. »Ein kleiner Artikel ganz unten auf der Seite. Dass es ihn überhaupt gab, lag einzig und allein daran, dass die Leiche ein paar üble Verletzungen aufwies. Ihr Name war zu dem Zeitpunkt noch nicht bekannt, stimmt's?«

»Wir wissen ihn immer noch nicht. Aber wir haben einen Verdächtigen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Da habt ihr ja gute Arbeit geleistet. Aber –«

Er brachte mich mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Fragen Sie mich nach dem Namen des Verdächtigen.«

»Wie bitte?«

»Nun machen Sie schon!« Er lehnte sich mit verschränkten Armen und einem breiten Grinsen in seinem Stuhl zurück und wartete.

»Also gut«, antwortete ich gehorsam. »Wie lautet der Name des Verdächtigen?«

»Sein Name ist Anthony Michael Doll.«

Ich starrte ihn an, musste seine Worte erst verdauen. Er erwiderte meinen Blick mit triumphierender Miene. »Verstehen Sie jetzt, warum Sie *die* Kandidatin für diesen Job sind? Perfekt, was?«

»Eine Gelegenheit, mich zu rächen«, sagte ich langsam. »Ich habe mir die Chance durch die Lappen gehen lassen, in der Zelle auf ihn einzutreten, aber dafür kann ich jetzt vielleicht mithelfen, ihn wegen Mordes in den Knast zu schicken. So in etwa stellt ihr euch das vor, oder?«

»Nein, nein«, widersprach er in besänftigendem Ton. »Mein Boss hätte einfach gern, dass Sie für uns arbeiten. Keine Angst, Sie kommen dabei schon auf Ihre Kosten. Und vielleicht macht es Ihnen sogar Spaß. Fragen Sie

Ihren Freund Seb Weller.«

»Spaß«, sagte ich. »Wie könnte ich da widerstehen? Schließlich hatten wir beim letzten Mal schon so viel Spaß miteinander.«

Ich ging zum Kühlschrank und zog eine offene Flasche Weißwein heraus. Ich schenkte mir ein Glas ein und hielt es ins dämmrige Licht. Dann nahm ich einen Schluck, spürte, wie die eiskalte Flüssigkeit meine Kehle hinunterlief. Ich starrte aus dem Fenster, auf die rote Sonne, die tief am türkisfarbenen Himmel stand. Es hatte zu regnen aufgehört und versprach ein schöner Abend zu werden. Ich drehte mich wieder zu Furth um.

»Warum glauben Sie, dass es Doll war?«

Er wirkte einen Moment überrascht, dann erfreut. »Sehen Sie? Die Sache interessiert Sie. Doll verbringt seine Tage mit Fischen am Kanal. Er hält sich jeden gottverdammten Tag dort auf. Nachdem wir unseren üblichen Aufruf an alle gerichtet hatten, die zur betreffenden Zeit in der Gegend waren, hat er sich bei uns gemeldet.« Furth sah mich scharf an. »Überrascht Sie das?«

»Was?«

»Dass sich ein solcher Mann freiwillig meldet?«

»Nicht notwendigerweise«, antwortete ich. »Wenn er unschuldig ist, tut er besser daran, sich zu melden. Und wenn er schuldig ist …« Ich hielt inne. Ich wollte mich nicht in ein Beratungsgespräch hineinziehen lassen, das auf Furths grober Skizze von einem Verdächtigen basierte.

Er zwinkerte mir trotzdem zu, als hätte er mich bereits fest an der Angel. »Wenn er schuldig ist«, griff er meine letzten Worte auf, »dann möchte er womöglich auf irgendeine Weise bei den Ermittlungen mitmischen, wenn auch vielleicht nur ganz am Rand. Oder was meinen Sie?«

»So was ist schon vorgekommen.«

»Natürlich ist so was schon vorgekommen. Solche Leute fahren da voll drauf ab. Sie möchten nahe am Geschehen sein, um zu spüren, wie clever sie sind. Als kleinen Extrakick. Diese kranken Scheißkerle!«

»Was hat er denn überhaupt gesagt?«

»Wir haben noch nicht mit ihm gesprochen.«

»Warum nicht?«

»Wir werden ihn ein bisschen schmoren lassen. Aber wir haben auch nicht auf der faulen Haut gelegen. Bei uns gibt es eine junge Beamtin namens Colette Dawes. Ein nettes Mädchen. Sehr clever. Sie hat sich mit ihm angefreundet. In Zivil natürlich. Ihn zum Reden gebracht. Sie kennen so was ja. Ein bisschen Alkohol, ein paar Schmeicheleien, hin und wieder die Beine kokett übereinander geschlagen, wenn er gerade hinsieht, das Gespräch geschickt in die gewünschte Richtung gelenkt. Dabei hat sie die ganze Zeit ein Mikrofon getragen, und wir haben die Bänder. Stundenlange Gespräche.«

»Und das nennen Sie ermitteln?«, fragte ich verblüfft. »Eine Beamtin, die mit ihm flirtet?«

Furth beugte sich vor und starrte mich mit eindringlicher Miene an. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen«, antwortete er in verschwörerischem Tonfall. »Wir möchten nur Ihre professionelle Meinung über ihn hören. Ganz inoffiziell. Es würde auch nicht lange dauern. Sie brauchten nur einen Blick in seine Akte werfen und dann kurz mit ihm sprechen. Sie wissen ja, wie so was läuft – einfach eine erste Beurteilung.«

»Ich soll mit ihm reden?«

»Ja, klar. Haben Sie damit ein Problem?«

Natürlich hatte ich damit ein Problem, und nun, da ich

mir dessen bewusst geworden war, konnte ich nicht mehr Nein sagen. »Kein Problem«, antwortete ich. »Diese Frau, Colette Dawes, weiß sie, was sie tut?«

Furth zog ein Gesicht. »Sie kann gut auf sich selbst aufpassen. Wir sind sowieso immer in der Nähe. Hören Sie, Kit, ich verstehe durchaus, dass Sie Bedenken haben. Wir dachten bloß, das Ganze würde Ihnen vielleicht gut tun.« Er nahm einen Schluck von seinem Bier. Und gleichzeitig wolltet ihr sicherstellen, dass ich euch nicht auf Schmerzensgeld verklage, schoss mir durch den Kopf.

»Vielen Dank, Herr Doktor«, sagte ich laut. »Vielleicht würde es mir tatsächlich gut tun.«

»Also, was meinen Sie?«

Ich stand auf, ging zum Fenster und sah auf die zwischen den Rückseiten von Bürogebäuden verborgene Rasenfläche hinaus. Es war inzwischen Abend geworden, aber längst nicht dunkel. Das Licht wechselte gerade von hartem Gelb zu Gold.

»Es ist eine Pestgrube, müssen Sie wissen«, erklärte ich.

»Was?«

»Während der Zeit der Pest wurden dort Leichen in eine Grube geworfen. Mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Begraben. Vergessen.«

»Ganz schön gruselig.«

»Nein, überhaupt nicht.« Ich drehte mich wieder zu ihm um.

»Bis jetzt kann ich nur sagen: Ich weiß nichts über Ihren Fall. Dass diese Frau für Sie Mata Hari spielt, halte ich für eine Schwachsinnsidee. Ich weiß nicht, wer dafür verantwortlich ist, und ich will es auch gar nicht wissen. Mir erscheint das Ganze reichlich verantwortungslos. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass es illegal ist, aber

letztendlich bin ich Ärztin, keine Juristin.«

»Lassen Sie mich Ihre Entscheidung trotzdem wissen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Reicht es in ein paar Tagen? Ich muss vorher noch mit jemandem sprechen.«

»Sie rufen mich an?«

»Ja.«

Nachdem er gegangen war, starrte ich noch lange Zeit aus dem Fenster. Nicht aus dem vorderen, Furth hinterher. Nein, ich starrte auf das Gras hinaus, sah, wie sich im Abendlicht sein Grün veränderte, immer blasser wurde. Leichen. Überall Leichen.

4. KAPITEL

Ich rief Rosa sofort zu Hause an. Ich konnte nicht warten.

»Ich hatte Besuch von Furth«, informierte ich sie.

»Von wem?«

»Dem Detective, der damals dabei war, als es passierte. Als ich angegriffen wurde.«

Ich erzählte ihr die ganze Geschichte, und während ich redete, erschien sie mir selbst immer bizarrer und unwahrscheinlicher.

»Und was hast du geantwortet?«, fragte sie schließlich.

»Ich war völlig perplex.«

»Aber neugierig.«

»Neugierig? Ich fühlte mich magisch angezogen.«

»Was bedeutet das, Kit?«

»Ich wache nachts auf. Manchmal wache ich auch nicht auf, es scheint kaum einen Unterschied zu machen. In meinem Kopf erlebe ich es immer wieder, als würde es mir gerade erst passieren. Oder als stünde es mir kurz bevor, und ich könnte etwas tun, um es zu verhindern, die Uhr zurückdrehen. Es ist, als wäre ich wieder in diesem Raum, und um mich herum überall frisches rotes Blut. Meines. Seines.«

»Und deswegen möchtest du Doll Wiedersehen und ihn auf seine normale menschliche Größe reduzieren?«

»Du bist einfach eine kluge Frau.«

»Weißt du, ich bin immer der Meinung gewesen, dass es gar nicht so wichtig ist, klug zu sein. Hör zu, Kit, ich werde dir jetzt einfach zwei Dinge sagen, die dir wahrscheinlich schon klar waren, als du beschlossen hast,

mich anzurufen. Erstens: Tust du dir wirklich etwas Gutes, wenn du diesen Mann triffst? Und zweitens: Spielt es überhaupt eine Rolle, ob du dir damit etwas Gutes tust oder nicht? Man hat dich gebeten, einen Job zu machen. Fühlst du dich dazu im Stande?«

»Ja. Ich glaube schon.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte kurzes Schweigen.

»Es ist gefährlich, jemanden um Rat zu fragen, Kit. Man bekommt nicht immer den, den man wollte.« Sie seufzte. »Tut mir Leid. Meiner Meinung nach solltest du es nicht tun. Warum werde ich bloß das Gefühl nicht los, dass du nicht auf mich hören wirst?«

»Es muss an der schlechten Telefonverbindung liegen.«

»Ja, das wird's wohl sein.«

Ich legte den Hörer auf. Inzwischen hatte es zu dämmern begonnen. Wieder klatschten Regentropfen gegen die Fensterscheiben, und der Wind rüttelte an den nassen Bäumen. Ein stürmischer Juli voller Wärmegewitter. Ich trat ans Fenster und blickte versonnen auf den Garten hinaus.

Das Klingeln des Telefons riss mich aus meiner Träumerei.

»Kit, bist du es?«

Die Stimme klang sehr weit entfernt. In der Leitung knackte es. Ein Gespräch aus dem Ausland? Vielleicht auch nicht. New York kann näher klingen als Süd-London.

»Ja?«

»Hier ist Julie.« Ratloses Schweigen meinerseits. Julie. Julie. Julie. Mir fiel niemand ein. »Julie Wiseman.«

»Oh, *Julie*. Aber ich dachte, du wärst …« Sie war weggegangen. Aus meiner Welt verschwunden.

»Ich bin zurück. Wieder in London.«

Zurück von wo? Sollte ich das wissen? Ich versuchte sie mir vorzustellen, wie ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Dunkles, lockiges Haar – hatte sie es damals nicht hochgesteckt getragen? Plötzlich erinnerte ich mich wieder. Ich musste lächeln. Lange Abende in billigen Restaurants, eingehüllt in Wolken von Zigarettenqualm. Eines Abends waren wir alle so lange sitzen geblieben, dass irgendwann die Köche aus der Küche kamen und eine Flasche Wein mit uns tranken. Das Bemerkenswerteste war, dass Julie etwas getan hatte, wovon wir alle behaupteten, es auch tun zu wollen, insgeheim aber wussten, dass wir nie den Mut aufbringen würden. Sie war Mathelehrerin an einer Realschule gewesen, aber eines Tages hatte sie ihre Kündigung eingereicht und war zu einer Reise um die Welt aufgebrochen oder nach Südamerika, genau wusste ich es nicht mehr. Ich spürte, wie mir warm ums Herz wurde. Ich sagte ihr, dass sie uns gefehlt habe und wir uns freuen würden, sie wiederzusehen. Sie antwortete, sie würde mich am liebsten gleich besuchen, und im weiteren Verlauf unseres Gesprächs stellte sich heraus, dass sie ihren Besuch gern ein wenig ausdehnen würde. Nun fiel es mir wieder ein. Sie hatte ihre Wohnung aufgegeben, bevor sie aus England verschwunden war. Was hatte sie damals eigentlich mit ihren ganzen Sachen gemacht? Alles verschenkt, wie ich sie kannte. So war Julie, großzügig mit ihren eigenen Sachen, aber auch großzügig mit denen anderer Leute. Ob sie ein, zwei Tage bleiben könne? Ich zögerte einen Moment, aber mir fiel kein einziger Grund ein, warum sie nicht ein paar Tage bei mir wohnen sollte.

Als sie zur Tür hereinkam, brachte sie einen Hauch der großen, weiten Welt mit. Ein großer Rucksack und eine braune Leinentasche landeten so heftig auf dem Boden,

dass sie Staub aufwirbelten. Sie trug braune Lederschuhe, eine khakifarbene Hose aus einem groben Stoff und eine blaue Steppjacke, die irgendwie tibetanisch aussah. Julies Gesicht war nicht nur braungebrannt, es wirkte wie sandgestrahlt, von Wind und Wetter poliert. Auch ihre Hände und Handgelenke waren braun, und ihre Augen funkelten.

»Lieber Himmel, Kit, was um alles in der Welt ist mit deinem Gesicht passiert?«

»Na ja, weißt du, es war …«

Aber sie hatte sich bereits wieder abgewandt und wühlte in einer Plastiktüte herum.

»Ich hab dir was mitgebracht«, erklärte sie. Ich rechnete damit, dass sie irgendeinen alten, handgeschnitzten Buddha herausziehen würde, aber es war eine Flasche Gin aus dem Dutyfreeshop. »Vielleicht hast du ein bisschen Tonic zum Mischen«, meinte sie. »Ansonsten kann ich auch schnell lossausen und welches besorgen.«

Offenbar stand außer Frage, dass diese Flasche auf der Stelle geöffnet werden musste.

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich habe welches da.«

»Und könnte ich mir auch rasch was zu essen machen? Ich hab im Flugzeug ungefähr dreizehn Stunden geschlafen.«

»Wo kommst du denn gerade her?«

»Ich habe ein paar Wochen Zwischenstation in Hongkong eingelegt«, antwortete sie. »Eine erstaunliche Stadt. Vielleicht ein paar Spiegeleier.«

»Mit Speck?«

»Das wäre großartig. Und Brot, wenn du hast. Während der letzten paar Monate habe ich immer wieder davon geträumt, nach England zurückzukommen und mir so ein

richtig schönes altes Pfannenfrühstück zu genehmigen – Eier und Speck und Tomaten und Brot, alles zusammen gebraten.«

»Ich werde ein paar Tomaten besorgen. An der nächsten Ecke ist ein Laden, der rund um die Uhr geöffnet hat.«

»Ich hab noch was für dich.« Sie zog eine große Stange Zigaretten heraus.

»Ehrlich gesagt, rauche ich nicht.«

»Irgendwie war mir so«, meinte Julie mit einem Lächeln.

»Stört's dich, wenn ich mir eine anzünde?«

»Überhaupt nicht.«

Fünfzehn Minuten später saß sie Julie gegenüber am Küchentisch und nippte an meinem Gin Tonic. Julie machte sich über den großen Teller mit dem ziemlich späten Frühstück her und trank dazu abwechselnd kleine Schlucke Gin und große Schlucke Tee, der die braune Farbe von Baumrinde besaß. Während sie aß, erzählte sie mir Bruchstücke von Geschichten: über anstrengende Klettertouren in großer Höhe, Kanus, Anhalter, Lagerfeuer, seltsames Essen, eine Flutkatastrophe, Kriegsgebiete, kurze sexuelle Begegnungen, eine handfeste Affäre in einem Apartment am Hafen von Sydney, einen Job an Bord einer Jacht und einen anderen als Kellnerin in San Francisco, auf Hawaii und in Singapur, oder war es Sao Paulo und Santo Domingo? Und all das – daran bestand kein Zweifel – war wie eine Vorschau auf kommende Attraktionen. Die kompletten Geschichten würde sie mir in Gänze erzählen, wenn der richtige Zeitpunkt dafür gekommen war.

»Ich mag diese Wohnung«, erklärte sie. »Ich hab sie früher schon gemocht.«

Einen Moment lang starrte ich sie verblüfft an.

»Habe ich überhaupt schon hier gewohnt, als du damals weggegangen bist?«

»Natürlich«, antwortete sie und tunkte mit einem Stück fettigem Brot eine große Eidotterpfütze auf. »Ich war schon öfter hier. Einmal hast du mich zum Abendessen eingeladen.«

Sie hatte Recht, nun fiel es mir wieder ein. Ich empfand ihre Worte fast als Vorwurf. Sie hatte so vieles erlebt, so viele »Erfahrungen« gemacht und all diese Dinge gesehen, während ich die ganze Zeit nicht aus Clerkenwell herausgekommen war. Meine Arbeit war mir so wichtig erschienen, dass ich in all den Jahren, in denen Julie ihren Horizont erweitert hatte, kein einziges Mal im Urlaub gewesen war. Mein Blick fiel auf mein Spiegelbild. Ich sah schrecklich blass aus.

»Aber in einem Punkt bist du wirklich zu beneiden«, erklärte sie, klang dabei aber gar nicht neidisch. »Ich bin von der Leiter gestiegen. Der Karriereleiter, meine ich. Jetzt muss ich einen Weg zurück finden. Sieh mich an. Hier bin ich, wieder im Lande, aber für keinen Job geeignet.« Lachend wandte sie mir das Gesicht zu. Sie war offensichtlich – und völlig zu Recht, wie ich fand – sehr stolz auf sich. »Und du?« Vor diesem Moment hatte ich mich gefürchtet. »Was hast du so getrieben? Wie bist du zu dieser unglaublich erotischen Narbe gekommen?«

»Ein Typ ist in einer Polizeizelle auf mich losgegangen.«

»O mein Gott!« Sie war entsprechend beeindruckt. »Warum?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich, weil er in Panik geraten ist.«

»Wie schrecklich.« Sie kaute laut vor sich hin. »Und du warst so richtig schlimm verletzt?«

»Ziemlich schlimm. Das Ganze ist vor drei Monaten passiert, und ich bin erst seit heute wieder in der Arbeit.«

»Seit heute? Ist dir das dann nicht zu viel?« Ihre Miene wirkte besorgt. »Dass ich mich einfach so bei dir einquartiere?«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Solange es nicht allzu – «

»Was hat sich denn sonst noch ereignet? Außer dass du von einem Irren attackiert worden bist und fast gestorben wärst, meine ich.«

Ich zermarterte mir das Gehirn nach irgendeinem bedeutenden Ereignis. »Albie und ich haben uns getrennt«, erklärte ich.

»Endgültig.«

»Tja.« Julies Stimme klang mitfühlend. »Ich erinnere mich, dass du damals schon von Problemen gesprochen hast.« O verdammt, dachte ich. Wirklich? Vor drei Jahren schon? Anscheinend führte ich ein Leben wie einer von diesen altmodischen Tiefseetauchern, die mit schweren Eisenstiefeln ganz langsam am Meeresgrund dahinstapften. »Gibt es jemand Neuen?«

»Nein. Wir haben uns erst vor kurzem getrennt.«

»Oh«, sagte sie. »Und deine Arbeit?«

»Ich bin noch immer in der Klinik.«

»Oh.«

Ich musste irgendetwas Interessantes aus dem Ärmel schütteln. Unbedingt.

»Man hat mich gebeten, für die Polizei zu arbeiten. Es könnte sich sogar etwas Längerfristiges daraus entwickeln. Als eine Art Beraterin.« Mit einer Außenstehenden darüber zu sprechen, ließ das Ganze plötzlich real erscheinen.

Sie nahm einen großen Schluck Gin und gähnte dann. Ich sah ihre weißen Zähne, ihre rosa Zunge.

»Erstaunlich«, sagte sie. »Hab ich dir eigentlich schon von diesem seltsamen Typen erzählt, der mich und einen Freund mitgenommen hat, als wir auf dem Weg zu den Drakensburg-Bergen waren?«

Sie hatte mir noch nicht davon erzählt, aber wir zogen auf die Couch um, und sie holte es nach. Diesmal bekam ich die ganze Version zu hören. Ein beruhigendes Gefühl, Julie wie eine Katze auf dem Sofa ausgestreckt, genussvoll diese nun vergangenen Gefahren schildernd, während ich alle paar Minuten an meinem Drink nippte und es draußen langsam Nacht wurde. Als Julie schließlich verstummte und ich hochblickte, war sie eingeschlafen, ihren Drink noch in der Hand. Offenbar hatte ihr Gehirn ihrem Körper mitgeteilt, dass sie sich noch in Thailand oder Hongkong befinde und es in Wirklichkeit drei Uhr morgens sei. Vorsichtig nahm ich ihr das Glas aus der Hand, woraufhin sie etwas Unverständliches murmelte. Dann holte ich eine Bettdecke und breitete sie über ihr aus. Seufzend kuschelte sie sich hinein wie ein Hamster in sein Nest. Ich musste lächeln. Dieser Zugvogel fühlte sich in meiner Wohnung bereits wohler als ich selbst.

Ich ging ins Schlafzimmer und zog mich aus. Es war ein sehr seltsamer Tag gewesen – voller hektischer Betriebsamkeit nach so vielen Wochen der Rekonvaleszenz. Die Gedanken schwirrten nur so durch meinen Kopf. Meine Haut fühlte sich kalt und nackt an, wie ein Zweig, den man aus seiner Rinde geschält hatte. Ich schlüpfte ins Bett und versuchte es mir unter meiner eigenen Bettdecke gemütlich zu machen, was mir aber nicht so richtig gelingen wollte. Ich musste an das Mädchen denken, das tot am Kanal gefunden worden war.

Lianne, so hatte sie geheißen, zumindest hatte sie sich selbst so genannt. Einfach nur Lianne. Ein verlorenes Mädchen ohne richtigen Namen. Bald würde ich mehr über sie wissen. Jetzt wollte ich schlafen, um am nächsten Tag einen klaren Kopf zu haben, denn ich musste mich mit Doll treffen. Ich berührte meine Narbe. Schloss die Augen.

5. KAPITEL

Michael Dolls Einzimmerwohnung lag über einem Hundesalon in Homerton, in einer Straße voller seltsamer, schmuddeliger Läden, bei denen ich mich immer fragte, wie sie überhaupt existieren konnten. Beispielsweise der Tierpräparator, aus dessen Schaufenster ein ausgebleichter Eisvogel starrte. Wem es wohl in den Sinn gekommen war, einen Eisvogel auszustopfen? Außerdem gab es einen Klamottenladen, der Blumenschürzen und Trevirahosen mit Gummibandsteg feilbot, einen Laden, in dem alles weniger als ein Pfund kostete, sowie ein rund um die Uhr geöffnetes Lebensmittelgeschäft, wo eingedellte Dosen pyramidenförmig in den Regalen gestapelt waren und hinter der Kasse ein fetter Mann gelangweilt in der Nase bohrte. Nummer 24a. Eines der Fenster war mit einem sich blähenden Streifen Plastik abgedeckt. In der Wohnung brannte Licht.

Ich wandte mich an Furth. »Wissen Sie, eigentlich sollte es andersherum laufen. Sie sollten sich den Fall ansehen, eine Theorie entwickeln und anhand dieser Theorie einen Verdächtigen finden, statt sich einen Verdächtigen zu greifen und zu sehen, ob der sich irgendwie in Ihren Fall einpassen lässt. Ich helfe Ihnen auch nur deshalb, weil Sie’s bereits vermasselt haben, indem Sie Ihre verkabelte Colette mit dem hübschen Gesicht und den schlanken Beinen in die Schlacht geschickt haben.«

»Natürlich, Kit«, antwortete er in sanftem Ton, den Blick auf die trostlose Straße gerichtet. »Aber Ihnen geht’s gut, oder?«

»Bestens.« Ich würde ihm bestimmt nicht erzählen, dass ich seit drei Uhr morgens wach gelegen und mich auf

diesen Moment vorbereitet hatte.

Als wir aus dem Wagen stiegen, spürte ich, wie sich mein Körper vor Angst verkrampfte. Ich ballte die Fäuste und hoffte, meine Nervosität unter meiner schwarzen Jeans, meinem langärmeligen weißen Shirt und meiner alten Wildlederjacke verbergen zu können. Mein Haar war locker zurückgebunden. Ich wollte lässig und entspannt wirken, zugleich aber auch geschäftsmäßig. Ich war die freundliche Ärztin, aber keine Freundin.

Ich drückte auf den Klingelknopf, konnte aber nicht hören, ob es oben läutete. Keine Reaktion. Ich klingelte noch einmal und wartete. Als sich nichts rührte, drückte ich gegen die Tür und stellte fest, dass sie offen war. Ich trat ins Haus und rief:

»Hallo? Michael?« Meine Stimme hing in der muffig riechenden Luft.

Das Treppenhaus war eng und kahl. Auf den Stufen lagen Staubflusen. Die Wände waren krankenhausgrün gestrichen. Das lackierte Geländer fühlte sich klebrig an, als hätten sich vor mir schon viele Menschen mit schwitzenden Fingern daran festgehalten. Furth und ich hatten kaum nebeneinander Platz, deswegen ging ich voraus, und er folgte, als würden wir eine Wendeltreppe in den Turm eines Schlosses hinaufsteigen. Während ich mich der Tür am Ende der Treppe näherte, stieg mir ein starker Fleischgeruch in die Nase. Schlagartig wurde mir bewusst, dass das alles völlig falsch war. »Wir dürfen das nicht tun«, sagte ich mit leiser Stimme zu Furth.

»Was meinen Sie?«, zischte Furth. »Hat Sie der Mumm verlassen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Ich muss allein mit ihm sprechen.«

»Wovon reden Sie überhaupt? Das kann ich auf keinen

Fall zulassen!«

»Verstehen Sie denn nicht? Sie und ich und er, dieselbe Konstellation wie damals. Was soll er da denken?«

Furth blickte sich verzweifelt um, als stünde hinter ihm jemand, der ihm die Verantwortung abnehmen würde. »Sie werden auf keinen Fall allein da hineingehen!«

»Sie haben mir doch gesagt, dass er ein kleiner Perverser ist. Wo liegt das Problem?«

»Ich habe Ihnen gesagt, dass ich ihn für einen Mörder halte.«

Ich überlegte. »Sie bleiben auf der Treppe. Ich werde ihm sagen, dass Sie da sind. Das ist eine gute Lösung.«

Furth schwieg einen Moment. »Ich werde direkt vor der Tür warten. Sie brauchen nur zu rufen, und ich bin drin. Haben Sie verstanden? Wenn Sie auch nur eine Sekunde lang Bedenken haben, dann schreien Sie, Kit.«

»Gut.« Ich holte tief Luft. »Warten Sie ein paar Stufen weiter unten, bis ich drin bin. – Michael?« Ich rief noch einmal Dolls Namen und klopfte dann fest gegen die Tür, die im gleichen deprimierenden Grünton gestrichen war wie die Wände.

Drinnen hantierte jemand mit einem Vorhängeschloss und öffnete die Tür dann einen Spalt weit. »Was wollen Sie?«

Ein schmaler Streifen von Dolls Gesicht spähte zu mir heraus. Seine Augen wirkten leicht blutunterlaufen, seine blasse Stirn zierten Dutzende winziger Pickel. Der Geruch war jetzt noch stärker wahrzunehmen.

»Ich bin’s, Kit Quinn, Michael. Dr. Quinn. Die Polizei hat bei Ihnen angerufen und Ihnen gesagt, dass ich vorbeikomme.«

»Aber ich habe Sie noch nicht erwartet, ich habe nicht

… Hier drin sieht’s fürchterlich aus. Sie kommen zu früh. Es sieht wirklich schrecklich aus.«

»Das macht doch nichts.«

»Warten Sie. Warten Sie.« Die Tür ging zu, und ich hörte ihn drinnen hantieren. Dinge wurden über den Boden gezerrt, Schubladen zugeschlagen, ein Wasserhahn aufgedreht.

Ein paar Minuten später öffnete sich die Tür wieder, diesmal ganz. Doll starrte mich an. Ich zwang mich zu einem Lächeln, das er erwiderte. Ich zwang mich, einen Schritt vorzutreten.

Er hatte sein strähniges Haar nach hinten gebürstet und sich mit irgendetwas einparfümiert. Der süßliche Duft, kombiniert mit dem Fleischgeruch, stieg mir unangenehm in die Nase.

Ich zwang mich, die Hand auszustrecken. Meine Finger schienen nicht zu zittern. Er schüttelte sie vorsichtig, als handelte es sich um eine Bombe, die jeden Moment explodieren könnte. Seine Handflächen fühlten sich weich und feucht an. Er konnte mir nicht in die Augen sehen.

»Hallo, Michael.« Er trat einen Schritt zurück, um mich in die Wohnung zu lassen. Als ich den Raum betrat, hörte ich ein leises Knurren, dann stürzte sich etwas Dunkles auf mich. Ich sah gelbe Zähne, eine rote Zunge und funkelnde Augen, roch den scharfen Atem des Hundes, bevor Doll ihn von mir wegziehen konnte.

»Platz, Kenny!« Kenny war groß, schwarzbraun und hatte ziemlich viel von einem Schäferhund. »Tut mir Leid. Tut mir wirklich Leid!«

»Schon gut. Er hat mich nicht mal berührt.« Dabei schoss noch das Adrenalin der Angst durch meine Adern. Aus der Kehle des Hundes drang weiterhin ein leises Knurren.

»Nein. Es tut mir so Leid! So Leid!«

»Ach so, Sie meinen das hier.« Ich berührte mein Gesicht. Er starrte auf meine Narbe.

»Es tut mir Leid«, sagte er noch einmal. »Wirklich, sehr, sehr Leid. Ich wollte nicht … Es war nur die Art, wie die einen dort behandeln … Es war nicht wirklich meine Schuld, Sie waren bloß gerade da, und die haben solche Dinge gesagt.«

»Ich bin nicht gekommen, um über diese Sache zu sprechen, Michael.«

»Sie gehören auch zu denen.«

»Nein, ich gehöre nicht zu denen. Ich möchte ehrlich zu Ihnen sein. Ich bin Ärztin, ich führe Gespräche mit Leuten, die Probleme haben oder die jemanden zum Reden brauchen. Und ich gebe der Polizei Ratschläge. Ein Beamter hat mich hergebracht, aber ich habe ihm gesagt, dass er draußen warten soll. Ich wollte, dass wir unter vier Augen sprechen können, nur Sie und ich.«

»Ja. Mich haben sie auch zusammengeschlagen, müssen Sie wissen. Es hat nicht nur Sie getroffen. Uns beide.«

Ich sah ihn an und fragte mich, woran es wohl lag, dass jemand wie Michael Doll nie einen normalen Job bekommen würde, und warum er die meisten Frauen abschreckte. Es gab dafür keine simple Erklärung. Wahrscheinlich lag es daran, dass alles an ihm ein bisschen schief war. Ich musste an die Art und Weise denken, wie Betrunkene oft versuchen, nüchtern zu wirken, dabei aber niemanden hinters Licht führen können, auch wenn sie im Grunde alles richtig machen. Doll imitierte ein normales, integriertes Mitglied der Gesellschaft. Er hatte sich anlässlich meines Besuches sogar besondere Mühe gegeben, indem er sein Hemd bis obenhin zugeknöpft und sich eine Krawatte umgebunden

hatte. Die Krawatte an sich war nicht weiter ungewöhnlich, aber er hatte sie zu einem unglaublich festen, kleinen Knoten zusammengezogen, der aussah, als ließe er sich nie wieder lösen. Seine abgetragene Kordjacke war ihm eine Spur zu groß, er hatte den einen Ärmel nach innen, den anderen nach außen umgeschlagen, sodass man auf einer Seite das Futter sehen konnte. Sein Gürtel war an einer Stelle mit Kreppband umwickelt, anscheinend war er ausgefranst oder eingerissen. Er hatte sich rasiert, dabei aber eine ziemlich große Fläche ausgelassen, eine Insel aus Bartstoppeln an der Unterseite seines Kinns.

Ich wusste nicht, ob er ein böser Mensch oder ein Psychopath war. Ich wusste nur, dass er nichts besaß, nie etwas besessen hatte. Ich wusste, dass er allein lebte. Mir ist schon öfter durch den Kopf gegangen, dass die wichtigsten Worte, die jemand zu uns sagen kann, nicht »Ich liebe dich« sind, sondern:

»In diesem Aufzug kannst du unmöglich das Haus verlassen.«

Solange wir Kinder sind, bekommen wir diese Worte immer wieder zu hören, sodass wir sie im Laufe der Zeit verinnerlichen und als Erwachsene schließlich zu uns selbst sagen. Während wir heranwachsen, lernen wir, das Gleiche zu tun und zu sagen wie die anderen, damit wir uns in der Welt bewegen können, ohne aufzufallen. Menschen wie Michael Doll haben das nie gelernt, oder zumindest nicht auf die richtige Art und Weise. Sich so zu verhalten wie alle anderen ist für sie eine Fremdsprache, die sie ihr Leben lang mit einem seltsamen Akzent sprechen.

»Tee? Kaffee?« Auf seiner Stirn sammelten sich Schweißperlen.

»Eine Tasse Tee wäre schön.«

Er nahm zwei Tassen aus einem ansonsten leeren Schrank. Auf der einen prangte ein Bild von Prinzessin Diana, bei der anderen war der Rand angeschlagen. »Welche möchten Sie?«

»Vielleicht die Diana-Tasse?«

Er nickte, als hätte ich einen Test bestanden. »Sie war etwas ganz Besonderes. Diana.«

Einen Moment lang sah er mich an, dann wandte er nervös den Blick wieder ab. Er schob eine Hand unter sein Hemd und begann sich heftig zu kratzen. »Ich hab sie sehr gern gehabt. Möchten Sie … ähm …« Er deutete auf das Sofa.

Ich ließ mich vorsichtig darauf nieder und antwortete: »Ja, viele Leute haben sie sehr gern gehabt.«

Er runzelte die Stirn, als suchte er nach den richtigen Worten, und wiederholte dann resigniert, weil ihm nichts anderes einfiel: »Sie war etwas ganz Besonderes.«

In einer Ecke des voll gestopften Zimmers, das zugleich als Wohnzimmer und Küche fungierte, lagen zwei große Knochen. Ein Schwarm von Fliegen summte laut um sie herum, ebenso wie um eine Schüssel auf dem Boden, die halb voll mit Hundefutter war, Fleisch in Gelee. An der Wand über dem kleinen, fettverschmierten Herd hing einer von den Kalendern, die ausschließlich nackte Frauen mit riesigen Brüsten und Schlafzimmerblick präsentieren. Auf dem Kochfeld stand eine Pfanne mit eintrocknendem Bohnengemüse. In der Ecke lief ein kleiner Fernseher, bei dem der Ton abgedreht war. Eine weiße Linie flackerte horizontal über den Bildschirm. Das Sofa zierten Hundehaare und eine Menge Flecken, über deren Herkunft ich nicht nachdenken wollte. Auf dem Boden lagen Bierdosen, Chipstüten und überquellende Aschenbecher

herum. Durch die Tür konnte ich einen Teil von Dolls Schlafzimmer sehen. Die ganze Wand war mit Bildern behängt, die er aus Zeitungen und Zeitschriften gerissen hatte. Soweit ich es beurteilen konnte, reichten sie vom halb nackten Pin-up-Girl mit Schmollmund bis hin zu pornographischen Zeichnungen.

An der Wand waren Regale angebracht, aber nicht für Bücher, sondern für allerlei Krimskrams, der recht willkürlich zusammengewürfelt wirkte: eine Plastikballerina, bei der ein Bein am Knie abgebrochen war, sechs oder sieben alte, lädierte Radios, eine Fahrradklingel, mehrere schlammbeschmierte Stöcke, ein Hundehalsband, ein Notizbuch mit einem Tiger vorne drauf, ein Jo-Jo ohne Schnur, ein Glaskrug mit Sprüngen, ein pinkfarbenes Haarband, an dem eine Rose befestigt war, eine hellblaue Sandale, eine Haarbürste, ein Stück von einer Kette, eine Zinnschüssel, ein Knäuel Schnur, ein Häufchen farbige Büroklammern, mehrere alte Glasflaschen. Mir ging durch den Kopf, dass wahrscheinlich gut fünfzig Prozent der britischen Bevölkerung Michael Doll allein schon wegen der Verbrechen, die er dieser Wohnung angetan hatte, der Todesstrafe würdig befunden hätten.

Er bemerkte meinen Blick und erklärte halb stolz, halb abwehrend: »Das sind bloß Sachen, die ich gesammelt habe. Aus dem Kanal. Sie glauben gar nicht, was die Leute alles wegwerfen.«

Ich sah ihm zu, wie er je einen Teebeutel in die Tassen hängte und dann in die seine vier Löffel Zucker gab. Dabei zitterte seine Hand so, dass ein Teil des Zuckers auf der Arbeitsfläche landete.

»Ich mag ihn süß«, erklärte er. »Möchten Sie einen Keks dazu?«

Ich war mir ziemlich sicher, dass ich nichts hinunterbringen würde, worauf er auch nur einen Blick geworfen hatte. »Nein, danke. Aber tun Sie sich keinen Zwang an.«

Er nahm zwei Kekse aus einer Packung und tauchte beide so tief in seine Tasse, dass der Tee seine Fingerspitzen berührte. Als er sie wieder herauszog, waren sie so durchweicht und labberig, dass er sie auf der anderen Hand ablegen musste. Er hob sie an den Mund und leckte sie genüsslich ab. Seine Zunge war dick und gräulich. »Tut mir Leid«, sagte er mit einem Grinsen.

Ich führte meine Tasse ganz nah an die Lippen und tat, als würde ich nippen. »Also, Michael«, begann ich. »Sie wissen, warum ich hier bin?«

»Die von der Polizei haben zu mir gesagt, ich soll Ihnen von dem Mädchen erzählen.«

»Ich bin Ärztin und habe schon ein paar Mal mit Leuten gearbeitet, die Verbrechen dieser Art begehen.«

»Welcher Art?«

»Gewalttaten gegen Frauen. Die Polizei hat mich gebeten, sie in dem Kanalfall zu beraten.« In seinem gesunden Auge blitzte eine Spur von Interesse auf. Er sah mich zum ersten Mal richtig an. »Und deswegen«, fuhr ich fort, »bin ich sehr daran interessiert, mit jedem zu sprechen, der etwas gesehen haben könnte. Sie gehören zu den Leuten, die sich gemeldet haben. Sie waren in der Gegend.«

»Ich fische«, erklärte er.

»Ich weiß.«

»Ich sitze jeden Tag am Kanal. Wenn ich nicht arbeite. Da unten ist es so friedlich, man ist weg von all dem Lärm. Irgendwie ist es ein bisschen wie auf dem Land.«

»Essen Sie die Fische, die Sie fangen?«

Doll starrte mich entsetzt an. »Ich kann Fisch nicht ausstehen«, erklärte er mit angewidertem Gesichtsausdruck. »Dieses schleimige, stinkende Zeug. Außerdem, wer möchte schon etwas essen, das aus diesem Wasser kommt? Einmal hab ich meinem Hund einen mitgebracht. Er hat ihn nicht angerührt. Seitdem lasse ich sie einfach in meinem Netz und werfe sie am Ende des Tages zurück ins Wasser.«

»Sie waren ganz in der Nähe der Stelle, wo das Opfer gefunden wurde.«

»Stimmt.«

»Wissen Sie, was passiert ist?«

»Ich hab verfolgt, was in der Zeitung stand, aber das war nicht sehr viel. Ihr Name war Lianne. Ich hab ein altes Foto von ihr gesehen. Sie war noch ein richtiger Teenager. Ungefähr siebzehn, heißt es. Mit siebzehn ist man noch ein Teenager. Schrecklich.«

»Haben Sie sich deswegen gemeldet?«

»Die Polizei hat dazu aufgerufen. Sie wollte mit jedem reden, der in der Gegend war.«

»Wie weit waren Sie von der Stelle entfernt?«

»Nur ein paar hundert Meter. Richtung Fluss. Ich war den ganzen Tag dort. Beim Fischen, wie ich schon gesagt habe.«

»Wenn Lianne dort vorbeigekommen wäre, dann hätten Sie sie gesehen.«

»Ich hab sie nicht gesehen. Aber vielleicht ist sie trotzdem vorbeigegangen. Ich bin beim Fischen immer ganz in Gedanken. Haben Sie sie gesehen?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie die Leiche gesehen?«

»Nein.«

»Man hat ihr die Kehle durchgeschnitten.«

»Stimmt.«

»Ist das ein schneller Tod?«

»Wenn man die Hauptschlagader durchschneidet, schon.«

»Das würde stark bluten, nicht wahr? Der Täter wäre voller Blut.«

»Wahrscheinlich. Aber mit Sicherheit kann ich das nicht sagen, denn da kenn ich mich nicht so genau aus. Haben Sie sich Gedanken über den Tathergang gemacht?«

»Ja, natürlich. Die Sache geht mir nicht aus dem Kopf. Deswegen wollte ich ja auch hören, was die Polizei unternimmt.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Tee. »Sie interessieren sich für die Ermittlungen?«

»Ich habe mit so was noch nie zu tun gehabt und mir gedacht, ich könnte vielleicht nützlich sein. Ich wollte mithelfen.«

»Sie haben gesagt, die Sache geht Ihnen nicht aus dem Kopf.«

Er setzte sich anders hin und nahm noch einen Keks aus der Packung, aß ihn aber nicht. Stattdessen brach er ihn in immer kleinere Stücke, bis schließlich nur noch Brösel auf dem Tisch lagen. »Ich gehe es immer wieder durch.«

»Sie gehen was durch?«

»Wie dieses Mädchen da am Kanal entlangspaziert und ihr plötzlich jemand die Kehle durchschneidet und sie stirbt.«

Ich zog eine Packung Zigaretten aus der Tasche, die ich extra zu diesem Zweck aus Julies Vorrat entwendet hatte.

Er blickte hoch. Ich bot ihm eine an. Nachdem er sich eine genommen hatte, kickte ich meine Zündholzschachtel quer über den Tisch zu ihm hinüber, als wäre ich bei einem alten Freund zu Gast.

»Die von der Polizei haben Sie bestimmt schon gefragt, ob Sie sich an irgendwas erinnern können.«

»Stimmt.«

»Ich möchte von einem anderen Blickwinkel an die Sache herangehen. Vielleicht fällt Ihnen doch noch etwas ein. Ich würde gern ein bisschen was über die Gefühle erfahren, die das Ganze bei Ihnen ausgelöst hat.«

»Was meinen Sie damit?«

»Liannes Ermordung.«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich denke viel darüber nach.«

»Weil Sie in der Nähe waren?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Was genau geht Ihnen durch den Kopf?«

»Ich gehe es im Geiste durch.«

»Was?«

»Es. Es.« Sein Ton klang beharrlich. »Ich denke darüber nach, wie es wohl war.«

»Was glauben Sie denn, wie es war, Michael?«

Er lachte. »Ist das nicht eigentlich Ihr Job? Versuchen Sie sich nicht vorzustellen, wie es wohl ist, eine Frau umzubringen?«

»Sie haben gesagt, die Sache gehe Ihnen nicht aus dem Kopf.«

»Ich habe nichts gesehen. Deswegen stelle ich es mir vor.«

»Genau das interessiert mich«, erklärte ich. »Wenn Sie

nichts gesehen haben, warum haben Sie sich dann gemeldet?«

»Weil ich in der Gegend war. Die Polizei hat dazu aufgerufen.«

»Geht es Ihnen gut, Michael? Haben Sie mit jemandem darüber geredet?«

»Sie meinen, mit einem Arzt?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Manchmal hilft es, darüber zu sprechen.«

»Ich habe darüber gesprochen.«

»Mit wem?«

»Einer Freundin.«

»Und?«

Er zuckte mit den Achseln. »Wir haben darüber geredet.«

Nachdem wir beide einen Moment geschwiegen hatten, fuhr ich fort: »Sie sind an dem Fall interessiert. Gibt es etwas Bestimmtes, das Sie gern wissen möchten?«

Er wich meinem Blick aus. »Ich interessiere mich für die Vorgehensweise der Polizei. Ich würde gern erfahren, wie sie vorankommt. Es ist ein seltsames Gefühl, dort gewesen zu sein und nicht Bescheid zu wissen.«

»Wenn Sie über die Sache nachdenken, was sehen Sie dann vor Ihrem geistigen Auge?«

Er überlegte einen Moment. »Es ist, als würde ganz kurz ein Licht aufblitzen. Ich sehe die Frau.«

»Welche Frau?«

»Irgendeine Frau. Ich sehe sie den Treidelpfad entlanggehen. Plötzlich ist jemand hinter ihr, packt sie, schneidet ihr die Kehle durch. Ich sehe das alles im

Bruchteil eines Augenblicks. Ich sehe es immer wieder.«

»Was empfinden Sie dabei?«

Er schüttelte sich, fast schaudernd. »Ich weiß nicht. Gar nichts. Ich bekomme es bloß nicht aus dem Kopf. Es ist einfach da. Ich wollte nur helfen.« Seine Stimme klang jetzt klagend und hoch, wie die eines kleinen Jungen.

Ich musste an die einzelnen Stationen seines Lebens denken, über die ich gestern in den Akten gelesen hatte, als ich aufs Revier gefahren war, um mit Furth zu sprechen: Mit acht Jahren war er ins Heim gekommen, nachdem er von seiner trinkenden Mutter vernachlässigt und von seinem Stiefvater geschlagen worden war. Mit sechzehn hatte er zwanzig verschiedene Heime und zehn Pflegeeltern hinter sich. Eine Geschichte des Bettnässens und Ausreißens. In der Schule war er gepiesackt worden, bis er schließlich angefangen hatte, selbst zu piesacken. Während er bei wechselnden Pflegeeltern war, hatte er einmal eine Katze gequält, ein anderes Mal seine Bettwäsche in Brand gesteckt. Mit dreizehn war er in ein Spezialheim für gestörte Kinder gekommen, wo sein gewalttätiges Verhalten eskaliert war. Als er schließlich volljährig wurde, in eine schmuddelige Frühstückspension zog, durch die Straßen wanderte und im Park die Mädchen beobachtete, war er eine Bombe, die nur darauf wartete, hochzugehen.

»Niemand hört richtig zu«, fuhr er in klagendem Ton fort.

»Das ist das Problem. Niemand hört richtig zu. Man sagt etwas, aber die Leute hören einen gar nicht, weil sie einen für Abschaum oder sonst was halten. So nennen sie einen. Sie hören gar nicht, was man sagt. Deswegen gehe ich zum Fischen an den Kanal, wo ich niemanden treffen muss. Ich kann den ganzen Tag dort verbringen, sogar

wenn es regnet. Der Regen macht mir nichts aus.«

»Hat Ihnen denn wirklich nie jemand zugehört?«

»Kein Mensch«, antwortete er. »Nie. Und ganz bestimmt nicht sie.« Ich nahm an, dass er seine Mutter meinte. »Ihr hat nie was an mir gelegen. Nachdem man mich weggebracht hatte, ist sie mich nie besuchen gekommen. Kein einziges Mal. Ich weiß nicht mal, ob sie noch lebt. Wenn ich jemals einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen habe« – an dieser Stelle wurde sein Ton mehr als sentimental –, »dann werde ich sie immer knuddeln und streicheln und niemals gehen lassen.« Eine Säule aus Asche fiel auf seine Hose.

»Und die Leute in den Heimen?«, fragte ich. »Haben Ihnen die denn auch nicht zugehört?«

»Die? Das ist ein Witz, ein echter Witz! Manchmal habe ich schlimme Sachen gemacht, ich konnte nicht anders, ich war innerlich total voll gestopft und musste es rauslassen. Dann haben sie mich geschlagen und eingesperrt und nicht mehr rausgelassen, auch wenn ich noch so viel weinte.« Seine Augen füllten sich auch jetzt mit Tränen. »Niemand hört einen.«

»Was ist mit Ihren Freunden?«, fragte ich vorsichtig.

Achselzuckend drückte er seine Zigarette aus.

»Freundinnen?«

Nun wurde Doll leicht hektisch. Er zupfte an seiner Hose herum und ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Es gibt jemanden«, antwortete er. »Sie mag mich, zumindest hat sie das gesagt. Ich habe ihr einiges erzählt.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Was ich so empfinde. Sie wissen schon.«

»Sie haben mit ihr über Ihre Gefühle gesprochen?«

»Gefühle, ja. Und andere Dinge. Sie wissen schon.«

»Gefühle, die Frauen in Ihnen auslösen?«

Er murmelte etwas Unverständliches.

»Die Gefühle, die Frauen bei Ihnen auslösen, machen die Sie nervös, Michael?«

»Ich weiß nicht.«

»Mögen Sie Frauen?«

Er kicherte nervös. »Natürlich. Auf dem Gebiet ist mit mir alles in Ordnung.«

»Ich meine, als Menschen. Sind Sie mit Frauen befreundet?«

Er schüttelte den Kopf, zündete sich eine neue Zigarette an.

»Wenn Sie an das ermordete Mädchen denken, was empfinden Sie dann?«

»Diese Lianne war ein Mädchen, das von zu Hause weggelaufen ist. Ich kann das gut verstehen. Ich bin auch davongelaufen, müssen Sie wissen. Ich habe immer geglaubt, meine Mom würde mich irgendwann zurückholen. Inzwischen würde ich ihr das Gesicht einschlagen, wenn sie sich blicken lassen würde. Mit einer ihrer Flaschen, bis nichts mehr davon übrig wäre. Das würde ihr eine Lehre sein.«

»Sie wollten also der Polizei helfen, weil Sie wussten, dass Sie in der Gegend gewesen waren?«

»Ja, genau. Ich gehe es immer wieder im Geist durch, ich kann einfach nicht damit aufhören. Ich denke mir Geschichten darüber aus.« Er sah mich an, wandte den Blick aber gleich wieder ab. »Ich gehe zum Kanal, setze mich hin und denke: Es könnte wieder passieren. Könnte es ja auch, oder? Es könnte wieder passieren, genau an der Stelle, wo ich sitze.«

»Macht Ihnen das Angst?«

»Irgendwie schon. Es …« Er leckte sich über die Lippen. »Es macht mich irgendwie nervös und irgendwie, na ja …«

»Aufgeregt?«

Er stand auf und begann in dem kleinen Raum auf und ab zu gehen. »Glauben Sie mir?«

»Was soll ich Ihnen glauben, Michael?«

»Mir glauben«, wiederholte er in beharrlichem Ton.

Ich zögerte einen Moment, ehe ich ihm antwortete. »Ich bin hier, um Ihnen zuzuhören, Michael. Um Ihre Sicht der Geschichte zu hören. Das ist mein Job: Ich höre mir die Geschichten an, die die Leute zu erzählen haben.«

»Werden Sie wiederkommen? Ich dachte, Sie wären total böse auf mich, nach allem, was … na ja, was passiert ist. Aber Sie behandeln mich gar nicht wie einen Nichtsnutz.«

»Natürlich nicht.«

»Und Sie sind hübsch. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich versuche nicht – Sie wissen schon, Sie anzumachen. Sie sind eine Dame. Ich mag Ihre Augen. Grau. Wie der Himmel. Ich mag es, wenn Sie mich mit diesen grauen Augen ansehen.«

Furth saß mit finsterer Miene auf der Treppe. Fast wäre ich über ihn gestolpert.

»Also, was hatten Sie für einen Eindruck?«, fragte er, als käme ich gerade aus dem Insektenhaus im Zoo. Wir verließen das Gebäude und stiegen in den Wagen. Doll spähte wahrscheinlich durchs Fenster zu uns heraus. Was ihm wohl durch den Kopf ging, wenn er mich mit Furth sah? Ich drehte das Autofenster herunter und ließ den warmen Wind über mein Gesicht streichen. Ein paar dicke

Regentropfen klatschten auf die Windschutzscheibe, während der Himmel immer dunkler wurde.

»Ein armer Kerl.«

»Ist das alles? Ihr ganzes Psychogramm von ihm? Ein armer Kerl? Wir sprechen hier von dem Mann, der Ihr Gesicht ruiniert hat. Haben Sie das vergessen?«

Ich seufzte. »Also gut. Arm, traurig, ungebildet, ungeliebt, gestört, von Selbstmitleid erfüllt, selbstgerecht, boshaft, einsam, geschädigt, verängstigt.«

Furth grinste. »Dabei hatten Sie gerade mal die Vorspeise. Nun wird es Zeit für das Hauptgericht.«

6. KAPITEL

Als wir wieder auf dem Revier waren, klatschte ich mir kaltes Wasser ins Gesicht und trocknete mich mit einem dünnen Papierhandtuch ab. Bei der Gelegenheit entfernte ich auch gleich die letzten Spuren meines Lippenstifts. Anschließend bürstete ich mir das Haar und band es strenger als zuvor zurück, ohne vorwitzige Strähnen entwischen zu lassen. Ich nahm meine Ohrringe ab und ließ sie in das Seitenfach meiner Umhängetasche fallen. Dabei hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, als würde etwas Weiches, Undefinierbares über mein Gesicht streichen, Spinnweben oder feine Haarsträhnen. Die Luft war warm und stickig. Verbraucht. Als ich einen Blick in den fleckigen Spiegel warf, starrte mir ein strenges, blasses Gesicht entgegen. Ein farbloses Gesicht – aber das war im Moment ganz in Ordnung so.

Furth wartete auf mich, umgeben von lauter Umzugskartons. Er hielt ein winziges Handy ans Ohr gedrückt, das unter seinem glänzenden Haar halb verschwand, doch als er mich sah, ließ er es sofort in seine Brusttasche gleiten. »Die verdammten Telefone funktionieren nicht mehr«, erklärte er. »Die. Hälfte der Computer ist auch schon weg. In vielen Räumen gibt’s nichts mehr, worauf man sitzen kann, und in den meisten Toiletten fehlt das verdammte Klopapier.« Er machte eine heftige Bewegung mit seinem gemeißelten Kinn. »Nach oben«. sagte er.

Ich folgte ihm in einen kleinen quadratischen Raum, bei dem ein Fenster zugemalert war. In einer Ecke lehnte ein vertrockneter Gummibaum, in einer anderen lag ein zerbrochener Stuhl. Auf dem Tisch in der Mitte des

Raums standen ein großer Kassettenrekorder und eine Schachtel mit Kassetten, die alle mit einer kleinen, sauberen Handschrift beschriftet waren. Furth setzte sich, und ich ließ mich ihm gegenüber nieder. Als ich merkte, dass sich unsere Knie unter dem Tisch fast berührten, zog ich meine ein wenig zurück.

»Bereit?«, fragte er, nachdem ich die Hände auf die hölzernen Armlehnen meines Stuhls gelegt hatte. »Wir haben bis zu der Stelle vorgespult, die Sie am meisten interessieren wird.«

Als ich nickte, drückte er auf die Play-Taste.

Zuerst erkannte ich die Stimme gar nicht. Zum einen klang sie höher, und die Sprechgeschwindigkeit war auch ganz anders – manchmal sehr schnell, sodass ich kaum verstehen konnte, was gesagt wurde, und dann von einer Sekunde auf die andere langsam und schleppend, wobei die einzelnen Silben sehr undeutlich ausgesprochen wurden. Eine Weile dachte ich, mit dem Gerät seit etwas nicht in Ordnung, die Batterie am Ende – aber als ich mich vorbeugte, konnte ich sehen, dass es an der Wand eingesteckt war und die Spulen völlig gleichmäßig liefen.

»Ich gehe dort hinunter. Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, gehe ich hinunter, und ich kann oft nicht schlafen, Dolly, weil ich immer daran denken muss …«

Ich drückte die Stop-Taste. »Dolly?«

Furth hüstelte ein wenig. »Colette – meine Kollegin Dawes – hat sich diesen Namen ausgesucht. Delores – abgekürzt Dolly. Verstehen Sie? Er ist Doll, sie Dolly. Auf diese Weise ist sie auch mit ihm ins Gespräch gekommen. Sie wissen schon – ›Was für ein Zufall‹, hat sie zu ihm gesagt und dabei erstaunt mit ihren langen Wimpern geklimpert, ›ich heiße auch Doll!‹ Clever, was?«

»Ich bin sprachlos vor Bewunderung.«

Er lachte. »Sie sind schwer zu beeindrucken, Kit Quinn. Wollen Sie es weiter hören?«

»Ja, machen Sie weiter.«

»… an die Frauen. Du weißt schon.«

»Sprich weiter, Michael«, sagte die Frau. »Sprich weiter.«

»Ich gehe zu der Stelle, wo es passiert ist. Wenn niemand sonst dort ist, in der Dunkelheit. Dann stelle ich mich da hin, wo sie gestanden hat.«

»Ja?«

»Ja, Dolly. Ist das in Ordnung?«

»Natürlich, das weißt du doch.«

»Ich gehe da hin, und dann stelle ich mir vor – ich stelle mir vor, dass alles noch einmal passiert, genau wie an dem Tag damals. Das Mädchen kommt den Weg entlang, ein ziemlich hübsches Mädchen. Sie ist jung, vielleicht siebzehn, und sie hat langes Haar. Ich mag langes Haar. Deins gefällt mir auch so gut, wenn du es offen trägst, Dolly. Eine Weile stelle ich mir vor, dass ich ihr bloß folge, ein paar Schritte hinter ihr. Sie weiß, dass ich da bin, aber sie dreht sich nicht um. Ich kann sehen, dass sie es weiß. Ihr Nacken wirkt plötzlich ganz steif, und sie geht ein bisschen schneller. Sie hat Angst. Sie hat total Angst vor mir. Ich fühle mich groß und stark. Du weißt schon. Männlich. Überlegen. Sie geht ein bisschen schneller, ich gehe auch ein bisschen schneller. Der Abstand zwischen uns wird kleiner.«

Ein paar Momente lang herrschte Schweigen, man hörte nur jemanden atmen und ein leises Umgebungsgeräusch. Colette Dawes sagte wieder: »Sprich weiter!« Diesmal klang ihr Ton ziemlich scharf, als wäre sie seine Lehrerin.

»Der Abstand zwischen uns wird kleiner«, wiederholte

er. Er sprach jetzt sehr langsam. »Sie dreht sich um, und ich sehe ihren weit geöffneten Mund und ihre aufgerissenen Augen, und sie kommt mir vor wie ein Fisch, einer von meinen Fischen, bevor ich ihn zurück in das schmutzige Wasser werfe. Wie ein – Fisch in meiner Gewalt.«

Ich hörte Michael Doll lachen. Ein nervöses, perlendes Lachen. Wenigstens stimmte die Frau nicht mit ein.

Schweigen. Furth und ich saßen da und lauschten dem Drehen des Bandes. Ich warf einen Blick auf die anderen Kassetten in der Schachtel. Es waren noch drei, beschriftet und datiert. Doll begann wieder zu reden. »Bin ich deswegen ein böser Mensch? Was ich gerade gesagt habe – macht mich das zu einem bösen Menschen, Dolly?«

»Hast du sie gehasst, Michael?«

»Du willst wissen, ob ich sie hasse?« Seine Stimme klang gequält. Ich machte mir im Geist eine Notiz, dass er eine andere Zeit gebraucht hatte als sie. Wie gern hätte ich jetzt einen Block vor mir liegen gehabt, auf den ich mir pedantische kleine Notizen hätte machen können. »Nein, ich hasse sie nicht. Ich liebe sie, das ist doch klar. Ich liebe sie. Liebe. Liebe.«

Furth beugte sich vor und schaltete die Kassette aus. Dann lehnte er sich mit verschränkten Armen zurück.

»Und? Was sagen Sie?«

Ich schob meinen Stuhl zurück und stand auf. Der kleine Raum beengte mich. Ich trat ans Fenster und starrte auf die Häuserwand gegenüber, das dünne Rinnsal, das aus der leckenden Dachrinne nach unten lief. Wenn ich mir den Kopf verrenkte, konnte ich fast einen Strich des stürmischen grauen Himmels sehen.

»Ich würde gern mit Ihrer Kollegin Dawes sprechen.«

»Nun machen Sie aber um Himmels willen einen Punkt, Kit! Das Ganze ist keine große Sache. Wir wollen bloß Ihre fachliche Meinung, basierend auf Dolls Herkunft und seinem sozialen Umfeld. Es reicht, wenn Sie uns sagen, welchen Eindruck er und sein aufgenommenes Geständnis auf Sie gemacht haben. Welcher Sorte Mensch Sie Doll nach reiflicher Überlegung zuordnen würden, blah, blah, Sie kennen das ja. Sie haben ihn gehört. Er war es. Er hat so gut wie gestanden, dass er das Mädchen getötet hat, und jetzt geilt er sich daran auf, holt sich Nacht für Nacht in seiner schmuddeligen Bude einen runter, während er sich seine schmutzigen Fotos ansieht und daran denkt. Er ist ein Perverser, ein Mörder. Kein Mensch, dem man irgendwie nahe kommen möchte, wie Sie selbst am besten wissen. Sie haben ja erfahren, wozu er fähig ist. Schreiben Sie einfach ein paar Zeilen darüber, was für einen Eindruck Sie von ihm hatten.«

»Ich will nur ganz kurz mit Colette Dawes reden. Dann schreibe ich Ihnen den Bericht. In Ordnung?«

Er runzelte die Stirn. Mit einem Seufzer schob er die Hände in die Hosentaschen. »Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Die Frau, die durch die Tür kam, trug ein Klemmbrett und einen Packen Kuverts. Mir war sofort klar, wieso Doll ihr vertraut hatte. Sie besaß gelbblondes Haar und ein glattes, weich konturiertes Gesicht, in dem es keine Kanten zu geben schien, keine Knochen. Ihre helle Haut schimmerte rosig, und sie wirkte sehr jung. Wir gaben uns die Hand.

»Hat Ihnen Furth gesagt, wer ich bin?«

»Nicht wirklich«, antwortete sie. »Sie sind Ärztin oder so was.«

»Ja. Furth wollte von mir einen Rat im Fall Michael

Doll. Ich habe mir seine Akte angeschaut und einen Teil der Aufnahmen gehört.«

»Und?«

»Ich wollte kurz mit Ihnen reden.«

»Ja, das hat DI Furth schon gesagt. Ich hab nicht viel Zeit, bin gerade dabei, Aktenschränke auszuräumen.«

»Eine Viertelstunde, länger werde ich Sie nicht beanspruchen. Sollen wir ein Stück gehen?«

Sie wirkte misstrauisch, schob aber das Klemmbrett und die Kuverts über den Tisch des diensthabenden Beamten und murmelte ihm etwas zu, das ich nicht verstand. Schweigend gingen wir hintereinander die Treppe hinunter und auf die Straße. Das Polizeirevier Stretton Green liegt in einer ruhigen Nebenstraße, aber man braucht zu Fuß nur eine Minute bis zur Stretton Green Road. Dort gibt es einen Naturkostladen, in dem auch ein paar Kaffeetische stehen. Wir ließen uns in einer Ecke nieder, und ich bestellte bei einer jungen Frau, die mit einer Zeitung neben der Kasse saß, zwei Tassen schwarzen Kaffee.

»Zehn«, sagte ich, nachdem uns die Frau unsere Tassen gebracht hatte.

»Was?«, fragte Colette Dawes.

»Piercings«, antwortete ich. »Im einen Ohr drei, im anderen vier, zwei in der Nase und eins in der Unterlippe. Und wer weiß, wo sie sonst noch welche hat.«

Sie nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, gab mir aber keine Antwort.

»Colette. Ist es in Ordnung, wenn ich Sie Colette nenne?«

»Klar.«

»Also, Colette, es ist wirklich erstaunlich, was Sie aus Doll alles herausbekommen haben.« Sie zuckte mit den

Schultern.

»War es schwierig?«

Erneutes Schulterzucken.

»Wo haben die Gespräche stattgefunden?«

»An verschiedenen Orten.«

»Mich interessiert vor allem das, in dem er den Mord so detailliert beschreibt.«

»Da waren wir in seiner Wohnung.«

»War er Ihnen sympathisch?«

Sie hob den Kopf und musterte mich einen Moment lang scharf, dann wandte sie den Blick wieder ab. Durch ihre bleiche Haut leuchteten plötzlich rote Flecken. »Natürlich nicht.«

»Oder haben Sie ein wenig Mitgefühl für ihn empfunden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, Doktor.«

»Kit.«

»Kit. Hören Sie.« Ihre Stimme klang, als würde sie langsam wütend. »Haben Sie den Bericht des Pathologen nicht gelesen?«, fuhr sie fort.

»Nein, das ist nicht mein Aufgabenbereich. Mir geht es nur um Michael Doll.«

»Er ist ein gefährlicher Mann. Wissen Sie das nicht?«

»O doch, das weiß ich.«

»Was wollen Sie dann? Wollen Sie den nächsten Mord abwarten, in der Hoffnung, dass wir ihn dann kriegen können? Vielleicht schlägt das nächste Opfer ja zurück und fängt ihn für uns – ist es das, worauf Sie warten?«

Als ich mich zurücklehnte, ohne auf ihre Frage zu antworten, sprach sie weiter.

»Furth und die anderen haben in diesem Fall gute

altmodische Polizeiarbeit geleistet. Sie waren Tag und Nacht damit beschäftigt, alle zu überprüfen, die sich in der betreffenden Gegend aufgehalten haben. Irgendwann ist Furth dann auf das Material über Doll gestoßen. Hat er Ihnen das erzählt?«

»Nein.«

»Daraufhin habe ich mich mit Doll angefreundet, ihn zum Reden gebracht. Das war alles andere als nett. Ich weiß also nicht, worauf Sie hinauswollen.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Kaffee, wobei ich bewusst darauf achtete, die Tasse nicht ganz auszutrinken. Ich wollte nicht, dass sie schon ging. »Ich möchte nur alle Informationen über Doll, die ich kriegen kann. Okay?«

Als Antwort nickte sie nur ganz leicht.

»Also, Colette, was war Ihr Plan, nachdem Sie sich mit ihm angefreundet hatten?«

»Ich wollte ihn bloß zum Reden bringen.«

»Über den Mord?«

»Ja, genau.«

»Aber das ist sehr schwierig, oder nicht? Können Sie mir ein bisschen was über Ihre Gespräche erzählen?«

Eine Haarsträhne fiel ihr in die Stirn, und sie schob sie zurück. »Doll hat nicht gerade viele Freunde. Ich glaube, er brauchte ganz dringend jemanden zum Reden.«

»Oder einen Freund.«

»Das läuft auf dasselbe hinaus.«

»Ja«, gab ich ihr Recht. »Wie lange kennen Sie ihn inzwischen?«

»Nicht lange. Ein paar Wochen.«

»Wenn ich richtig verstanden habe, gab es drei oder vier aufgezeichnete Gespräche, und der Teil, den ich gehört

habe, stammte aus dem letzten. Stimmt das?«

»Ja.«

»Wie waren die ersten?«

»Wie meinen Sie das?«

»Hat er über den Mord gesprochen?«

»Nein.«

»Haben Sie das Thema zur Sprache gebracht?«

»Ein wenig.«

»Hat er sofort darüber gesprochen?«

»Ich musste erst sein Vertrauen gewinnen.«

»Sie meinen, er musste Vertrauen zu Ihnen fassen, bevor er Ihnen erzählte, dass er jemanden ermordet hatte?«

»Er hat nicht direkt gestanden, oder? Das ist ja der Grund, warum man Sie hinzugezogen hat.«

Ich stützte mich mit beiden Ellbogen auf den Tisch, was den Abstand zwischen Colette und mir drastisch verringerte. »Wissen Sie, ich habe schon mit vielen Leuten gesprochen, die schreckliche Probleme, schreckliche Dinge getan hatten. Die erste Hürde ist in solchen Fällen immer, den Leuten das Gefühl zu vermitteln, dass es in ihrem eigenen Interesse ist, ehrlich zu sein und alles zu erzählen. Wie haben Sie das geschafft?«

»Haben Sie eine Zigarette für mich?«, fragte sie.

»Wie es der Zufall so will, ja«, antwortete ich und zog das für Doll bestimmte Päckchen aus der Tasche.

»Ich habe ihn dazu ermutigt, offen zu sprechen«, erklärte sie.

»Ich habe ihn nach seinen Geheimnissen gefragt.«

»Sie haben ihn nach seinen Geheimnissen gefragt, und daraufhin hat er ihnen erzählt, er habe einen Mord begangen?«

»Nein, so war es nicht. Ich habe mit ihm über seine Fantasien gesprochen.«

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, hat sich das nicht im Pub abgespielt. Diese Gespräche haben in seiner Wohnung stattgefunden.«

»Ja.«

»Sie haben das Gespräch auf die Themen Sex und Gewalt gelenkt.«

Sie zog an ihrer Zigarette. »Ich habe ihn ermutigt zu reden. Wie man das eben macht. Wie *Sie* das machen.«

»War es so eine Art Quidproquo? Haben Sie ihm Ihre eigenen Fantasien erzählt und ihn dann aufgefordert, es Ihnen gleichzutun?«

»Ich habe versucht, ihn zum Reden zu bewegen. Ich musste ihm zeigen, dass mich nichts schockieren würde, was er mir auch zu erzählen hätte.«

»Aber die ersten zwei langen Gespräche, die Sie mit Doll geführt haben, waren nicht sehr ergiebig?«

»Nicht besonders.«

»Natürlich haben sich Furth und die anderen die Bänder angehört.«

»Natürlich.«

»Und sie haben gesagt, sie seien nicht ergiebig.«

»Sie *waren* nicht ergiebig.«

»Und daraufhin haben die Kollegen gesagt: ›Versuch es noch mal und sieh zu, dass du was aus ihm herauskriegst.‹«

»Nicht direkt.«

»Aber sie haben gesagt, dass Sie sich noch mehr bemühen sollen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich stelle mir vor, dass sie so was gesagt haben wie: ›Warum sollte Doll dir was erzählen? Du musst ihn ein bisschen mehr ermutigen.‹«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich habe ihn bloß zum Reden gebracht.«

»Absolut. Was ich gehört habe, war großartiges Material. Wirklich widerlich. Keine Frage, Colette, Sie haben es noch mal versucht und bekommen, was Sie wollten.«

»Ich habe nur meinen Job gemacht.«

»Sie treffen sich mit diesem seltsamen, gestörten, extrem unsozialen Mann, und schon beim dritten oder vierten Treffen präsentiert er Ihnen eine schauerliche Fantasie über den Mord an einer Frau. Sie wissen, worauf ich hinauswill, nicht wahr?«

»Ich habe nur meinen Job gemacht.«

Ich beugte mich vor, bis sich unsere Nasen fast berührten.

»Haben Sie mit Michael Doll geschlafen?«

Sie zuckte zurück. »Nein.« Ihre Stimme war nur ein Flüstern. Dann wiederholte sie etwas lauter: »Nein.«

Ich fixierte sie beharrlich. »Sie waren verkabelt. Vielleicht wäre Sex im engeren Sinn problematisch gewesen, aber vielleicht war es nicht Sex im engeren Sinn.«

»Nein«, antwortete sie mit einem Kopfschütteln. Sie rieb sich den rechten Augenwinkel.

»Gut«, sagte ich in sanftem Ton. »Lassen Sie uns aufbrechen.«

Schweigend gingen wir zurück. Auf der Treppe, die zum Revier hinaufführte, blieb ich stehen und hielt sie zurück. »Colette«, sagte ich.

Sie sah mich nicht an.

»Wer hat Sie auf Ihre Aufgabe vorbereitet? Wer hat Ihnen Ratschläge erteilt?«

»Nur Furth.«

»Okay«, sagte ich. »Und was für ein Gefühl haben Sie, wenn Sie jetzt an die Sache denken?«

»Was sollte ich für ein Gefühl haben?«

»Na ja, vielleicht macht es Ihnen im Nachhinein zu schaffen.«

»Wieso? Das ist das Problem mit Leuten wie Ihnen. Sie versuchen jedem was einzureden.«

»Ich wollte bloß mein Mitgefühl zeigen.«

»Ich brauche kein Mitgefühl.«

Nachdem wir uns sehr kühl voneinander verabschiedet hatten, rief ich sofort Furth an. Er meldete sich mit forsch-fröhlicher, zuversichtlicher Stimme. »Und?«, fragte er.

»Ich muss sämtliche Bänder hören«, erklärte ich.

7. KAPITEL

Ich schlief unruhig, wachte immer wieder auf und verschlief dann am Morgen. Während ich hin und her rannte und mich fertig machte, trank ich rasch ein paar Schluck Kaffee. Julie kam aus ihrem Zimmer. Sie trug nichts als eine alte Jacke von mir, offenbar ein Fundstück aus dem Schrank in dem ansonsten ungenutzten Zimmer, das ich erst ansatzweise als Arbeitszimmer einzurichten versucht hatte. Im Moment war es ihr Zimmer. Wir mussten uns bald mal zusammensetzen und über ein paar Dinge reden. Sie sah aus wie ein Nagetier, das man aus dem Winterschlaf gerissen hatte. Ihre Haare waren zerzaust und aufgeplustert, ihre Augen zusammengekniffen, als würde das Tageslicht sie blenden. »Ich hab nicht gewusst, dass du so früh aufstehst«, erklärte sie. »Sonst hätte ich dir Frühstück gemacht.«

»Es ist zwanzig vor neun«, antwortete ich, »und ich hab's ziemlich eilig.«

»Ich werd ein bisschen einkaufen«, sagte sie.

»Musst du aber nicht.«

»Tu ich gern.«

Auf der Fahrt zum Polizeirevier hatte ich das ungute Gefühl von schicksalhafter Unvermeidlichkeit, fast wie damals, als mir mit fünfzehn meine erste richtige Abschlussprüfung bevorstand. Ich saß kerzengerade auf dem Fahrersitz und umklammerte mit beiden Händen das Lenkrad. Meine Wirbelsäule fühlte sich an wie eine Metallstange, meine Nackenmuskeln schmerzten vor Anspannung, und ich biss gegen meinen Willen die Zähne

zusammen. In meinem Kopf pochte es, als würde jemand mit den Fingerknöcheln gegen meine Schläfen trommeln. »Idiot, verdammter Idiot!«, murmelte ich vor mich hin, als ich an einer Ampel anhalten musste, die von Rot auf Grün und wieder auf Rot schaltete, ohne dass sich auch nur ein einziger Wagen vorwärts bewegte, weil ein Sattelschlepper die Straße blockierte. Es regnete ununterbrochen. Ein paar Fußgänger mit Schirm gingen vorbei, den Blick auf den Boden gerichtet, um dem Hundekot und den Pfützen auf dem Gehsteig auszuweichen. Das graue, verstopfte, dreckige London. Mein Bericht lag neben mir auf dem Beifahrersitz. Er war etwa sechshundert Worte lang. Kurz und sachbezogen. Die Kassetten lagen in einer Plastiktüte daneben.

Als ich vor dem Revier rückwärts einparkte, hörte ich plötzlich das unheilvolle Kratzen von Metall auf Metall. Wenn einem das passiert, kann man es seltsamerweise fast körperlich spüren, als wäre die Karosserie des Wagens die eigene Haut.

»Mist!«

Die Rückseite meines Autos klebte am glänzenden blauen Lack eines schrecklich teuer aussehenden BMW. Ich stieg aus und inspizierte im strömenden Regen den langen dünnen Kratzer, den ich dem anderen Wagen zugefügt hatte. Meiner hatte noch größeren Schaden davongetragen: Ein Rücklicht war kaputt und der Kotflügel zusammengeschoben wie eine zerknüllte Zeitung. Ich fischte einen Notizblock aus meiner Tasche und schrieb ein paar entschuldigende Worte, notierte außerdem meine Versicherungs- und Telefonnummer, faltete den Zettel ein paar Mal, um ihn vor der Nässe zu schützen und klemmte ihn dann unter die Scheibenwischer des BMW. Ich hatte vergessen, einen Schirm mitzunehmen und war bereits klatschnass. Als ich mich

noch einmal in den Wagen beugte, um den Bericht und die Kassetten in meiner Tasche zu verstauen, spürte ich, wie das Regenwasser meinen Nacken hinunterrann.

Furth hatte sich bereits an einem Tisch des Konferenzraums niedergelassen, ein Klemmbrett vor sich. Als ich eintrat, stand er auf und begrüßte mich mit einem freundlichen Nicken. Er war in Begleitung einer vorzeitig ergrauten Frau mit einem glatten, sanften Gesicht, die ich schon vom Sehen kannte, und eines untersetzten älteren Mannes mit einem Kranz widerspenstiger Haare rund um einen kahlen Oberkopf und kleinen, pfiffig dreinblickenden blauen Augen.

»Wenn man von der Sonne spricht!«, sagte Furth. »Haben Ihnen schon die Ohren geklingelt? Kommen Sie, ich nehme Ihnen den Mantel ab. Jasmine kennen Sie ja schon, nicht? Jasmine Drake. Und das hier ist DCI Oban, mein Chef. Kaffee? Tee?«

Leicht irritiert begrüßte ich Oban. »Lassen Sie sich durch mich nicht aus der Ruhe bringen«, erklärte er. »Ich wollte nur kurz vorbeischauen.«

»Danke, für mich nichts«, antwortete ich auf Furths Frage, während ich mich auf einem der orangefarbenen Plastikstühle niederließ und meinen Bericht, der in einem unbeschrifteten weißen Umschlag steckte, vor mich hinlegte. »Sie haben mich gebeten, das hier persönlich vorbeizubringen. Hier ist es.«

»Sehr freundlich von Ihnen«, antwortete Furth mit einem Augenzwinkern. Dann wandte er sich an Oban. »Sie macht einen sanften Eindruck, aber man muss sich vor ihr in Acht nehmen.«

Ich schob einen Finger unter die zugeklebte Klappe des Umschlags und riss ihn auf. »Wollen Sie es gleich lesen?«

»Bevor wir anfangen, dürfte es Sie vielleicht interessieren, dass wir Doll verhaftet haben.«

»Wie bitte?«

»Unabhängig von Ihrem Bericht machen wir mit unseren Ermittlungen gute Fortschritte. Während wir uns hier unterhalten, sind gerade ein paar Taucher im Kanal unterwegs. Doll hat selbst ausgesagt, dass er zu der betreffenden Zeit in der Gegend war. Hinzu kommt sein verdächtiges Verhalten vorher und nachher, und natürlich sein aufgezeichnetes Geständnis. Da fügt sich eins zum anderen. Keine Sorge, es geht alles seinen offiziellen Gang. Selbstverständlich bekommt er einen Rechtsbeistand. John Coates. Er ist bereits unterwegs. Bestimmt kennen Sie ihn.«

Ich hatte ihn einmal getroffen, als ich mit Francis hier war. Ein netter Typ, der häufig lächelte und den man sich eher als Finanzberater wünschte, nicht so sehr als Anwalt. Ich warf einen Blick zu Jasmine Drake hinüber, aber sie kritzelte etwas in ihr Notizbuch und blickte nicht auf. Als mein Blick zu Oban weiterwanderte, stellte ich fest, dass er mich mit seinen hellen Augen unverwandt musterte, was mich ziemlich nervös machte. Ich zog das einzelne Blatt Papier aus dem Umschlag und legte es auf den Tisch.

»Ist es das?«, fragte Furth.

»Fassen Sie es bitte für uns zusammen, Dr. Quinn«, forderte Oban mich auf.

»Lassen Sie ihn laufen.«

Im Raum herrschte plötzlich angespanntes Schweigen. Ich konnte meinen Herzschlag hören. Nun, da ich die Grenze überschritten und es ausgesprochen hatte, fühlte ich mich besser.

»Wie bitte?«

»Falls Sie über keine anderen Beweise verfügen als die, von denen Sie mir berichtet haben, sehe ich keine entsprechende Beweislage. Noch nicht.«

Furths Gesicht lief rot an. Das war der schlimmste Moment. Ich sollte eigentlich auf seiner Seite stehen, und nun sah es ganz danach aus, als wäre dem nicht so. »Sie wissen doch gar nicht, wovon Sie da reden«, erklärte er, ohne mich anzusehen.

Ich holte tief Luft. »Dann hätten Sie mich nicht um eine Stellungnahme bitten sollen.«

»Genau von Ihrer Stellungnahme spreche ich.« Aus Furths Stimme klang plötzlich eine wütende Heiterkeit, als ließe sich die ganze Sache einfach weglachen. »Sie wurden lediglich gebeten, Doll zu beurteilen. Nicht mehr. Eine ganz einfache Sache. Der Typ ist pervers. Das ist er doch, oder? Mehr brauchen Sie gar nicht zu sagen. Anthony Michael Doll ist pervers.«

»Er ist ein gestörter junger Mann mit blutrünstigen Fantasien.«

»Wieso sagen Sie dann –«

»*Fantasien.* Es besteht ein Unterschied zwischen der Fantasie und der Tat.«

»Er hat gestanden, und er wird es noch einmal gestehen. Sie werden schon sehen.«

»Nein. Er hat nur seine Fantasien ausgesprochen, während er mit Ihrer Kollegin Dawes sexuelle Handlungen ausführte.« Ich warf einen Blick in die Runde. Das hatte gesessen. Keiner sagte ein Wort. »Haben Sie das gewusst? Haben Sie gewusst, dass sie ihm, während sie ihn zum Reden *ermutigte* – so hat sie es mir gegenüber formuliert –, einen runterholte und ihm gleichzeitig gestattete, an ihr herumzufummeln? Haben Sie sie dazu ermutigt, ohne es direkt auszusprechen? Der

Zweck heiligt die Mittel, so in der Art? Hat sie anfangs keine zufrieden stellenden Ergebnisse erzielt? Wie auch immer, es spielt sowieso keine Rolle. Das Ganze ist kein Geständnis, sondern Pornographie.«

»Hören Sie, Kit.« Sein Gesicht war knallrot angelaufen. »Ich hätte Sie gar nicht erst zu Rate ziehen sollen. Mein Fehler. Ich hätte wissen müssen, dass Ihr Urteilsvermögen nach diesem Unfall beeinträchtigt sein würde. Fakt ist, dass Sie sich irgendwie mit Mickey Doll identifizieren, ihn auf eine mir unverständliche Weise zu schützen versuchen. Genau wie in diesen Fällen, wo sich Entführungsopfer in ihre Kidnapper verlieben.«

Er warf einen schnellen Blick zu Oban hinüber, dann wandte er sein besorgtes Gesicht wieder mir zu. »Wir waren der Meinung, Ihnen damit zu helfen, aber mittlerweile ist mir klar, dass wir uns getäuscht haben. Es war noch zu früh. Vielleicht sollten wir Ihnen jetzt einfach danken und Sie für Ihren Zeitaufwand entschädigen.«

Ich bemühte mich um einen möglichst gleichgültigen Ton.

»Sie haben Colette Dawes damit beauftragt, Michael Doll ein Geständnis zu entlocken. Hat sie gewusst, worauf sie sich einließ? Oder hat sie sich da spontan zu etwas hinreißen lassen?«

»Er ist ein Mörder«, erwiderte Furth, der sich nun keine Mühe mehr gab, seine Verachtung zu verbergen. »Wir wissen das, und Sie sollten es verdammt noch mal auch wissen. Wir müssen es nur noch vor einer Jury beweisen. Kollegin Dawes hat unter sehr schwierigen Bedingungen gute Arbeit geleistet.«

Ich sah ihm in die Augen. »War das Ganze Ihre Idee?«

Es kostete Furth offensichtlich große Mühe, ruhig zu bleiben. »Wir haben einen Mörder verhaftet«, erklärte er.

»Zumindest bin ich dieser Meinung. Wir haben Indizien gesammelt, und wir haben ein Geständnis. Vielleicht sind wir, um es zu bekommen, ein wenig zu weit gegangen, aber ich hätte gedacht, dass gerade Sie dafür Verständnis haben würden, Kit. Wir sind auf der Seite der Frauen – derjenigen, die getötet worden ist, und der anderen, die seine nächsten Opfer sein werden.«

»Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden.« Ich hörte das Zittern in meiner Stimme. War es Nervosität oder Wut? »Ich schließe keinesfalls aus, dass Michael Doll diese Frau umgebracht hat, aber Sie können es nicht beweisen. Ich sitze hier als Ärztin, die mit emotional Gestörten und geisteskranken Verbrechern arbeitet, nicht als Juristin, aber ich nehme an, dass dieses Band als Beweismittel in einem Prozess auf keinen Fall zugelassen würde. Ich wage sogar zu behaupten, dass jeder Richter, der davon erführe, den ganzen Prozess sofort wegen absolut unzulässiger Ermittlungsmethoden in Frage stellen würde.« Ich betrachtete sein attraktives Gesicht. »Wenn ich Sie wäre, würde ich das Band in einem ganz tiefen Loch vergraben und beten, dass Dolls Anwalt nie davon erfährt. Auf jeden Fall möchte ich mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben.«

»Das ist der erste vernünftige Satz, den Sie heute von sich gegeben haben.«

Das brachte das Fass zum Überlaufen.

»Diese ganze Geschichte«, erklärte ich atemlos, »ist eine einzige riesige Schweinerei! Und Sie« – das ging an die Adresse von Jasmine Drake – »sollten es eigentlich besser wissen. Nicht nur als Polizistin, sondern einfach als Frau. Und Sie auch!« Ich wandte mich an DCI Oban, der ein wenig abseits saß, einen verdutzten Ausdruck im Gesicht. Ich starrte wütend auf den vor mir liegenden Bericht hinunter, den Bericht, der in so ruhiger und

wissenschaftlicher Sprache verfasst war.

Oban gab mir keine Antwort. Stattdessen stand er auf und öffnete die Tür, wobei er Furth mit einem finsteren Blick bedachte, der mich an einen sehr alten, faltigen Bluthund erinnerte. »Lasst ihn gehen«, sagte er in sanftem, fast beiläufig klingendem Tonfall.

»Wen?«

»Mickey Doll. Sonst noch was?« Keiner sagte ein Wort. Oban richtete den Blick auf mich. »Schicken Sie uns Ihre Rechnung, Doktor, oder wie man das bei Ihnen nennt. Vielen Dank.« Aber er klang nicht sehr dankbar. Ich hatte ihm den Tag verdorben. Dann ging er, gefolgt von Jasmine Drake, die mir einen schnellen Blick aus schmalen Augen zuwarf, ehe sie nach draußen auf den Gang trat.

Ich war allein mit Furth, der schweigend dasaß und die Wand anstarrte. Ich stand auf. Das Geräusch, mit dem mein Stuhl über den Boden scharrte, ließ ihn aus seiner Träumerei erwachen. Er schien überrascht, dass ich noch da war. Seine Stimme klang, als würde er noch immer träumen. »Es wird Ihre Schuld sein«, sagte er, »wenn er es wieder tut. Er hat Sie angegriffen, er hat dieses Mädchen umgebracht, und irgendwo da draußen ist eine Frau, der er – wahrscheinlich, oder sollen wir sagen, mit ziemlicher Sicherheit? – als Nächstes etwas antun wird.«

»Auf Wiedersehen, Furth«, antwortete ich im Gehen. »Ich muss, ähm, Sie wissen schon …«

»Werfen Sie ab und zu mal einen Blick in die Zeitung«, rief er mir mit lauter Stimme nach, damit ich es ja noch hörte. »Diese Woche, nächste Woche – irgendwann wird es drinstehen!«

8. KAPITEL

Als ich nach draußen auf die Straße trat, zitterte ich vor aufgestauter Wut. Am liebsten hätte ich irgendetwas Verrücktes getan, beispielsweise einen großen Gegenstand durch ein Schaufenster geworfen oder auf der Stelle das Land verlassen, um eine neue Identität anzunehmen und nie mehr nach England zurückzukehren. Letztendlich entschied ich mich dafür, nach Hause zu fahren, die Tür hinter mir zuzusperren und mich eine Woche nicht mehr blicken zu lassen.

Als ich zu meinem Wagen kam, war der BMW weg. Zweifellos würde ich bald von einer Versicherung hören. »Wir sind von unserem Klienten darüber informiert worden …« Ein Kratzer, der sich von der hinteren Tür bis zum Kotflügel zog. Wie viel würde das kosten?

In meiner Wohnung herrschte wundervolle Leere. Julie war nicht da. Eine fantastische Gelegenheit. Ich ließ mir die Wanne einlaufen, schüttete mehrere Badesalze mit albernen exotischen Namen ins Wasser, schnappte mir eine Zeitung und irgendein Magazin und glitt wie ein Walross hinein. Nach wenigen Minuten warf ich die Zeitung zur Seite und widmete mich dem Magazin: Ich erfuhr von den fünf besten Adressen, um für weniger als hundert Pfund ein Wochenende auf dem Land zu verbringen, lernte sieben Arten kennen, seinen Partner im Bett zu schocken, und beantwortete einen Fragebogen zum Thema »Sind Sie ein häuslicher Mensch oder der Partytyp?« Wie sich herausstellte, war ich der Partytyp. Wie kam es, dass ich so selten auf Partys ging?

Schließlich warf ich auch die Zeitschrift zur Seite und ließ mich ganz langsam so tief ins Wasser sinken, bis nur

noch Nase und Mund herausschauten. Ungerührt hörte ich das Telefon einmal läuten und dann den Anrufbeantworter piepen. Ich stellte mir vor, in einem Flotationstank zu liegen. In einer Salzlösung, die exakt die richtige Konzentration hatte, dass man schön schwebte, und die genau der Körpertemperatur angepasst war. In völliger Dunkelheit. Was war eigentlich der Sinn der Sache? Fühlte man sich in einem solchen Tank völlig losgelöst oder völlig absorbiert?

Ich hörte mehrere dumpfe Geräusche, dann wurde die Wohnungstür zugeschlagen. Julie. Es klang, als hätte sie die Tür mit einem Fußtritt geschlossen. Höchste Zeit, in die Welt zurückzukehren. Ich trocknete mich langsam ab, als wollte ich das Unvermeidliche noch ein wenig hinauszögern. Dann wickelte ich mich in das Handtuch und verließ das Bad.

»Fantastisch!«, sagte Julie. »Ein Bad am helllichten Tag. Du verstehst zu leben.«

»Man hat dabei ein bisschen das Gefühl, was Verbotenes zu tun«, gab ich zu, obwohl es mich gleichzeitig ärgerte, von jemandem als Genussmensch bezeichnet zu werden, der selbst Jahre damit verbracht hatte, in der Welt herumzugondeln.

»Wegen des Abendessens brauchst du dir heute keine Gedanken zu machen«, erklärte sie munter. »Ich habe ein paar von deinen Kochbüchern durchgeblättert und ein bisschen eingekauft. Bist du abends zu Hause?«

»Ja, aber ich hatte eigentlich nicht vor –«

»Großartig. Dann lass dich von mir verwöhnen. Was es gibt, ist ein Geheimnis, aber du brauchst dir deswegen keine Sorgen zu machen. Es ist alles sehr leicht, sehr gesund. Ach, übrigens, auf dem Anrufbeantworter war

eine Nachricht für dich. Von einer Frau namens Rosa. Du musst entschuldigen, mir war nicht klar, dass du da bist, und ich hab selbst auf einen Anruf gewartet. Ich bin nicht sicher, ob ich auf den richtigen Knopf gedrückt habe. Womöglich habe ich die Nachricht aus Versehen gelöscht.«

Das hatte sie tatsächlich. Ich ging in mein Zimmer und zog mich rasch an. Da ich nicht ausgehen würde, entschied ich mich für etwas ganz Schlichtes, eine weiße Jeans und einen hellblauen Pulli. Ich war versucht, Rosas Nachricht zu ignorieren, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass es sich um gute Neuigkeiten handelte, aber dann zählte ich bis zehn und wählte.

»Wir müssen uns treffen«, sagte Rosa sofort.

»Weswegen?«

»Es hat mit der Polizei zu tun. Wie ich höre, hast du meinen Rat nicht befolgt. Das kam nicht gerade überraschend für mich, aber es wäre trotzdem nett gewesen, wenn du es mir erzählt hättest.«

»Oh«, antwortete ich bestürzt. »Du hast Recht. Soll ich morgen mal bei dir vorbeischauen?«

»Ich würde dich gern heute noch sehen. Hast du etwas dagegen, wenn ich bei dir vorbeikomme?«

»Warum? Ich meine, nein, natürlich habe ich nichts dagegen.«

»In circa einer Stunde bin ich da«, erklärte Rosa und legte auf.

Ich unternahm einen lächerlich uneffektiven Versuch, das Wohnzimmer aufzuräumen, während Julie in der Küche hantierte, was teilweise etwas beunruhigend klang. Nach gerade mal fünfundvierzig Minuten klingelte es.

Ich rannte die Treppe hinunter und öffnete die Tür. Der

fröhliche Gruß, den ich mir zurechtgelegt hatte, blieb mir im Hals stecken, als ich sah, wer draußen auf der Treppe stand. »Oh«, mehr brachte ich nicht heraus. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte ich das auch schon am Telefon zu Rosa gesagt.

»Ich bin nicht allein«, erklärte sie.

Sie war in der Tat nicht allein. Neben ihr stand Detective Chief Inspector Oban. Hinter ihm parkte ein Wagen. Ein BMW.

»Das mit dem Wagen tut mir Leid«, stammelte ich. Mehr fiel mir nicht ein, aber noch während ich das sagte, wurde mir bewusst, dass es nicht immer nötig war, das Einzige, was einem einfiel, gleich hinauszuposaunen. Manchmal ist das Einzige, was einem einfällt, das Schlimmste, was man sagen kann. »Es war allein meine Schuld. Ich werde selbstverständlich für den Schaden aufkommen.«

Rosa starrte mich verwirrt an, während Oban andeutungsweise lächelte. »Ein Parkproblem«, erklärte er an sie gewandt. Dann wandte er sich wieder mir zu. »Dann waren das also Sie? Unter dem Scheibenwischer steckte ein Zettel, aber er war vom Regen völlig durchweicht. Machen Sie sich deswegen keine Sorgen, ich nehme an, die Sache wird als Dienstunfall behandelt werden.«

»Was es in gewisser Weise ja auch war«, antwortete ich.

Da mir inzwischen nicht mal mehr dummes Zeug einfiel, das ich noch hätte von mir geben können, hielt ich den beiden die Tür auf und ließ sie an mir vorbei ins Haus treten. Zuerst hatte ich in einem Anfall von Paranoia gedacht, es ginge um den Schaden an dem Wagen und sie wollten mich der Fahrerflucht bezichtigen oder so was in der Art, aber dem war offensichtlich nicht so. Was wollten sie dann? Hatte es irgendeine offizielle Beschwerde gegen

mich gegeben? Ich folgte ihnen die Treppe hinauf. Als wir ins Wohnzimmer traten, kam Julie gerade aus der Küche. Sie sah mit ihrer gestreiften Fleischerschürze – *meiner* Schürze – ziemlich umwerfend aus. Überrascht starrte sie uns an. Ich stellte die drei einander vor.

Oban wirkte leicht verlegen, als er Julie die Hand gab. »Sie sind, ähm –«, sagte er.

»Julie ist für ein paar Tage zu Besuch«, fiel ich ihm ins Wort.

Wieso stammelte er so herum? Dann fiel mein Blick auf Julie, die groß, braungebrannt und amazonenhaft vor uns stand. O Gott, wahrscheinlich meinte er, dass wir irgendwas Lesbisches miteinander hatten. Ich überlegte kurz, ob ich ihn über die Natur unserer Beziehung aufklären sollte, sah aber eigentlich keinen Grund dafür.

»Ich koche gerade das Abendessen«, erklärte Julie und klang dabei schrecklich häuslich. »Möchten Sie mitessen?«

»Wir müssen bloß etwas Berufliches besprechen«, erklärte ich rasch. Der Gedanke, Julie und ich könnten anfangen, als Paar Gäste zu empfangen, ließ mich schaudern.

»Sie sind ein richtiger Detective?«, wandte sich Julie an Oban.

»Allerdings, das bin ich«, antwortete er.

»Das muss wahnsinnig aufregend sein.«

»Die meiste Zeit nicht.« Oban warf einen Blick zu Rosa hinüber, die ein Buch aus einem Regal gezogen hatte und es mit gerunzelter Stirn durchblätterte. »Wären Sie so lieb, uns einen Moment allein zu lassen?«, sagte er mit vorsichtiger Zurückhaltung zu Julie.

»Was? Ich?«, fragte Julie überrascht. »Ich muss sowieso

wieder in die Küche.«

Nachdem sie abgezogen war, schob Rosa das Buch zurück ins Regal und drehte sich zu mir um.

»Bitte nehmt Platz«, sagte ich.

Wir waren alle drei etwas verlegen. Rosa und ich ließen uns nebeneinander auf der Couch nieder, während Oban sich den Sessel so zurechtrückte, dass er mir gegenüber saß.

»Dan Oban hat mich heute Morgen angerufen –«

»Rosa«, unterbrach ich sie. »Ich weiß, ich hätte dich …«

Sie brachte mich mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Moment«, sagte sie. Dann wandte sie sich an Oban. »Dan?«

Die beiden kannten sich offenbar gut.

»Das alles tut mir wirklich Leid«, versuchte ich es noch einmal, bevor er etwas sagen konnte. »Ich war heute Morgen sowieso schon ein bisschen geladen und musste mich über die Sache mit Doll schrecklich aufregen. Allein schon die Idee, ihm eine solche Falle zu stellen! Da konnte ich mich einfach nicht mehr beherrschen. Das war sehr unprofessionell und …«

»Sie hatten Recht«, unterbrach mich Oban.

Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, denn während er sprach, beugte er sich vor und rieb sich die Augen. Er war müde.

»Was?«

»Das Ganze war eine absolute Schnapsidee. Sie hatten Recht. Ich habe mit ein paar Leuten in unserer Rechtsabteilung gesprochen. Es ist genau so, wie Sie gesagt haben, das Band würde mit ziemlicher Sicherheit nicht als Beweismittel zugelassen. Das arme Mädchen hat

Doll an der Nase herumgeführt, daran besteht kein Zweifel.« Er sah Rosa mit einem dämlichen Grinsen an, das er sofort unterdrückte, als sie mit einem Stirnrunzeln reagierte.

»Na, dann ist es ja gut«, antwortete ich achselzuckend.

»Aber deswegen bin ich nicht gekommen. Ich habe Dr. Deitch angerufen, weil ich Sie zurückwill.«

»Zurück?«

»Sie haben gute Arbeit geleistet. Ich möchte, dass Sie uns bei den Ermittlungen weiterhin behilflich sind.«

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

»Warum?«

»Aus mehreren Gründen. Einer davon ist Furth. Können Sie sich vorstellen, dass ich weiter mit ihm zusammenarbeite? Er hat vor Wut gekocht.«

»Furth ist mein Problem. Außerdem leitet er die Ermittlungen in diesem Fall sowieso nicht mehr. Das tue jetzt ich.«

»Oh«, sagte ich. »Trotzdem glaube ich nicht, dass Ihnen meine Mitarbeit viel bringen wird. Ich habe so was eigentlich noch nie gemacht. Ich arbeite bloß mit Leuten wie Doll. Ich habe keine zündenden Ideen.«

Oban stand auf, trat ans Fenster und drehte sich zu uns um.

»Dieser Fall ist ganz einfach«, erklärte er. »Ein primitiver, schrecklicher Mord. Suche dir eine Frau an einem einsamen Ort, töte sie, lauf davon. Der Kerl ist noch irgendwo da draußen. Wir brauchen bloß ein bisschen Glück. Ein bisschen Glück, und wir kriegen ihn.«

»Warum haben Sie Rosa angerufen?«, fragte ich misstrauisch.

»Warum nicht mich?«

»Weil er meine Meinung hören wollte«, antwortete Rosa.

»Du meinst, er wollte wissen, ob ich verrückt bin?«

Rosa grinste. »Dazu sage ich lieber nichts. Nein, er wollte nur wissen, ob es fair ist, dich zu fragen.«

»Und was hast du gesagt?«

»Dass er dich selbst fragen soll.«

»Du meinst, ob es fair ist, mich zu fragen?« Sie zuckte mit den Achseln.

»Was meinen Sie?«, fragte Oban.

»Ich werde darüber nachdenken«, antwortete ich lahm.

»Gut. Ich möchte Sie unbedingt dabeihaben. Nennen Sie mir Ihre Bedingungen. Sie haben freie Hand und bekommen von mir alles, was Sie brauchen.«

Die Tür flog auf, und Julie kam mit einem Tablett herein. Wo hatte sie das bloß aufgestöbert? Es standen drei Schüsseln darauf.

»Bevor Sie irgendwas sagen«, erklärte sie, »möchte ich Sie darauf hinweisen, dass das hier kein Abendessen ist. Bloß ein kleiner Snack. Sie haben bestimmt Hunger, nicht wahr, Mr. Detective?«

»O ja«, antwortete Oban mit einem interessierten Blick auf das Tablett. »Was gibt es denn?«

»Lauter ganz einfache Sachen. Das hier ist Schinken mit Feigen, das ein Artischockensalat und das hier bloß ein kleines Omelett mit Zucchini. Ich hole uns Teller.«

Als sie zurückkam, brachte sie nicht nur Teller und Gabeln, sondern auch Gläser und eine bereits geöffnete Flasche Rotwein. Eine sehr teure Flasche Wein, die Albie gehörte und die er mitzunehmen vergessen hatte, was ihm aber bestimmt irgendwann einfallen würde. Julie war also doch für etwas gut. Großzügig füllte sie unsere Gläser.

Sowohl Oban als auch Rosa nahmen sich von allen drei Gerichten.

»Es schmeckt ausgezeichnet, Julie«, verkündete Rosa.

»Köstlich«, pflichtete Oban ihr bei. »Ich muss sagen, das scheint mir ein sehr gutes Arrangement zu sein. Wie lange sind Sie und Kit denn schon, ähm, Sie wissen schon …«

»Oh, erst ein paar Wochen«, antwortete Julie fröhlich.

Ich leerte mein Glas in einem Zug.

9. KAPITEL

Als ich am nächsten Tag zu einer Besprechung nach Stretton Green fuhr, legte Oban zur Begrüßung den Arm um mich und gab mir damit das Gefühl, eher seine Lieblingsnichte zu sein als eine kompetente Beraterin. Dann führte er mich durch das Büro, um mich dem größtenteils neuen Team vorzustellen, das inzwischen im Fall des Kanalmords ermittelte. »Danke für den gestrigen Abend«, sagte er. »Das Essen war köstlich.« Er drehte sich mit einem fragenden Blick zu mir um. »Wann haben Sie und Julie sich, ähm, kennen gelernt?«

»Ich weiß nicht. Vor Jahren. Sie war eine Freundin von Freunden von mir. Ich bin nicht wirklich –«

»Schön«, unterbrach er mich. »Sie beide geben ein gutes, ähm –«

»Hören Sie«, sagte ich rasch. »Ich glaube, ich sollte besser richtig stellen –« Ich unterbrach mich, weil wir gerade durch das Großraumbüro gingen, das ein bisschen so aussah, als hätte dort vor kurzem ein Einbrecher sein Unwesen getrieben – bei den Aktenschränken standen sämtliche Schubladen offen, Akten lagen ausgebreitet auf einem Tisch, Pappkartons waren zur Hälfte mit schmutzigen Tassen gefüllt.

»Wir ziehen um«, erklärte Oban, während er eine Rolle Klebeband aus dem Weg kickte.

»Das habe ich irgendwie mitbekommen.«

»Eine absolute Katastrophe. Sind Sie jemals umgezogen?«

»Ja. Schrecklich.«

Ich blickte mich nach Furth um, konnte ihn zu meiner

Erleichterung aber nirgendwo entdecken. Plötzlich ärgerte ich mich über mich selbst. Wieso hatte ich seinetwegen ein schlechtes Gewissen? Ich hatte um das alles nicht gebeten. Wir blieben am Ende des Büros in einer Ecke stehen. Oban winkte mehreren Leuten zu, die über Schreibtische gebeugt saßen. Telefone wurden aufgelegt, Akten geschlossen. Eine kleine Gruppe von Beamten, männlich und weiblich, versammelte sich um uns. Oban räusperte sich.

»Das hier ist Dr. Kit Quinn. Sie arbeitet für die Welbeck-Klinik und das Market-Hill-Hospital für geisteskranke Verbrecher.« Er wandte sich an mich. »Ich werde Sie jetzt nicht jedem Einzelnen vorstellen. Mit den meisten werden Sie sowieso früher oder später zu tun haben.«

»Hallo«, sagte ich und lächelte in die Runde. In diesem Moment kam Furth herein. Er blieb neben der Tür stehen und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Aufgrund von Dr. Quinns Gutachten«, fuhr Oban fort, »haben wir Michael Doll laufen lassen.« Diese Feststellung wurde nicht gerade mit einer Runde Applaus begrüßt. Stattdessen hörte man von den weiter hinten Stehenden einige murmeln und mit den Füßen scharren. »Und falls jemand damit ein Problem hat, soll der Betreffende bitte zu mir kommen, dann besprechen wir das. Wenn dieser Fall vor einen Richter gegangen wäre, hätte man ihn uns umgehend wieder vor die Füße geworfen. Ich möchte an dieser Stelle nicht wiederholen, was Guy unter vier Augen von mir zu hören bekommen hat, aber ab jetzt ist altmodische Laufarbeit angesagt, okay? Und gleichzeitig unterstützt ihr bitte Dr. Quinn mit allem, was sie braucht.« Erneutes Gemurmel. Ich spürte, dass nicht alle davon begeistert waren. »Kit, möchten Sie etwas dazu sagen?«

Ich fuhr zusammen. Darauf war ich nicht gefasst gewesen. Ich betrachtete die auf mich gerichteten, leicht missmutigen Gesichter. »Nun ja«, begann ich. Ich hasste es, einen Satz anzufangen, wenn ich noch keinen blassen Schimmer hatte, wie ich ihn fortsetzen würde. »Ich möchte eigentlich nur anmerken, dass ich nicht hier bin, um Ihnen zu sagen, wie Sie Ihren Job machen sollen. Bestenfalls kann ich Ihnen – vielleicht – helfen, indem ich Sie in eine bestimmte Richtung weise und Ihnen Vorschläge unterbreite.«

»Es war Doll«, sagte jemand. Ich konnte nicht sehen, wer.

»Tatsächlich?«, erwiderte ich, weil mir keine bessere Antwort einfiel.

»Ja.«

Inzwischen hatte ich die Stimme aus dem Hintergrund identifiziert. Sie gehörte zu einem großen, hemdsärmeligen Mann, der wie ein Rugbyspieler aussah.

Oban trat vor. »Dann finde handfeste Beweise, Gil.«

»Was, wenn Sie Unrecht hatten?«, fragte der Mann an mich gewandt. »Was, wenn Doll es doch war?«

»Hören Sie, ich habe nie behauptet, dass Doll unschuldig ist. Ich habe nur gesagt, dass es keine Beweise gibt. Ich stelle mir das Ganze so vor: Ich sehe mir an, was Sie haben, und tue dabei so, als hätte ich seinen Namen noch nie gehört.« Jemand murmelte etwas, das ich nicht verstand, ein anderer lachte.

»Das reicht!«, erklärte Oban in scharfem Ton. »Die Besprechung ist beendet. Tut mir Leid, Kit.« Mit einem Ausdruck der Verachtung ließ er den Blick über seine Detectives schweifen.

»Ich würde jetzt gern sagen, dass sie im Grunde kein so

übler Haufen sind, aber das wäre gelogen. Zum Glück weiß ich, dass Sie sich selbst behaupten können. Ich lasse Sie jetzt mit Guy allein. In Ordnung?«

»Natürlich«, antwortete ich, obwohl ich es keineswegs in Ordnung fand.

Oban ging. Die anderen schlenderten ohne große Eile davon. Ich drehte mich zu Furth um. »Darf ich Ihnen eine Tasse Tee bringen?«, fragte er vorsichtig.

»Das wäre nett, vielen Dank.«

»Haben Sie schon irgendwelche Ideen?«

»Nein«, antwortete ich ehrlich. »Habe ich nicht. Aber in dieser Phase wären Ideen ohnehin hinderlich. Ich möchte das Material möglichst unvoreingenommen durchsehen. Sozusagen mit einem leeren Kopf.«

Furth verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln. »Ich sehe keinen Grund, Leute mit leerem Kopf anzuheuern, solange wir Gil haben. Außerdem habe ich Ihnen ja schon gesagt, dass es sich hier um einen einfachen Fall handelt.«

»Ach, tatsächlich?«

»Eine Ausreißerin, die tot am Kanal gefunden wurde.«

»Ist das einfach?«

Furth blickte sich achselzuckend um, als wäre es ihm peinlich, von jemandem dabei belauscht zu werden, wie er einer hochnäsigen Klapsdoktorin erklärte, was so offensichtlich auf der Hand lag. »Perverse suchen sich Prostituierte und Ausreißerinnen aus, weil sie leichte Beute sind. Sie schnappen sie sich in der Nähe von Kanälen, weil es dort einsam ist. Keine vorbeifahrenden Autos.«

»Ja, das habe ich alles gelesen.«

»Sind Sie anderer Meinung?«

»Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?«

Furth kniff die Lippen zusammen. Ich glaube, am liebsten hätte er mich aufgefordert, schleunigst aus dem Revier zu verschwinden und nie wieder dort aufzutauchen, aber das durfte er ja nicht. »Dafür bezahlen wir Sie schließlich«, antwortete er.

»Manchmal ist es zu simpel, jemanden einfach mit einem Etikett zu versehen. Vielleicht wäre es hilfreich, wenn Sie Lianne nicht von vornherein als Ausreißerin abstempeln würden. Das hindert Sie nämlich daran, sie als Individuum zu sehen.«

»Sie *war* eine Ausreißerin.«

»Ich weiß. Aber vielleicht war sie auch noch etwas anderes?«

»Sie meinen, eine Prostituierte?« Er begann zu lachen, riss sich aber am Riemen, als er meine Miene sah. Vor meinem geistigen Auge war Furth einen Moment lang als kleiner Junge aufgetaucht, wie er von anderen Jungs herumgeschubst wurde, bis er gelernt hatte, den harten Mann zu spielen.

»Nein, das meine ich nicht. Sie war eine junge Frau. Sie hatte eine Geschichte, eine Vergangenheit, eine Familie, einen Namen.«

»Den wir nicht kennen.«

»Wie alt war sie ungefähr?«

»Sechzehn, siebzehn – vielleicht ein bisschen jünger, vielleicht ein bisschen älter.«

»Woher wissen wir denn überhaupt, dass sie Lianne hieß?«

»Das wissen wir gar nicht. Wir wissen bloß, dass sie sich selbst so genannt hat. Ein Typ namens Pavic, der hier in der Stadt so eine Art Jugendherberge betreibt, hat sie

identifiziert.«

»Aber wahrscheinlich ist es nur eine Frage der Zeit, bis Sie herausfinden werden, wer Lianne wirklich war und wo sie herkam.«

»Was veranlasst Sie zu dieser Annahme?« Der Anflug eines Lächelns umspielte seine Lippen.

»Jeder Mensch steht auf irgendeiner Liste, in irgendeinem Computer, irgendeinem Register, nicht wahr?«

»Wissen Sie, wie viele Ausreißer es gibt?«

»Viele, ich weiß.«

»Zehntausende.«

»Ich weiß.«

»Dabei handelt es sich um diejenigen, die tatsächlich als vermisst gemeldet sind. Die wenigstens jemanden haben, der möchte, dass wir sie finden. Aber was ist mit all den anderen wie Lianne, um die sich niemand einen Dreck schert und die einfach eines Tages verschwinden und nie wieder auftauchen? Wie sollen wir die finden, wenn niemand sie vermisst meldet? Das ist wie mit diesen gottverdammten Sammelstellen für verloren gegangenes Gepäck, die es an den Flughäfen gibt. Haben Sie sich das jemals angesehen? Ich schon, in Kairo – ein großes Lagerhaus voller Koffer, die meisten von einer dicken Staubschicht bedeckt oder von Ratten angefressen. Da ist es schwer, eine Tasche wiederzufinden, selbst wenn sie mit einem Aufkleber versehen ist.«

»Lianne ist kein Gepäckstück.«

Er starrte mich an. »Das habe ich auch nicht behauptet. Ich habe sie nur mit einem Gepäckstück *verglichen*.«

»Mir ist daran gelegen, dass wir sie als Mensch sehen, nicht als verloren gegangenes Ding. Nicht bloß als ›die

Ausreißerin‹.«

»Und was ist mit dem Kanal? Dürfen wir den so nennen, oder könnte es sich Ihrer Meinung nach auch um einen verkleideten Fluss handeln?«

»Ich wollte damit nur sagen, dass es helfen kann, die Dinge mit neuen Augen zu sehen. Aber vielleicht ist das mehr eine Hilfe für mich als für Sie.«

»Gut«, sagte er in sehr ruhigem Ton. »Wir warten begierig auf Ihre Beiträge. Kann ich Ihnen mit irgendetwas dienen?«

»Hat Ihnen das Oban nicht gesagt?« Ich gab mir große Mühe, Respekt einflößend zu wirken und so zu klingen, als wüsste ich genau, was ich tat. »Ich hätte gern einen ruhigen Raum, und dort möchte ich alles durchsehen, was Sie zu dem Fall haben.«

»Sonst noch was?« Letzteres sagte er ziemlich grimmig.

»Eine Tasse Tee wäre schön. Nur einen Tropfen Milch, bitte. Keinen Zucker.«

Furth führte mich in einen kleinen fensterlosen Raum, der roch, als hätte er vorher der Lagerung zerstörerischer illegaler Substanzen gedient. In dem Zimmer stand nichts als ein Schreibtisch und ein Plastikstuhl. Innerhalb weniger Minuten traf eine Beamtin mit ein paar Akten ein, die mir ziemlich dünn erschienen. Über Liannes Leben war so gut wie nichts bekannt, und über ihren Tod hatten sie auch nicht gerade viele Informationen zusammengetragen. Ich begann zu lesen. Insgesamt saß ich knapp zwei Stunden in dem Raum. Ich informierte mich über Liannes Stichwunden, las ein paar Zeugenaussagen, betrachtete Fotos, die ihre Leiche am Tatort zeigten, wie sie bleich und mit dem Gesicht nach unten im struppigen Gras hinter ein paar Büschen am Kanal lag, und am Ende dachte ich: Ist das alles?

10. KAPITEL

Im Radio verkündeten sie, es sei der feuchteste Sommer seit 1736. Ich parkte in einer Pfütze und blieb noch eine Minute im Auto sitzen, während der Regen gegen die Windschutzscheibe und auf die Motorhaube trommelte. Ich schloss die Augen, und plötzlich klang das Prasseln für mich wie ein Brüllen. Ich habe mich an den Anblick von Leichen nie gewöhnt.

Die Pathologin wartete bereits auf mich. Alexandra Harris. Wir hatten uns schon früher mal kennen gelernt. Sie sah nicht aus wie eine Pathologin – auch wenn ich gar nicht so genau wusste, wie Pathologen normalerweise aussahen –, sondern eher wie eine alternde Schauspielerin aus den Dreißigerjahren. Der zarte Teint ihres ovalen Gesichts wurde von dunklen Locken umrahmt, was zu ihrem weißen Mantel irgendwie erotisch wirkte. Außerdem hatte sie an diesem Tag etwas Verträumtes, Passives an sich. Vielleicht war sie aber auch nur müde. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen.

»Alexandra«, sagte ich, während wir uns die Hand gaben.

»Danke, dass Sie mir Ihre Zeit opfern.«

»Das ist schon in Ordnung. Ist schließlich mein Job. Guy hat gesagt, Sie haben sich die Akten bereits angesehen.«

»Ja. Die Autopsie wurde nicht von Ihnen durchgeführt, oder?«

»Nein, das war Seine Hoheit persönlich. Brian Barrow, meine ich. *Sir* Brian. Heute unterrichtet er. Wonach genau suchen Sie?«

»Ich möchte mir nur einen Eindruck verschaffen.«

»Einen Eindruck?« Sie sah mich skeptisch an, als hielte sie das Ganze plötzlich nicht mehr für eine so gute Idee.

»Ein Gespür für sie«, fügte ich hinzu, weil mir keine bessere Erklärung einfiel. »Für Lianne.«

»Haben Sie schon mal eine Leiche gesehen? Da gibt's nicht viel zu entdecken.«

»Gesehen?«, gab ich zurück. »Ich habe Medizin studiert. Da hatte ich sechs Monate lang eine Leiche ganz für mich allein.«

»Entschuldigen Sie. Soll ich Sie gleich reinführen?«

»Ja, bringen wir's hinter uns.«

Meine Finger schlossen sich um den Griff meiner Aktentasche. Ich wollte Lianne sehen – richtig sehen, nicht nur die schrecklichen Farbfotos studieren und nach Hinweisen suchen. Sie hatte ein kurzes, einsames Leben geführt und schien nun, da sie gestorben war, niemandem zu fehlen. Ich wollte sie berühren, eine Weile neben ihrer Leiche stehen. Alexandra würde das wahrscheinlich nicht verstehen. Ich war mir ja nicht mal sicher, ob ich es selbst verstand.

»Muss ich was anderes anziehen?«, fragte ich.

»Sie meinen, ein Ballkleid?«, gab Alexandra grinsend zurück.

»Nein, wir haben hier keine strengen Kleidervorschriften.«

»Tut mir Leid«, sagte ich. »Für mich ist das Ganze ziemlich neu. Ich habe noch nicht gelernt, das alles scherzhaft zu sehen.«

»Möchten Sie, dass ich mit Ihnen rede wie ein Bestatter?«

»Ich möchte Lianne sehen«, antwortete ich in sanftem Tonfall.

Das Lächeln verschwand aus Alexandras Gesicht. Sie wirkte plötzlich nicht mehr ganz so freundlich. Ich folgte ihr durch zwei Schwingtüren, hörte das Klicken meiner Absätze auf dem Linoleumboden. Wir waren in eine andere Welt eingetaucht, in der alles kalt, still und steril war. Eine Unterwelt, dachte ich. Unter meinen dünnen Sommersachen bekam ich eine Gänsehaut. Ich konnte mein Herz hämmern hören. Wie seltsam – all diese Körper, aber nur zwei schlagende Herzen.

Mir wurde schnell klar, was Alexandra gemeint hatte. Lianne sah aus, als wäre jeder Beweis dafür, dass sie in der chaotischen Welt draußen gelebt hatte, von ihrem Körper gescheuert worden. Sie wirkte extrem sauber. Nicht in dem Sinn sauber, wie man sich fühlt, wenn man sich die Hände gewaschen hat, sondern so, als hätte man gerade ein Waschbecken geschrubbt und davon runzlige, wunde Hände bekommen. Da ich bis jetzt nur Liannes Kopf sehen konnte, war die einzige Spur ihres Lebens, die mir ins Auge fiel, das winzige Loch in ihrem Ohrläppchen. Sir Brian Barrow hatte eine schwierige Aufgabe gehabt. Er hatte knapp über der Schnittwunde um ihren Hals herumgeschnitten. Sein eigener Schnitt war inzwischen wieder zugenäht worden. Die Wunde, die das Messer des Mörders verursacht hatte, war geblieben, aber gereinigt, und ohne Blut wirkte sie wie aus Plastik. Ich war schon des Öfteren bei Operationen dabei gewesen und hatte den strengen Katzenfuttergeruch nach Fleisch und Blut nie wieder richtig aus der Nase bekommen, aber das hier war anders. Nur ein scharfer medizinischer Geruch, der in meinen Nasenlöchern brannte.

Lianne hatte ein rundes Gesicht und Sommersprossen auf der Nase. Ihr Mund war klein und farblos. Ich legte einen Finger an ihre Wange, fühlte das kalte Fleisch, den

Tod unter meinen Fingerspitzen, so eisig und hart, dass ich vor Beklemmung nach Luft ringen musste. Sie hatte langes, kupferfarbenes Zottelhaar, das in der Mitte nachlässig gescheitelt war. Als ich mich vorbeugte, konnte ich die gespaltenen Spitzen sehen. Das Haar scheint nach dem Tod noch eine Weile weiterzuwachsen, das weiß jeder. Dasselbe gilt für die Nägel – aber als ich vorsichtig eine Seite des Leichentuchs anhob, um einen Arm freizulegen, sah ich, dass Liannes Fingernägel bis zum Fleisch abgekaut waren. Sie hatte kleine, plumpe Hände. Irgendwie rührten mich diese Hände am meisten. Sie wirkten noch weich, als könnten sie weiterhin die Finger abbiegen und etwas halten. Ich berührte ihre Handfläche, aber sie war ebenfalls hart wie Stein.

Ich holte tief Luft und zog das Tuch so weit weg, dass nur noch ihre Füße bedeckt waren. Ich betrachtete ihren Körper in seiner Gesamtheit, prägte mir den Anblick ein. Sir Brians zweiter langer Schnitt zog sich in einer nicht ganz geraden Linie vom Hals bis zum rötlichen Schamhaar. Um ihren Nabel hatte er einen kleinen Bogen gemacht, wie eine Straße, die an einem historischen Monument vorbeiführt. Die sauber geschlossene Wunde ließ mich in ihrer Ordentlichkeit an eine Nähstunde in einem Hauswirtschaftskurs denken. Ich musste mich auf die relevanten Wunden konzentrieren. Ihr Hals war sauber und effektiv von einer Seite zur anderen durchgeschnitten, aber darüber hinaus hatte sie kleine Stichwunden an den Schultern und am Bauch. Insgesamt waren es siebzehn. Beim ersten Mal verzählte ich mich und musste von neuem anfangen. Ihre hohen, flachen Brüste waren unversehrt, ebenso ihr Genitalbereich. Ich wusste aus dem Autopsiebericht, dass weder ihre Vagina noch ihr Perineum Verletzungen aufwies.

Ich stellte mich noch näher neben Lianne und bemühte

mich, sie im Geiste weiterhin so zu nennen. Ihre Arme waren mit einem feinen Flaum überzogen. Am linken Handgelenk hatte sie ein paar tiefe Kratzer – wahrscheinlich von den dornigen Zweigen am Kanal. An ihrem linken Knie entdeckte ich eine alte Narbe. Vielleicht hatte sie es sich als kleines Mädchen mal aufgeschlagen. Ich stellte sie mir mit Zöpfen und Zahnlücken vor, wie sie im Sommer, wenn es nicht regnete, in einem Garten herumlief und von einem glücklichen Leben träumte. Das ist an Kindern so rührend: Sie sind fest davon überzeugt, dass sie ein großartiges Leben führen werden. Wenn man Sechsjährige fragt, was sie werden wollen, wenn sie mal groß sind, dann antworten sie: Pilot, Premierminister, Balletttänzerin, Popstar, Fußballer, Millionär. Ich frage mich, welchen Berufswunsch Lianne wohl gehabt hatte. Was auch immer ihre Träume gewesen sein mochten, jetzt gab es keine mehr. Jetzt lag sie hier – auch wenn es natürlich nicht Lianne war, die vor mir lag, sondern nur ihr unnatürlich bleicher, eisgekühlter Körper. Hier war niemand außer mir, kein Hauch von Leben außer meinem Atem. Noch nie zuvor hatte ich ein solches Gefühl von Einsamkeit verspürt.

Ich zog das Tuch von ihren Füßen und sah, dass ihre Nägel rot lackiert waren. An einigen Stellen war der Lack abgesplittert. Ich berührte die Narbe an ihrem Knie, dann noch einmal ihre Hand mit den Mitleid erregenden abgebissenen Nägeln. Ich hob eine Strähne ihres kupferfarbenen Haars hoch. Sogar ihr Haar fühlte sich tot an. Jede Zelle, jeder Partikel ihres Körpers war zum Stillstand gekommen. Ich spürte plötzlich ganz bewusst, wie das Blut durch meinen Körper pulsierte, die Luft hindurchströmte, die Bilder durch meine Augen fluteten, sich die Haare auf meiner klammen Haut aufstellten.

Genug. Ich zog das Laken wieder über Lianne, achtete

darauf, dass es sie völlig bedeckte. Ich wollte etwas sagen, irgendetwas, um die Stille zu durchbrechen, aber mir fiel nichts ein, sodass ich mich stattdessen laut räusperte. Sofort kam Alexandra in den Raum gestürzt. Sie musste direkt vor der Tür gewartet haben.

»Fertig?«

»Ja.«

Lianne lag in einem Schubfach, das Alexandra mit einiger Anstrengung zurückschob wie in einen riesigen Aktenschrank.

»Nichts, was Sie nicht auch im Bericht hätten finden können, oder?«, fragte sie mit einer Spur von Schärfe in der Stimme.

»Ich wollte mir die Wunden ansehen«, entgegnete ich.

Nachdem ich wieder in meinen Regenmantel geschlüpft war, griff ich nach meiner Aktentasche und trat in den strömenden Regen hinaus. Ich sah zum Himmel empor und ließ die Regentropfen wie Tränen über mein Gesicht rinnen.

Ich kehrte in meine fensterlose Kammer auf dem Revier zurück und blätterte Liannes Akte noch einmal durch, obwohl ich sie mittlerweile schon sehr gut kannte. Zuerst überflog ich das Blatt mit den spärlichen Informationen über ihr Leben: junge Frau, unter dem Namen Lianne bekannt, geschätztes Alter zirka siebzehn, allem Anschein nach vor sieben oder acht Monaten im Stadtteil Kersey Town aufgetaucht, für kurze Zeit in einem Jugendhaus abgestiegen, das ein gewisser William Pavic betrieb. Ab da hatte sie – laut ein paar anderen Obdachlosen, die sie dem Polizeibericht zufolge gekannt hatten – auf Parkbänken oder in Hauseingängen geschlafen oder hin und wieder auf dem Fußboden einer Freundin, die besser

dran war als sie und es sich leisten konnte, in einer Frühstückspension zu übernachten. Das war alles – nichts über ihren Charakter, ihre Bekanntschaften, ihr Liebesleben. Aus dem Bericht ging nicht hervor, ob sie noch Jungfrau gewesen war oder nicht.

Ich griff nach der Karte, auf der eingezeichnet war, wo man ihre Leiche gefunden hatte. Die Stelle war mit einem X markiert. Dann rief ich Furth an.

»Ich würde mir gern anschauen, wo sie gefunden worden ist«, erklärte ich. »Vielleicht heute Nachmittag, wenn ich mit meiner Arbeit in der Klinik fertig bin. Gegen fünf Uhr, wäre das möglich?«

»Ich werde Gil beauftragen, Sie hinzubringen«, antwortete er. Ich konnte sein Lächeln fast spüren.

»Das ist die Stelle, wo Doll ihr den Garaus gemacht hat«, verkündete er mit einem Seitenblick auf mich. Er trat zurück, um mich vorbeizulassen.

Liannes Leiche war an einem ziemlich steilen Teil der Uferböschung hinter einem Baumstumpf gefunden worden. An der Stelle wuchsen Jakobskraut, Wiesenkerbel und Nesseln, und man konnte an den niedergedrückten und abgebrochenen Stängeln der Pflanzen sehen, wo sie gelegen hatte. Ihr Kopf war mit dem Gesicht nach unten direkt in den grünen Wald aus Unkraut hineingeschoben worden. Ihre Füße, die in kessen rotweiß gestreiften Socken und weißen Pumps gesteckt hatten, waren auf einer zerbrochenen Flasche gelandet. Fetzen von Plastiktüten hingen von den dornigen Zweigen der Büsche und trieben im öligen braunen Wasser dahin. Wo der Treidelpfad am Kanal entlangführte, waren Zigarettenschachteln und alte Kippen in den schlammigen Boden getreten. Direkt vor Liannes Versteck lag ein

kleines Plastikpferd. Wahrscheinlich hatte ein Kind es dort fallen lassen. Gleich dahinter sah ich einen verbogenen, vor sich hin rostenden Fahrradreifen.

»Gefunden hat sie ein junger Mann?«

»Ja. Darryl noch was.«

»Pearce.«

»Ja, ein Jogger. Geschieht ihm recht. Haben Sie seine Aussage gelesen? Er hat sie gefunden, als sie gerade starb. Mehr oder weniger. Er ist hier vorbeigetorkelt und hat sie schreien gehört.«

»Aber bis er sie gefunden hatte, war sie bereits tot.«

»Wichser – ich meine natürlich Darryl, nicht Sie. Er hat sich zehn Minuten hier herumgetrieben und überlegt, was er tun soll. Behauptet er zumindest. Wahrscheinlicher ist, dass er sich vor lauter Angst fast in die Hosen gemacht hat. Als er dann endlich wieder Manns genug war, nachzusehen und bei uns anzurufen, war es zu spät. Bis wir eintrafen, war sie längst tot. Wenn er gleich hingegangen wäre, hätte sie ihm noch sagen können, wer es war. Dann hätten wir uns die Ermittlungen gespart.«

»Gehörte er nicht zu den Verdächtigen?«

»Natürlich. Aber er hat die Leiche nicht angefasst. Die gute Lianne hat ausgesehen, als hätte sie jemand von oben bis unten mit Blut besprüht. Der Mörder muss auch voller Blut gewesen sein. Wir haben Darryl genauestens unter die Lupe genommen, seine Haut, seine Klamotten, alles. Keine Spur von Blut.«

»Dann war da noch diese Frau, Mary Gould«, sagte ich, halb zu mir selbst.

»Ja, die nette alte Dame mit dem Brot für die Enten. Sie kam von der anderen Seite der Büsche, aus Richtung der Wohnungen. Sie hat die Leiche gesehen und ist einfach

abgehauen. Sie hat erst am nächsten Tag angerufen. Auch keine Kandidatin für die Tapferkeitsmedaille.«

Ich drehte mich wieder zu der Stelle um, wo Lianne gelegen hatte.

»Und dann hat sich ein paar Tage später Doll gemeldet und uns mitgeteilt, dass er in der Gegend herumgeschlichen ist«, fuhr Gil fort. »Auch wenn er nicht genau diese Worte benutzt hat.«

Ich runzelte die Stirn. Gil grinste mich unverschämt an und pfiff dabei durch die Zähne.

Ich versuchte mir die Szene vorzustellen. Als Lianne gefunden wurde, war sie mit einem kurzen roten Lycra-Rock bekleidet gewesen, der bis über die Pobacken hochgerutscht war. Den Slip hatte sie noch an. Sie trug keinen BH, nur ein lila Baumwollshirt. Die Stichwunden waren ihr durch das Shirt zugefügt worden. Am linken Handgelenk befand sich eine jener Armbanduhren, wie man sie manchmal als Werbegeschenk bekommt, und um ihren Hals hing ein billig aussehendes goldfarbenes Medaillon, geformt wie ein gebrochenes Herz, auf dem in schnörkeliger rosafarbener Schrift stand: »Beste …« Lief irgendwo jemand mit der anderen Hälfte des Herzens und der Aufschrift »… Freundin« herum?

Ich rief Poppy an, meine beste Freundin. Ich hatte das dringende Bedürfnis, mal wieder eine herzliche Stimme zu hören.

»Kit! Wie ist es gelaufen? Deine erste Arbeitswoche nach so langer Zeit?« Im Hintergrund konnte ich Kinder kreischen und schreien hören. Poppy rührte gerade irgendwas um, ein Löffel klirrte.

Erst eine Woche, dachte ich. Vier Tage. »Seltsam«, antwortete ich. »Sehr seltsam.«

»Ich hab schon mal versucht, dich anzurufen, aber da ist eine Frau rangegangen, die ich nicht kannte.«

»Julie. Hast du sie damals nicht kennen gelernt? Ist schon ein paar Jahre her, vielleicht war das vor deiner Zeit. Sie war eine Weile im Ausland.«

»Hat sie dir meine Nachricht nicht ausgerichtet?« Hatte sie nicht. »Wer ist sie? Moment – Megan! Amy! Holt euch eure heiße Milch mit Honig! Entschuldige. Diese Julie …«

»Sie war ziemlich lang unterwegs, auf Reisen rund um die Welt. Im Moment wohnt sie bei mir. Für eine Weile.«

»Oh. Nervt dich das nicht?«

»Eigentlich nicht, zumindest noch nicht.«

»Und es geht dir gut? Ach, du lieber Himmel, Mädels, wischt das bitte auf. Rasch! Holt ein Tuch oder irgendwas, das Zeug läuft sonst durch die ganze Küche!«

»Musst du aufhören?«

»Ich fürchte, ja. Ich ruf dich zurück.«

Ich hatte am Vortag Essen eingekauft, unter anderem frische Pasta, ein Glas Paprika-Chili-Sauce und zwei von diesen abgepackten Salatmischungen, die man nicht mehr zu waschen braucht, aber die Sachen waren verschwunden. Dasselbe galt für das Stück Zitronenkäsekuchen mit Ingwer. Der Kühlschrank war praktisch leer, abgesehen von ein paar Kartons Milch, einer Packung Frischkäse und – ich hob ihn hoch, um absolut sicher zu gehen – einen neuen schwarzen Slip, an dem noch das Preisschild hing.

Ich klopfte bei Julie. Keine Reaktion. Ich schob die Tür auf. Überall lagen Klamotten herum, darunter auch einige von mir. Auf dem Aktenschrank, wo Julie einen Spiegel aus dem Bad aufgestellt hatte, standen Cremedosen und

Lippenstifte. Neben ihrem ungemachten Bett lagen meine Hausschuhe.

Ich hatte keine Lust, noch mal einkaufen zu gehen – dazu war ich viel zu müde –, deswegen machte ich mir einen Toast mit Marmelade und eine große Tasse Kakao. Ich nahm die Hausschuhe wieder in Besitz und schlüpfte in meinen Bademantel. Dann holte ich einen Skizzenblock heraus. Ich saß am Tisch, trank ab und zu einen kleinen Schluck von meiner schäumenden heißen Schokolade und versuchte Lianne zu zeichnen – allerdings nicht ihr Gesicht, nur ihre kleinen, kindlichen Hände mit den abgeknabberten Nägeln. Hände sind sehr schwer zu zeichnen, schwerer als Füße, ja sogar schwieriger als Gesichter. Es ist fast unmöglich, die Proportionen richtig hinzubekommen. Meistens geraten die Finger zu groß und sehen aus wie Bananen, oder der Daumen steht in einem unnatürlichen Winkel ab.

Ich bekam es nicht richtig hin, und nach mehreren Versuchen gab ich auf. Ich war leicht beunruhigt, wusste aber nicht so recht, was mich mehr irritierte: der schwarze Slip in meinem Kühlschrank, der Regen, der gegen mein Fenster klatschte, oder das nagende Gefühl, dass mir irgendwas entging.

11. KAPITEL

Wenn man viel zu tun hat, strömt das Adrenalin von selbst. Statt mich an diesem Morgen in die Badewanne zu legen, bis ich Julie die Wohnung verlassen hörte, sprang ich rasch unter die Dusche und wusch mir das Haar. Ich machte mir nicht die Mühe, es trocken zu föhnen, sondern frottierte es nur schnell und steckte es dann hoch. Dann schlüpfte ich in ein Kleid und Sandalen und trank nebenbei Kaffee. Nachdem ich den Autoschlüssel und einen Apfel in meine Tasche geworfen hatte, gelang es mir, vorbei an Julie, die mit einer großen Tasse Tee am Küchentisch saß und so schläfrig wirkte wie eine Katze an einem sonnigen Plätzchen, hinauszuhuschen. Ich fuhr schnurstracks zur Welbeck-Klinik und parkte meinen Wagen an seinem alten Platz unter der Akazie. Der Morgen war neblig und feucht. Außer einer Putzfrau, die sich mit einem Staubsauger rückwärts durch die Eingangshalle bewegte, war noch niemand da.

In meinem Büro angekommen, zog ich die Tür hinter mir zu und öffnete die Fenster, die auf den kleinen Fleck Garten hinter dem Gebäude hinausgingen. In meinem Ausgangsfach lagen keine Papiere, dafür aber ein kleiner Berg im Eingangskorb. Patienten, mit denen ich Termine vereinbaren sollte, Überweisungen, um die ich mich kümmern musste, Briefe, die darauf warteten, beantwortet zu werden. Außerdem waren Formulare auszufüllen, Zeitungen zu lesen und Einladungen abzusagen. Mein Anrufbeantworter hatte neunundzwanzig Nachrichten für mich aufgezeichnet. Ich schaltete meinen Computer an und fand dort rund ein Dutzend E-Mails vor. Ich hatte mal irgendwo gelesen, dass ein viel beschäftigter Manager

teilweise bis zu zweihundert E-Mails pro Tag bekam. Das war so ungerecht. Wieso konnte man die nicht auf die vielen Leute aufteilen, die allein in einem Zimmer saßen und von niemandem Nachrichten bekamen?

Gegen neun war der Berg an Schreibkram schon beträchtlich geschrumpft. Ich hatte Einladungen zu Konferenzen in drei verschiedenen Ländern abgesagt, die Bitten um Terminvereinbarung mit Patienten in Ja-, Nein- und Weiß-noch-nicht-Stapel sortiert und meinen Stundenplan mit befriedigenden kleinen Blöcken zugeteilter Zeit gefüllt. Rund um meinen Schreibtischstuhl lag zerknülltes Papier. Ich hörte, wie die Klinik langsam zum Leben erwachte: In anderen Büros klingelten Telefone, Türen fielen zu, vom Gang drang Stimmengemurmel zu mir herein. Ich ging zum Kaffeeautomaten, der im Erdgeschoss stand, und eilte mit meiner vollen Tasse zurück in mein Büro.

Dort zog ich die Notizen heraus, die ich mir zum Fall Lianne gemacht hatte. Ich starrte auf die Sätze, bis sie vor meinen Augen verschwammen, zu Hieroglyphen wurden. Der einzige Mensch, der mir unter Umständen irgendwie weiterhelfen konnte, war der Leiter des Jugendhauses, in dem sie manchmal übernachtet hatte oder hingegangen war, wenn sie ganz dringend ein heißes Bad, eine warme Mahlzeit oder saubere Klamotten brauchte. Will Pavic hieß der Typ. Einem Impuls folgend, griff ich nach dem Hörer und wählte seine Nummer.

»Ja.« Die Stimme klang kurz angebunden und ungeduldig.

»Könnte ich bitte mit Will Pavic sprechen?«

»Ja.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Sind Sie Will Pavic?«

»Ja.« Diesmal klang die Stimme genervt.

»Guten Morgen. Mein Name ist Quinn, Dr. Quinn, und ich helfe der Polizei –«

»Tut mit Leid, mit der Polizei habe ich nichts zu tun. Das werden Sie unter den gegebenen Umständen sicher verstehen.«

Das Gespräch wurde unterbrochen.

»Mistkerl«, murmelte ich.

Ich holte den Apfel aus meiner Tasche und aß ihn langsam, wobei ich nichts als den Stängel übrig ließ. Dann wählte ich meine eigene Nummer.

»Hallo!« Julie machte einen wesentlich lebhafteren Eindruck als zu dem Zeitpunkt, als ich meine Wohnung verlassen hatte.

»Ich bin's, Kit. Ich muss dich was fragen, was mich schon den ganzen Morgen beschäftigt. Wieso liegt in meinem Kühlschrank ein Slip?«

»Ooops!« Julie prustete vor Lachen. »Ich hab in einer Zeitschrift gelesen, dass es bei heißem Wetter ein herrliches Gefühl ist, in einen eisgekühlten Slip zu schlüpfen. Das ist alles.«

»Aber so heiß ist es doch gar nicht.«

»Deswegen liegt er ja noch im Kühlschrank. Ich warte auf die Hitzewelle.«

Das war also geklärt. Ich rief noch einmal bei Will Pavic an.

»Ja.« Gleiche Stimme, gleicher Tonfall.

»Mr. Pavic, hier spricht Kit Quinn, und es wäre nett, wenn Sie sich erst anhören würden, was ich zu sagen habe, bevor Sie wieder auflegen.«

»Ms. Quinn –«

»Doktor.«

»*Dr.* Quinn.« Er brachte es fertig, den Titel wie eine Beleidigung klingen zu lassen. »Ich bin wirklich sehr beschäftigt.«

»Wie ich schon gesagt – oder zu sagen versucht – habe, helfe ich der Polizei bei ihren Ermittlungen im Mordfall Lianne.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. »Lianne, die tot am Kanal gefunden wurde«, fuhr ich fort.

»Ich weiß, wen Sie meinen, aber ich weiß nicht, wieso Sie von mir Hilfe erwarten.«

»Ich wollte mit Leuten sprechen, die sie gekannt haben. Die mir etwas über ihr Leben erzählen können, über den Umgang, den sie pflegte, ihre Sorgen und Ängste, und ob sie die Sorte Mensch war, die –«

»Auf keinen Fall. Ich werde nicht zulassen, dass die jungen Leute hier von Ihnen oder der Polizei belästigt werden. Die haben auch so schon genug Probleme.«

Ich holte tief Luft. »Und was ist mit Ihnen, Mr. Pavic?«

»Wie meinen Sie das?«

»Kann ich mit Ihnen über sie sprechen?«

»Ich habe nichts zu sagen. Ich kannte Lianne ja kaum.«

»Sie haben sie gut genug gekannt, um ihre Leiche zu identifizieren.«

»Ich wusste, wie sie aussah, das natürlich schon.« Sein Ton klang schroff. Vor meinem geistigen Auge sah ich einen strengen grauen Mann mit einem scharf geschnittenen Gesicht und wachsamen Augen. »Ich nehme aber nicht an, dass Sie über ihr Aussehen diskutieren wollen. Sie wollen wissen, wie es in ihrem *Kopf* ausgesehen hat, stimmt's?« Seine Stimme triefte vor Sarkasmus.

Ich hatte nicht vor, die Beherrschung zu verlieren. Je aufgebrachter er wurde, desto ruhiger fühlte ich mich. »Es wird nicht lange dauern.«

Ich hörte, wie er mit einem Stift nervös auf irgendeiner Unterlage herumtrommelte. »Also gut, was wollen Sie wissen?«

»Kann ich vorbeikommen und persönlich mit Ihnen sprechen?«

Völlig ausgeschlossen, dass ich übers Telefon etwas von ihm erfahren würde.

»Ich habe in knapp einer Stunde eine Besprechung, und danach –«

»Ich bin in einer Viertelstunde bei Ihnen«, unterbrach ich ihn.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Pavic, ich weiß das zu schätzen.« Nun war es an mir, rasch aufzulegen. Ich schnappte mir meine Tasche und Jacke und stürmte aus dem Büro, bevor er die Chance hatte, mich zurückzurufen.

Das Tyndale Centre für junge Leute war ein großes, mit seinen Metallfenstern nicht gerade einladend wirkendes Gebäude aus der Vorkriegszeit, eingeklemmt zwischen einem schlampigen Pub und einem der wohl hässlichsten Wohnblöcke Londons – schmutzige graue Betonblöcke und scheußliche kleine Fenster, von denen ein Teil eingeschlagen war. An einer Ecke schlängelte sich ein farbenfrohes Wandgemälde nach oben, Blüten und Ranken, die bis unters Dach reichten. Vielleicht sollte es *Jack and the Beanstalk* darstellen. Etwa zwei Meter über dem Boden war von anderer Hand »Fuck Off« über das Kunstwerk gekrakelt worden. Die Häuser auf der anderen Straßenseite standen offenbar leer, Fenster und Türen

waren zugenagelt, die Vorgärten von Unkraut überwuchert. Zwei kahl geschorene Jugendliche kickten auf der Straße einen abgewetzten Tennisball zwischen sich hin und her, hielten aber inne und starrten mich misstrauisch an, als ich mich der Tür näherte.

»Hallo?«

Ich war nicht sicher, ob das Mädchen, das mir die Tür öffnete, eine von den jungen Leuten oder eine Helferin war. Sie hatte violettes Haar, mehrere Stecker in Augenbrauen und Nase und ein liebes Lächeln. Sie trug riesige zottige Hausschuhe. Hinter ihr erstreckte sich eine große Diele, von der mehrere Gänge abzweigten. Von oben dröhnte Rap-Musik herunter, und man hörte jemanden etwas schreien.

»Ich bin Dr. Quinn und mit Will Pavic verabredet.«

»Verabredet?«, rief ein Mann, der außer Sichtweite war.

»Lass sie rein.«

Die Frau trat beiseite. Die Diele war hellgelb gestrichen. In einer Ecke stand ein Blumentopf mit einem spindeldürren Baum, auf einem Tisch an der Wand waren Infoblätter gestapelt, auf einer Couch neben der Treppe lag eine schlafende Katze. Ich sah auf den ersten Blick, dass bei der Einrichtung des Raums ganz bewusst darauf geachtet worden war, möglichst niemanden abzuschrecken, der es durch die Tür geschafft hatte.

Will Pavics Büro war in einem kleinen Raum gegenüber untergebracht. Die Tür stand offen. Er saß an seinem Schreibtisch und starrte mir über seinen Computer hinweg entgegen. Ich schätzte sein Alter zwischen vierzig und fünfzig. Er trug sein Haar genauso kurz wie seine dunklen Bartstoppeln und hatte buschige dunkle Augenbrauen. Im hellen Licht seines Büros wirkte er fast monochrom, ganz schwarz und grau und kantig, wie aus Granit gemeißelt.

Sein missmutiger Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes. Als ich durch die Diele auf ihn zuging, stand er zwar auf, blieb aber hinter dem Schutzwall seines übervollen Schreibtisches stehen.

»Hallo«, sagte ich.

Sein Händedruck war fest, aber flüchtig. »Nehmen Sie Platz«, sagte er und nickte zu einem Stuhl in der Ecke hinüber.

»Legen Sie die Papiere einfach auf den Boden.«

Ich räusperte mich. Mein nervöses Lächeln wurde von Pavic nicht erwidert. An der Wand hinter ihm war jeder freie Fleck mit gelben Notizzetteln gepflastert. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich gar nicht richtig darüber nachgedacht hatte, was ich ihn eigentlich fragen wollte. »Sie müssen entschuldigen«, sagte ich. »Mir ist noch nicht ganz klar, was das hier eigentlich sein soll. Ein Kinderheim?«

»Nein«, antwortete er.

»Was dann? Eine von der Stadt finanzierte Anstalt?«

»Die städtischen Behörden haben nichts damit zu tun. Der Staat auch nicht, ebenso wenig die Sozialdienste.«

»Wer führt dann dieses Haus?«

»Ich.«

»Ja, aber wem sind Sie Rechenschaft schuldig?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Was passiert hier eigentlich?«, wollte ich wissen.

»Das ist ganz einfach«, antwortete er. »In diesem Haus können obdachlose junge Leute für kurze Zeit unterkommen. Wir helfen ihnen ein bisschen, erledigen ein paar Telefonate oder was sonst nötig ist und schicken sie dann wieder weg.«

»Haben Sie Lianne auch wieder weggeschickt?« Bei dieser Frage wurde seine Miene starr. »Hören Sie, ich fange in diesem Fall ganz bei Null an«, erklärte ich und lächelte. Keine Reaktion, wie bei einem Computer, der abgeschaltet worden ist.

»Ich möchte so viel wie möglich über Lianne in Erfahrung bringen – damit meine ich nicht, wo sie sich in den Stunden vor ihrem Tod aufgehalten, wer sie zuletzt gesehen hat oder solche Sachen. Das ist Aufgabe der Polizei. Nein, mich interessiert mehr, was für eine Art Mädchen sie war.«

Sein Telefon läutete, aber er ging nicht ran. Das Band sprang an.

»So gut habe ich sie nicht gekannt«, antwortete er.

»Wie lange war sie hier?«

»Sie war nicht hier. Nicht so, wie Sie meinen. Sie hat bloß ab und zu vorbeigeschaut. Sie kannte hier ein paar Leute.«

»Das ergibt doch keinen Sinn. Wenn Sie so wenig mit ihr zu tun hatten, wieso waren Sie dann derjenige, der die Leiche identifizierte? Wie ist die Polizei auf Sie gekommen?«

»Die von der Polizei sind auf mich gekommen, weil sie ein Poster mit ihrem Gesicht aufgehängt haben und daraufhin ein besorgter Bürger anonym angerufen und ihnen mitgeteilt hat, dass das Mädchen gelegentlich im Tyndale war. Dass ich sie identifiziert habe, liegt daran, dass die Polizei außer mir keinen anderen einigermaßen respektablen Menschen auftreiben konnte, der zugeben wollte, sie gekannt zu haben. Aber wir sind hier eben in Kersey Town. Wo Sie herkommen, ist das bestimmt ganz anders.«

»Sie wissen doch gar nicht, wo ich herkomme.«

»Ich kann es mir denken«, erwiderte er, endlich mit dem Anflug eines Lächelns.

»Ich möchte nur wissen, wie sie war, Mr. Pavic. Können Sie mir beispielsweise irgendetwas über ihren sozialen Hintergrund sagen? Oder über ihre Freunde?«

Plötzlich wirkte er genervt, als würde ich ihm mit meinen dummen Fragen auf den Wecker gehen.

»Sie begreifen es einfach nicht«, antwortete er. »Ich möchte über das Leben dieser Menschen nichts wissen. Ich will nicht so tun, als wäre ich ihr Freund. Ich versuche, eine kleine, aber effektive Hilfestellung zu geben, und meist scheitere ich damit. Das ist alles. Junge Leute, die von zu Hause weglaufen, tun das nicht ohne Grund, Dr. Quinn. Glauben Sie, das macht denen Spaß? Lianne hatte wahrscheinlich sehr gute Gründe davonzulaufen.«

»Glauben Sie, sie ist missbraucht worden?« Er gab mir keine Antwort, und ich kam mir taktlos vor, weil ich diese Frage gestellt hatte.

»Sie war einsam«, sagte er abrupt. »Eine einsame, lebenshungrige, verängstigte, zornige junge Frau. Jemand wie Sie würde vielleicht sagen, dass sie auf der Suche nach Liebe war. Reicht Ihnen das?«

»Sie wollen mir nicht helfen?«, entgegnete ich.

Er beugte sich vor. Seine Miene wirkte hart. »Mein Versuch zu helfen ist doch bereits gescheitert«, sagte er. »Mal wieder.«

»Ich –«

»Ich muss jetzt weg. Ich habe einen Termin.«

»Darf ich Sie zur U-Bahn begleiten?«

»Ich fahre mit dem Auto.«

»Dann könnten Sie mich unterwegs an irgendeiner Haltestelle absetzen. Ich habe nur noch zwei, drei Fragen.

In welche Richtung fahren Sie?«

»Blackfriars Bridge.«

»Direkt an meiner Haustür vorbei«, erklärte ich. Dass mein Auto bei der Welbeck-Klinik parkte, brauchte er ja nicht zu wissen.

Pavic seufzte demonstrativ. »Na schön.«

Wir traten gemeinsam in die Diele hinaus. Ein auffallend hübsches Mädchen mit langem blondem Haar stürmte herein.

»*Ich versuch's doch, verdammt noch mal!*«, schrie sie uns entgegen, ehe sie schluchzend die Treppe hinaufrannte.

»War sie auf Drogen?«, fragte ich, als ich schließlich auf dem Beifahrersitz von Will Pavics rostendem Fiat saß und wir uns durch den Verkehr schlängelten.

»Sonst noch Fragen?«

»Ich war bloß neugierig.«

»Sagen Sie mir, wo ich Sie rauslassen soll.«

»Noch nicht. Warum sind Sie so wütend?«

»Scheint mir eine verständliche Reaktion zu sein.«

»Worauf?«

»Auf alles. Diese ganze Scheiße.« Einen Moment lang ließ er das Lenkrad los. Seine Geste schloss alles mit ein: den Verkehr, unser Gespräch, mich an seiner Seite, wo er doch viel lieber allein gewesen wäre, Liannes Tod, das Leben im Allgemeinen.

Den Rest der Strecke fuhren wir mehr oder weniger schweigend, ich sagte ihm nur noch, wo er abbiegen musste. Er hielt direkt vor meiner Haustür, und ich stieg aus.

»Kit! Hey, Kit – Kit!«

Mir rutschte das Herz in die Hose.

»Hallo, Julie.«

»Was für ein Glück, dass du gerade kommst! Ich habe meinen Schlüssel vergessen.« Sie beugte sich vor und lächelte durch die offene Tür zu Pavic hinein.

»Das ist Will Pavic«, murmelte ich. »Julie Wiseman.«

Sie lehnte sich so weit in den Wagen hinein, dass ihr der Rock fast bis zum Po hochrutschte und ihre Brüste sich durch ihr dünnes T-Shirt drückten. »Hallo, Will Pavic. Kommen Sie noch mit rein?«

»Er hat mich nur mitgenommen. Er ist unterwegs zu einer Besprechung.«

Julie ignorierte mich. »Tee? Kaffee?«

»Nein, vielen Dank.« Seine Stimme klang erstaunlich höflich. Dann lag es also bloß an mir. »Danke fürs Mitnehmen«, sagte ich und kehrte den beiden den Rücken. Ich ließ die Tür für Julie offen und ging nach oben, obwohl ich in ein paar Minuten wieder aufbrechen musste, zurück zur Klinik und zu meinem Wagen. Wenigstens hatte ich nun Zeit für ein kühles Getränk. Ich drehte den Wasserhahn auf, hielt meine Finger darunter. Julie kam die Treppe heraufgestapft.

»Wahnsinn! Er ist *umwerfend*!«

»Findest du?«

»O ja, definitiv mein Typ. Grimmig, wettergegerbt, stark, still. Ich habe ihn zum Abendessen eingeladen.«

Ich fuhr herum. »Du hast *was*?«

»Ich habe ihn zum Abendessen eingeladen.« Sie lächelte triumphierend. Während ich vor Schreck unzusammenhängendes Zeug stammelte, kickte sie grinsend ihre Sandalen in die Ecke.

»Es bringt nichts, Däumchen zu drehen und zu warten. Ich bin nicht wie du, Kit. Hast du gewusst, dass man die Menschheit in Pflanzenfresser und Fleischfresser aufteilen kann?«

»Ich –«

»Du bist ein Pflanzenfresser, ich ein Fleischfresser. Und *er* ist auch ein Fleischfresser.«

»Kommt er?«, würgte ich heraus.

»Morgen. Acht Uhr. Ihm ist auf die Schnelle keine passende Ausrede eingefallen.«

»Morgen Abend hab ich schon was vor.«

»Du hast abends nie was vor«, wischte sie meinen Einwand beiseite. »Morgen kannst du jedenfalls nicht weg. Ich hab gesagt, wir hätten ein paar Freunde zum Essen eingeladen, und ihn gefragt, ob er nicht auch Zeit und Lust habe. Also, wen wirst du einladen?«

»Julie …«

»Und was soll ich kochen?«

»Hör zu …«

»Und, noch wichtiger, was soll ich anziehen? Leihst du mir dein rotes Kleid?«

12. KAPITEL

Nachdem ich mit meinem Wagen nach Hause zurückgekehrt war, setzte ich mich mit ein paar Akten ins Wohnzimmer, während Julie, zufrieden mit sich und der Welt, unter die Dusche ging. Sie duschte sehr oft, wobei sie trotz der sommerlichen Jahreszeit gern Weihnachtslieder schmetterte, noch dazu ziemlich falsch. Vielleicht hatte sie sich diese extreme Reinlichkeit auf ihren Reisen im Ausland angewöhnt. Ich musste an die Witze denken, die amerikanische und australische Kollegen über die Engländer gemacht hatten: Meist war es dabei um unordentliche, staubige Häuser, schlechte Zähne und mangelnde Körperpflege gegangen. Wenn man sich in einem englischen Bad verstecken will, wo ist der beste Ort? Unter der Seife. Das hatte ich mal spät abends auf einer Konferenz in Sydney zu hören bekommen.

Ich las ein weiteres Mal den Bericht über den Tatort, sah mir die Fotos an. Ich schloss die Augen und versuchte mir vorzustellen, wie es dort unten am Kanal gewesen war. Irgendetwas irritierte mich. Es war, als würde ich die Hand nach etwas ausstrecken, das außerhalb meiner Reichweite lag. Dieses Gefühl trieb mich fast in den Wahnsinn, aber zugleich empfand ich auch so etwas wie Aufregung. Da bahnte sich was an. Mir lag eine fotokopierte Karte von der Gegend rund um den Tatort vor. Ratlos starrte ich auf sie hinunter. Was war da so irritierend?

Julie kam herein. Ihre Haut schien zu leuchten, fast als würde sie von der Dusche noch dampfen. Sie trug ihre abgeschnittene Jeans, dazu ein winziges T-Shirt, das ihr nicht mal bis zum Nabel reichte, und keinen BH. Für einen

BH wäre auch kein Platz mehr gewesen. Sie war mit einer Flasche Weißwein und zwei Gläsern bewaffnet. Wortlos schenkte sie mir ein Glas ein und reichte es mir. Dann ging sie noch einmal in die Küche und kehrte mit einer kleinen Porzellanschale voller Oliven zurück. Sie stellte sie auf den Couchtisch, ließ sich mit angezogenen Knien auf dem Sofa nieder und nahm einen Schluck. Ich folgte ihrem Beispiel. Der Wein war wundervoll kalt. Ich betrachtete Julie. Immer noch braungebrannt, wirkte sie sehr attraktiv und schien sich in ihrer Haut pudelwohl zu fühlen. Ich musste an Oban denken und lächelte. In seinen Augen waren Julie und ich ja so eine Art Paar. Wahrscheinlich fand er, dass ich mit ihr einen ziemlich guten Fang gemacht hatte. Ich sah durchaus die Vorteile, die eine lesbische Beziehung mit sich gebracht hätte. Männer bedeuteten so viel Stress. Ihre grundsätzliche Andersartigkeit, ihre männlichen Utensilien im Bad, einfach alles. Ich nahm einen weiteren Schluck von meinem Wein. Leider gab es nichts, was ich dagegen tun konnte. Es hatte wahrscheinlich mit meiner Erziehung oder den Zwängen der Gesellschaft zu tun, aber ich war nun mal heterosexuell.

»Probier eine Olive«, sagte Julie. »Ich bin heute Nachmittag durch Soho spaziert. Es war großartig, und ich hab diese mit Sardellen und Peperoni gefüllten Oliven gekauft. Es ist, als würde einem ein Pferd ins Gesicht treten. Auf eine angenehme Weise, meine ich.«

Ich schob mir eine in den Mund, und nachdem ich hineingebissen hatte, fühlte es sich tatsächlich an, als hätte jemand meine Zunge angezündet, aber ein weiterer Schluck von dem kühlen Wein löschte die Hitze auf wundervolle Weise. »Klasse«, sagte ich.

»Ich bin herumspaziert und hab ein bisschen nachgedacht. Ich muss drei Dinge finden. Einen Job, eine

Wohnung und einen Mann. Deswegen habe ich mir gleich diesen Typen draußen geschnappt. Ist er verheiratet?«

»Keine Ahnung.«

»Oder schwul?«

»Ich bin ihm heute zum ersten Mal begegnet.«

»Wenn er nicht schwul ist, gut aussieht, ein paar Worte aneinander reihen kann und obendrein auch noch zu haben ist, dann muss man unverzüglich handeln.«

»Ich weiß aus Erfahrung, dass es oft einen guten Grund hat, wenn jemand zu haben ist.«

»Du meinst, er könnte krank sein?«

Ich lachte.

»Hör zu, Kit, ich hab das wirklich ernst gemeint. Es ist mir ziemlich unangenehm, dass ich dich so belagere. Ich bin wirklich auf der Suche nach einer Wohnung.«

»Das ist schon in Ordnung.«

»Ich weiß, dass ich dich einenge.«

»Gibt es bei mir im Moment was einzuengen?«, fragte ich.

»Nein. Ich weiß, dass ich manchmal ein bisschen gereizt bin, aber wenn ich allein wäre, würde ich wahrscheinlich längst die Wände hochgehen.«

»Ich hab eigentlich gedacht, durch diesen Job würdest du ein bisschen mehr rauskommen. Auf der Suche nach Indizien.«

Ich nahm die Flasche und schenkte Julie und mir nach. »Ich fürchte, in erster Linie suche ich in Akten herum.«

Julie schob sich zwei Oliven in den Mund, bekam einen Hustenanfall und schüttete rasch einen Schluck Wein hinterher. Ihr Gesicht lief knallrot an. »Verdächtigst du schon jemanden?«, stieß sie keuchend hervor.

»Darauf habe ich es erst mal gar nicht abgesehen. Ich versuche, möglichst alles, was mir in die Finger kommt, unvoreingenommen zu durchleuchten und auf diese Weise vielleicht Aufschluss darüber zu bekommen, nach welcher Art von Mensch die Polizei Ausschau halten sollte. Meine Aufgabe ist einfach, die Augen zu öffnen und mir die Dinge ohne Vorurteile anzusehen – ein bisschen wie bei den Rätseln, die man nur durch laterales Denken lösen kann. Antonius und Kleopatra liegen tot nebeneinander, neben sich eine Wasserpfütze und ein paar Glasscherben. Wie sind sie um Leben gekommen?«

»Der Goldfisch war's!«, antwortete Julie wie aus der Pistole geschossen. »Aber was sagst du zu dem Mann, der im Erdgeschoss in den Lift steigt, immer bis in den zehnten Stock fährt und die restlichen Stockwerke zu Fuß geht, während er auf dem Weg nach unten im fünfzehnten Stockwerk einsteigt und ohne anzuhalten runterfährt?«

»Zwerg.«

»Glaubst du, sie werden den Mörder finden?«

»Das hängt ganz davon ab. Wenn er jetzt aufhört, nein, dann glaube ich nicht, dass sie ihn finden werden.«

»Du klingst aber nicht sehr optimistisch.«

»Hast du eine Ahnung, wie viele Morde in einem Jahr begangen werden?«

»Wo? Auf der ganzen Welt?«

Ich lachte. »Nein. In England und Wales.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer. Fünftausend?«

»Hundertfünfzig, zweihundert, um diesen Dreh herum. Und mehr als die Hälfte, vielleicht sogar zwei Drittel, werden ganz schnell aufgeklärt. Die meisten Opfer werden von Menschen aus ihrem Bekanntenkreis umgebracht, Ehemännern, Familienmitgliedern. Vor irgendeinem Club

kommt es zu einer Schlägerei, ein paar Fußballfans randalieren, ein Einbrecher tötet eine alte Dame, die ihn auf frischer Tat ertappt, als er gerade ihr Haus verlassen will. Die restlichen Täter, denen es bestimmt ist, geschnappt zu werden, gehen der Polizei größtenteils in den berühmten ersten achtundvierzig Stunden ins Netz. Ein Mörder ist dann entweder noch voller Blut, fällt durch sein seltsames Verhalten auf, muss erst noch seine Waffen und Klamotten loswerden, seine Spuren verwischen. Erst viele Tage später, wenn sich die Polizei keinen Rat mehr weiß, kommt man auf die Idee, jemanden wie mich um Hilfe zu bitten. Die vom Mörder entsorgte Tatwaffe ist nicht aufgetaucht, das Blut längst weggewaschen. Falls es Zeugen gibt, denen etwas Verdächtiges aufgefallen ist, haben sie sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits gemeldet. Kennst du das Gefühl, wenn du deine Schlüssel verloren hast und in das schreckliche Stadium kommst, in dem du überall dort, wo du schon nachgesehen hast, ein zweites Mal nachsiehst? Genau dieses Stadium hat die Polizei jetzt im Fall Lianne erreicht.«

»Klingt hoffnungslos.«

Ich biss in eine weitere Olive. Wundervoll. »Die von der Polizei lässt das ziemlich kalt. Es gibt keine Verwandten, die sich aufregen, keine Presse, die nach einem Ergebnis verlangt. In gewisser Hinsicht hat das Ganze auch was Gutes: Wenn die Situation hoffnungslos ist, kann es wenigstens nicht noch schlimmer werden.«

»Hast du deswegen mit diesem Typen gesprochen, diesem Will?«

»Ja. Lianne – na ja, es gibt hier in der Gegend eine Menge Mädchen wie sie.«

»Du meinst Prostituierte und Ausreißerinnen.«

»Ich meine junge Frauen, die weder einen festen

Wohnsitz noch eine feste Beziehung haben und von Gelegenheitsjobs leben. Und ich glaube, dass Will Pavic sich in dieser Welt recht gut auskennt.«

»Was ist er? Ein Zuhälter?«

»Er führt ein Jugendhaus, das einem Teil dieser Ausreißerinnen hilft.« Ich musste über Julies enttäuschte Miene lächeln.

»Tut mir Leid. Er ist weder Anwalt noch Arzt noch Fernsehproduzent. Die von der Polizei verziehen jedes Mal das Gesicht, wenn sein Name fällt. Offenbar halten sie nicht viel von ihm. Wie auch immer, du hast wahrscheinlich mitbekommen, dass er nicht besonders scharf darauf war, mit mir zu kommunizieren, deswegen könnte sich dein Plan, ihn in deine Fänge zu bekommen, als recht nützlich erweisen. Vielleicht fängt er an, mit mir zu reden, während er sich in dich verliebt. Oder hast du was dagegen, wenn ich bei eurem Rendezvous anwesend bin?«

»Um Gottes willen, ohne dich geht es gar nicht! Du musst mir helfen!«

Julie hatte abends eine Verabredung, aber ich blieb sitzen und trank die Flasche Wein aus, während ich Akten studierte, die ich bereits gelesen hatte. Dann nahm ich mir die Karte noch einmal vor und stieß plötzlich eine Art Grunzen aus.

»Das ist es!«, sagte ich laut. Es war kein großer Heureka-Moment. Ich rannte nicht jubelnd im Zimmer herum, aber mir war etwas aufgefallen, das mich irritierte, und das war ja schon mal besser als nichts.

Als ich am nächsten Morgen das Büro von Detective Inspector Furth betrat, sah er mich an, als wäre ich erschienen, um seine Stereoanlage zu beschlagnahmen.

»Ja?«, fragte er.

»Mir ist da ein Gedanke gekommen.«

»Gut«, antwortete er forsch. »Deswegen hätten Sie aber nicht extra vorbeizuschauen brauchen. Sie können auch einfach anrufen. Das ist für alle Beteiligten weniger stressig.«

»Meinetwegen brauchen wir keine Gegner zu sein«, erklärte ich.

»Was meinen Sie damit?«, fragte er in unschuldigem Tonfall.

»Nicht so wichtig. Wollen Sie hören, was mir aufgefallen ist?«

»Ich kann’s kaum erwarten.«

»Vielleicht möchten Sie noch mal einen Blick auf die Karte werfen«, sagte ich.

»Ich habe meine eigene Karte.«

»Wollen Sie wirklich hören, was ich zu sagen habe?«

»Bitte verraten Sie mir Ihren Geistesblitz, ich platze sonst vor Neugier.«

Ich ließ mich gegenüber Furths Schreibtisch nieder. Der Stuhl war ungewöhnlich niedrig, sodass ich das Gefühl hatte, zu irgendeinem Herrn Vorsitzenden aufzublicken. »Warum am Kanal?«, fragte ich.

»Weil es dort einsam ist.«

»Ja, aber sehen Sie sich die Karte an.« Ich breitete meine Fotokopie auf seinem Schreibtisch aus. »Es gibt am Kanal sehr einsame, abgelegene Stellen, aber dort wurde die Leiche nicht gefunden. Sehen Sie. Lianne wurde gar nicht weit vom Cobbett Estate gefunden.«

»Das ist abgelegen genug«, entgegnete Furth forsch-fröhlich.

»Ich kenne die Gegend. Sie ist schlecht beleuchtet, es gibt eine Menge Gebüsch, und nachts ist dort keine Menschenseele unterwegs. Außerdem konnte der Mörder in beide Richtungen entlang des Kanals entkommen oder rasch in eine der nahe gelegenen Straßen verschwinden.«

»Genau das ist mir aufgefallen, als ich mir die Karte angesehen habe. Man kann mit dem Auto fast bis zum Fundort der Leiche fahren. Sehen Sie. Von diesem Parkplatz hier ist es gar nicht weit.«

»Und?«

»Noch was hat mich irritiert. Lianne wurde die Kehle durchgeschnitten. Dabei wurde ihre Hauptschlagader durchtrennt. Ihre Kleidung war blutgetränkt. Ich habe im Bericht nachgesehen, wie viel Blut am Tatort gefunden wurde. Nichts.«

Furth zuckte mit den Achseln.

»Und?«

»Finden Sie das nicht seltsam?«

»Ganz spontan gesagt, eigentlich nicht. Wenn sie rückwärts gezogen wurde, ist das Blut wahrscheinlich nur auf ihr selbst und dem Mörder gelandet. Kleinere Blutflecken auf dem Boden sind vielleicht niemandem aufgefallen. Oder die Leute von der Spurensicherung haben es einfach nicht erwähnt. Wieso auch?«

»Das ist genau der springende Punkt. Was, wenn Lianne gar nicht am Kanal umgebracht worden ist? Was, wenn sie bereits tot war und dort nur abgeladen wurde? Der Mörder hat sich die Stelle ausgesucht, weil man mit dem Auto hinfahren konnte und es dort dunkel und einsam war, wie Sie ganz richtig gesagt haben.«

»Ist das alles?«, fragte Furth in forschem Ton.

»Ja.«

Er stand auf, trat an einen Aktenschrank und öffnete eine Schublade. Er blätterte kurz, zog eine braune Akte heraus, kam wieder zu mir herüber und warf sie vor mir auf den Schreibtisch. Ich griff danach und warf einen Blick darauf.

»Erkennen Sie das wieder?«

»Ja.«

»Die Aussage von Darryl Pearce. Er hat Liannes Leiche gefunden, wenn Sie sich erinnern. Haben Sie vergessen, wie er sie gefunden hat? Nachdem er ein lang gezogenes Stöhnen oder Schreien gehört hatte, stand er erst eine Weile blöd herum, der feige Scheißkerl. Schließlich fasste er sich doch ein Herz, stöberte im Unterholz herum und fand sie. Wie passt das zu Ihrer Argumentation? Hat Ihr Mörder mit seinem Auto eine Halbtote herangekarrt? Wissen Sie, wie lang es dauert, bis ein Mensch nach einer solchen Verletzung stirbt?«

»Darüber habe ich auch nachgedacht«, antwortete ich.

»Warum zum Teufel sind Sie dann hier?«

»Eine der Regeln, an die ich mich zu halten versucht habe, besagt, dass man einem einzelnen Indiz nicht zu große Bedeutung beimessen soll. Weil es nämlich falsch sein könnte. Erinnern Sie sich an die Jagd nach dem Yorkshire Ripper? Da hat die Polizei ungefähr ein Jahr lang in die falsche Richtung ermittelt, weil alle ein gefälschtes Band für echt hielten.«

»Sie halten diese kleine Ratte Darryl Pearce für clever genug, eine falsche Aussage zu machen?«

»Ich habe diese Möglichkeit zumindest in Betracht gezogen und überlegt, ob er vielleicht einen Fehler gemacht oder sich die Geschichte nur ausgedacht haben könnte, um damit von etwas anderem abzulenken, aber ich bin auf keinen grünen Zweig gekommen.«

»Also?«

»Mary Gould.«

»Helfen Sie mir auf die Sprünge.«

»Die Frau, die die Leiche gefunden hat.«

Furth machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das war doch die, die zu viel Schiss hatte, uns anzurufen, und sich erst am nächsten Tag gemeldet hat. Die kann man vergessen, die hatte nichts Wichtiges zu sagen.«

»Sie hat Lianne gesehen, in ihrer Aussage aber nicht erwähnt, dass sie zu dem Zeitpunkt noch am Leben war. Wie erklären Sie sich das?«

»Vielleicht hat sie es vergessen. Oder sie hat es gar nicht gemerkt.«

»Es ist ziemlich unwahrscheinlich, nicht zu merken, wenn jemand aus einer Hauptschlagader verblutet.«

»Vielleicht ist sie erst kurz nach Liannes Tod am Tatort eingetroffen.«

Ich sah Furth an. Seine Miene wirkte eine Spur weniger verächtlich, als wäre gegen seinen Willen sein Interesse erwacht.

»Bisher«, sagte ich, »sind Sie davon ausgegangen, dass Darryl Pearce, der seiner Aussage zufolge auf dem Treidelpfad entlang des Kanals unterwegs war, plötzlich jemanden stöhnen hörte. Während er noch überlegt, was er tun soll, stirbt Lianne, und Mary Gould trifft von der anderen Seite ein, aus Richtung der Wohnanlagen, wie sie ausgesagt hat. Sie ist zu Tode erschrocken und rennt davon, bevor Darryl erscheint und die inzwischen tote Lianne findet. Da ist ziemlich viel passiert in neunzig Sekunden.«

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

»Ich habe zumindest eine Alternative. Mary Gould

findet die Leiche, schreit auf, läuft davon. Darryl Pearce hört diesen Schrei und nimmt an, dass er von Lianne kam. Mehr fällt mir dazu im Moment auch nicht ein. Die Aussage von Darryl Pearce ist das Einzige, was darauf hindeutet, dass Lianne am Kanal noch am Leben war.«

Furth lehnte sich zurück. »Verdammt«, sagte er nachdenklich …

»Sie verstehen, was ich meine?«

»Darüber muss ich erst mal nachdenken.«

»Eins noch.«

»Was?« Furth blickte an mir vorbei ins Leere.

»Wenn wir uns einig sind, dass der eigentliche Mord nicht an den Kanal gebunden ist –«

»Worüber wir uns noch keineswegs einig sind«, unterbrach mich Furth.

»– dann ist das Entscheidende nicht der Ort, sondern die Art des Mordes. Was bedeuten könnte, dass wir es hier mit einem Killer zu tun haben, der wahllos nach Opfern Ausschau hält. Falls dem tatsächlich so ist, könnte es weitere Fälle geben, die bisher übersehen worden sind. Deswegen wäre es vielleicht sinnvoll, nach Parallelen zu anderen Fällen zu suchen. Was meinen Sie?«

»Ich werde darüber nachdenken«, antwortete Furth.

»Möchten Sie, dass ich mit Oban darüber spreche?«

»Das mache ich schon.«

»Gut«, antwortete ich munter. Nachdem ich Furth auf diese Weise den Vormittag verdorben hatte, verließ ich das Revier mit einem seltsam fröhlichen Gefühl.

13. KAPITEL

Alle Kummerkastentanten sind sich einig, was zu tun ist, wenn man einen unangenehmen Gast zum Abendessen erwartet. Man muss sich mit seinen allerbesten Freunden in Verbindung setzen und ihnen die Situation erklären. Dann lädt man sie ein, verspricht ihnen aber, sie zu entschädigen, indem man sie in naher Zukunft zu einem wirklich schönen Abend einlädt. Ich zog diese Möglichkeit in Betracht, hatte dann aber eine göttliche Eingebung. Ich dachte: So ein Schwachsinn! Warum sollte ich liebe Menschen, an denen mir etwas lag, einen solchen Abend zumuten? Ich hatte ein viel bessere Idee. Irgendwo in meinem Hinterkopf gab es eine kleine Gruppe von Leuten, die dort lauerte wie eine Migräne. Sie waren wie ein Fussel an meinem Mantel, den ich einfach nicht loswurde. Ich schuldete diesen Leuten seit langem eine Einladung, konnte mich aber nie dazu aufraffen.

Da war beispielsweise Francis aus der Welbeck-Klinik. Er hatte mich mal zu einem Abendessen in seiner Wohnung in Maida Vale eingeladen. Es war zu einem schrecklichen Streit gekommen – ich konnte mich nicht mehr erinnern, worum es dabei gegangen war –, ein Gast war vorzeitig aufgebrochen, und Francis hatte sich anschließend vor Verlegenheit betrunken. Als ich Poppy damals von dem Abend erzählte, meinte sie, das klinge doch ziemlich amüsant, aber live war es nicht besonders witzig gewesen. Francis hatte mir danach tagelang nicht in die Augen sehen können und nie wieder von dem Abend gesprochen. Trotzdem hatte ich irgendwie das Gefühl, mich eines Tages in irgendeiner Form revanchieren zu müssen, und dies schien mir eine gute Gelegenheit zu sein,

nicht zuletzt deshalb, weil es so kurzfristig war, dass er mit ziemlicher Sicherheit keine Zeit haben würde. Ich rief ihn in der Arbeit an und sagte ihm, dass ich für den nächsten Abend ein paar Leute eingeladen hätte und ob er nicht auch kommen wolle. Großartig, antwortete er. Bis morgen also.

Dann gab es noch Catey. Ich hatte sie an der Uni kennen gelernt, weil ihr damaliger Freund der beste Freund eines Typen war, mit dem ich eine Weile was hatte. Zwischen Catey und mir bestand weiß Gott keine enge Verbindung, und es war auch keineswegs so gewesen, dass wir uns auf Anhieb besonders gut verstanden hatten. Da gab es Dutzende enger Freundinnen, zu denen ich allmählich oder auch plötzlich den Kontakt verloren hatte, aber meine lauwarme Beziehung zu Catey war über die Jahre hinweg durch ein stetes, beharrliches Tröpfeln von Einladungen aufrechterhalten worden. Mal war es ein Abendessen, im Jahr darauf eine Cocktailparty, und ich revanchierte mich mit einer Gegeneinladungsquote von etwa eins zu vier. Auch in Cateys Fall hoffte ich, dass sie keine Zeit haben würde und ich wieder ein, zwei Jahre von meinen Verpflichtungen entbunden wäre. Als ich sie anrief, stellte sich tatsächlich heraus, dass sie am nächsten Abend schon etwas vorhatte, aber dann meinte sie:

»Nein, bestimmt kann ich das verschieben.« Sie wolle unbedingt, dass ich Alastair kennen lernte, ihren neuen Freund, mit dem sie so gut wie verlobt sei. Drei Minuten später rief sie mich zurück. Das gehe in Ordnung, sagte sie. Wir sehen uns morgen. Wunderbar, antwortete ich.

Julie bestand darauf zu kochen, und da die ganze bevorstehende Katastrophe auf ihrem Mist gewachsen war, protestierte ich nicht. Als ich kurz vor sieben nach Hause kam, war die Wohnung bereits von köstlichen Düften erfüllt. Das Wohnzimmer war tadellos aufgeräumt,

der Tisch gedeckt. Ich ging in die Küche. Auf einer Seite stand eine große Platte, von der ich gar nicht mehr gewusst hatte, dass ich sie besaß. Julie musste in den hintersten Winkeln meiner Schränke herumgestöbert haben. Auf der Platte waren verschiedene Gemüse angerichtet, Tomaten, Auberginen, Zucchini, Zwiebelscheiben.

»Du hast gesagt, es muss nichts Besonderes sein«, erklärte Julie. »Das ist der erste Gang. Mariniertes Gemüse. Dann gibt es Risotto. Die Soße ist schon fertig. Als Nachspeise habe ich Obst und Ricotta vorbereitet.«

»Ich habe Wein besorgt«, antwortete ich matt.

»Dann sind wir fertig.«

»Wie machst du das bloß?«

»Was?«

»Na, das alles! Das ganze Essen, die Tischdekoration, die, Gemüseplatte, die aussieht wie aus einer Zeitschrift. Dabei liegen hier gar keine aufgeschlagenen, ölbefleckten Kochbücher herum!«

Julie lachte. »Ich kann gar nicht kochen. Das hier ist nicht Kochen. Ich habe bloß ein bisschen Gemüse gebraten oder gedünstet, ein wenig Olivenöl und einen Schuss Essig darüber gegeben und das Ganze mit ein paar Kräutern bestreut. Was du hier siehst, ist bloß Fastfood.«

»Ja, aber wo hast du gelernt, so was ohne großes Planen und Jammern hinzukriegen und dabei noch dazu kein Chaos anzurichten?«

Sie starrte mich verwirrt an. »Verglichen womit?«, fragte sie.

»Du wirst doch wohl nicht das Kochen von ein bisschen Reis damit vergleichen, loszuziehen und sich Leichen anzusehen und sich dann den Kopf darüber zu zerbrechen,

wie sie gestorben sind?«

Ich schnitt eine Grimasse. »Das war nun nicht gerade das, woran ich gedacht habe«, antwortete ich lahm.

»Lass uns lieber von deinem Kleid reden«, meinte Julie. »Du hast es dir doch hoffentlich nicht anders überlegt?«

Julie sah in dem Kleid umwerfend aus. Mit ihrem zerzausten Haar, ihrer immer noch sonnengebräunten Haut, dem roten Lippenstift und einem Hauch von Mascara hätte sie besser in eine exotische Bar als Sängerin gepasst, als in meiner Wohnung mit ein paar eher unscheinbaren Freunden zu Abend zu essen.

»Du siehst fantastisch aus«, sagte ich, was sie mit einem Grinsen quittierte, als wäre das alles nur ein Spiel und wir beide kleine Mädchen, die sich zum Spaß mit Erwachsenenklamotten kostümierten. »Da werde ich nicht mithalten können. Ich glaube, ich gehe heute Abend lieber als Aschenputtel.«

»Macht dir das wirklich nichts aus?«, fragte Julie ein wenig bestürzt. »Möchtest du das Kleid doch lieber selbst anziehen? Bestimmt finde ich in meinen Sachen irgendwas anderes.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das Kleid gehört dir. Ich glaube nicht, dass es je wieder von mir getragen werden möchte.«

Anschließend probierte ich fünf verschiedene Kleider an. Mir schwebte etwas mit einer raffinierten, subtilen Wirkung vor. Ich wollte einerseits nicht aussehen, als hätte ich mit großem Aufwand den ziemlich erbärmlichen Versuch unternommen, bei einer Einladung, die letztendlich nur ein zwangloses Abendessen war, großen Eindruck zu schinden. Andererseits wollte ich meine Gäste aber auch nicht mit allzu lässiger Kleidung

beleidigen. Schließlich entschied ich mich für etwas Schlichtes, Schwarzes, das nicht allzu nobel wirkte, aber auch nicht aussah, als wollte ich zu einem Bauerntanz. Als ich aus dem Schlafzimmer trat, stieß Julie einen Pfiff aus. Ich musste lachen. »Wahnsinn!«, sagte sie. »Du siehst einfach toll aus! Und das nennst du als Aschenputtel gehen?«

Ich stellte mich neben sie und drehte sie in Richtung des großen alten Spiegels an der Wand. Schulter an Schulter musterten wir unser Bild darin mit kritischem Blick. »Wir sind viel zu schön für diese Leute«, sagte ich. »Wir sollten lieber in eine Bar gehen, die so trendy ist, dass ich sie nicht mal dem Namen nach kenne.«

»Ich dachte, das wären deine besten Freunde«, wandte Julie ein.

»Nein, eher Leute, denen ich eine Einladung schulde. Erinnerst du dich an diesen Detective, Oban?«

»Klar.«

»Er hält uns für Lesben.«

»Was?«

»Ich bin mir ziemlich sicher.«

Julie kicherte einen Moment, dann zog sie nachdenklich die Stirn kraus. »Wie kommt er darauf? Haben wir uns irgendwie so verhalten?«

»Ich glaube, es lag hauptsächlich daran, dass wir zusammen wohnen, du fürs Kochen zuständig bist und so. Auf ihn hat das wohl wie ein gemütliches Liebesnest gewirkt.«

»Das ihn wahrscheinlich ziemlich anmacht.«

»Kann schon sein.«

Sie wandte sich wieder dem Spiegel zu. »Die Vorstellung ist durchaus reizvoll«, meinte sie

nachdenklich. »Bloß, dass es bei mir einfach immer Männer waren. Ich weiß auch nicht, warum.«

Es klingelte. Ich warf einen Blick auf die Uhr. Eine Minute vor acht. »Wissen die denn nicht, dass acht neun bedeutet?«, sagte ich, während ich zur Tür ging. Es war Catey, begleitet von Alastair, der schüchtern hinter ihr stand. Catey trug ein hübsches grünes Kleid, Alastair Anzug und Krawatte. Er sah aus, als käme er gerade von der Arbeit. Nachdem sie mich auf beide Wangen geküsst hatten, überreichten sie mir eine Flasche Prosecco und einen großen Blumenstrauß.

»Ich habe schon so viel von dir gehört«, erklärte Alastair.

Was, hätte ich am liebsten geantwortet, könntest du schon von mir gehört haben? Stattdessen lächelte ich nur.

»Wir haben uns so viel zu erzählen«, meine Catey und stürmte die Treppe hinauf.

Mit ein wenig Improvisation reichte das, was wir uns zu erzählen hatten, gerade mal aus, um die acht Minuten zu überbrücken, bis Francis eintraf. Er trug ein weißes Hemd ohne Krawatte und einen Anzug, der so schrecklich aussah – als wäre er aus irgendeinem Trevira-Ersatzstoff geschneidert, den man eine Woche draußen im Garten gelassen und dann nicht gebügelt hatte –, dass mir sofort klar war, dass er bestimmt mehr gekostet hatte als mein Auto. Er überreichte mir eine Flasche Champagner. Neugierig blickte er sich im Wohnzimmer um.

»Das ist ein aufregender Moment für mich«, erklärte er. »Dies ist also die Wohnung, in die Kit nie jemanden reinlässt.«

Catey und Alastair sahen sich mit neuem Interesse um. Es war wie einer jener Momente in der National Gallery, nachdem man ein Gemälde im Vorbeigehen fünf

Sekunden lang betrachtet hat, dann einen Blick in seinen Führer wirft und feststellt, dass es sich um das wichtigste deutsche Gemälde aus dem fünfzehnten Jahrhundert handelt, woraufhin man betroffen kehrtmacht und zu sich selbst sagt: »Wenn ich mir's recht überlege …« Ich warf Julie einen schnellen Blick zu, mit dem ich ihr zumindest ansatzweise zu verstehen gab, dass dies genau genommen bloß die Wohnung war, in die ich Catey oder Francis nicht hineinließ.

»Ihr kennt euch alle noch nicht«, erklärte ich. »Das ist Julie, die zur Zeit bei mir wohnt und die heute Abend gekocht und, na ja, eigentlich alles gemacht hat. Und das hier ist Francis, der mit mir in der Klinik arbeitet. Und das Catey, ähm, eine alte Freundin von mir, und ihr Freund Alastair.«

»Alastair arbeitet in der City«, warf Catey ein. »Was er da genau macht, ist mir natürlich völlig schleierhaft. Habt ihr das gewusst? Ich habe kürzlich im Radio gehört, dass sechzig Prozent der Leute keine Ahnung haben, womit sich ihr Partner in der Arbeit beschäftigt. Ach, übrigens, Kit, was ist denn mit dem Typen passiert, mit dem du, du weißt schon …«

Ich war versucht zu sagen, nein, ich weiß nicht, antwortete dann aber brav, dass wir nicht mehr zusammen seien und seitdem Funkstille herrsche. Francis öffnete den Champagner und schenkte sich ein Glas ein. Dann begann er im Raum herumzuwandern und die Möbel, Bilder und Bücher unter die Lupe zu nehmen, als wolle er eine psychologische Analyse von mir erstellen, was er natürlich auch tat. Ich musste bei seinem Anblick an die Sommertage denken, an denen sich eine große dicke Hummel durch ein Fenster in die Wohnung verirrte und brummend herumflog, bis es mir gelang, sie mit Hilfe einer Zeitschrift wieder nach draußen zu befördern. Catey

sprach inzwischen darüber, was für eine interessante Gegend das doch sei und wie clever es von mir gewesen war, mich früh genug hier niederzulassen.

Nachdem Francis seine inoffizielle Besichtigungstour beendet hatte, setzte er sich zwischen mich und Julie aufs Sofa. »Wie gefällt's dir denn wieder in der Arbeit?«, fragte er und beendete damit das Gespräch über den Londoner Wohnungsmarkt.

»Das ist eine schwierige Frage«, antwortete ich.

»Du machst immer noch dasselbe, oder?«, fragte Catey munter.

»Na ja …«

»Vorhin im Taxi habe ich Alastair erzählt, was du tust. Ich bin auf das Thema gekommen, weil ich mich gefragt habe, ob du vielleicht etwas über diesen schrecklichen Mord weißt, der kürzlich passiert ist.«

Verblüfft starrte ich sie an. Wie um alles in der Welt konnte Catey – die meines Wissens immer noch in einer Galerie arbeitete – von meiner Verbindung mit dem Lianne-Mord gehört haben?

»Welchen Mord?«

»Den in Hampstead Heath. Die Mutter, die mit ihrer Tochter am Spielplatz war, von einem Moment auf den anderen spurlos verschwand und später tot aufgefunden wurde. Philippa Burton.«

»Nein, damit habe ich nichts zu tun.«

»Es ist wie bei Lady Di. Die Leute legen an der Straße, die nicht weit vom Tatort entlangführt, Blumen nieder. Das Blütenmeer erstreckt sich schon über mehr als hundert Meter. Jemand hat ein Buch hingelegt, in das man sich einschreiben kann. Ali und ich sind hinmarschiert, um uns das Ganze anzusehen. Es ist wirklich außergewöhnlich.

Der Verkehr kommt zum Erliegen, überall sieht man Polizisten, und die Leute stehen Schlange. Die Frauen haben teilweise geweint, manche Männer ihre Kinder auf die Schultern gehoben, damit sie auch etwas sehen konnten. Warum machen die Leute so was?«

»Wie denkst du darüber, Francis? Als Fachmann, meine ich.«

Er sah mich bestürzt an. »Das ist natürlich nicht so ganz mein Ressort. Vielleicht glauben die Leute, dass ein Ort, an dem etwas passiert ist, egal, ob etwas Gutes oder Schlechtes, eine besondere Energie ausstrahlt. Wie Hitze. Die Leute gehen hin, um etwas von dieser Energie abzubekommen.«

»Außerdem ist es aufregend«, fügte ich hinzu. »Die Leute wollen möglichst nah ran, um das Gefühl zu haben, an dem ganzen Drama beteiligt zu sein.«

»Bestimmt nehmen viele wirklich Anteil«, meldete sich Julie zu Wort. »Die Leute waren bestürzt, als sie davon hörten, und wollen das auch zeigen. Da ist nichts Schlimmes dran, oder?«

»Nein«, antwortete ich und sah zu Catey hinüber. »Der Mord, an dem ich arbeite, ist an einem Ort passiert, wo niemand Blumen niederlegt.«

»Warum?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Das Opfer war eine Obdachlose. Ihre Leiche ist unten am Kanal gefunden worden. Ich glaube nicht, dass an ihrem Tod jemand Anteil genommen hat.«

»Das ist traurig«, sagte Catey, verfolgte das Thema aber nicht weiter.

Nachdem Will Pavic um zehn nach neun noch immer nicht erschienen war, beschloss ich, mit dem Essen nicht

länger zu warten. Auf Julies Drängen hin ließen wir den Platz neben ihr frei, falls er doch noch auftauchen sollte. Das mit Olivenöl marinierte Gemüse und das exotische Brot, das Julie irgendwo erstanden hatte, schmeckten ganz ausgezeichnet. Es war wie in einem Nobelrestaurant, nur mit dem zusätzlichen Vorteil, auf seinen eigenen Stühlen sitzen zu können. Das Risotto hatte noch einen wundervollen Biss und war mit Sauerampfer gewürzt, den ich immer für ein Unkraut gehalten hatte. Catey war ungemein beeindruckt. Das Lob, das Julie für ihre Kochkünste einheimste, schien irgendwie auch mir zu gelten, als wäre ich der Impresario der ganzen Veranstaltung.

Wir waren mit dem Hauptgang fast fertig, als es klingelte. Will stand in Jeans, einem blauen Hemd und Turnschuhen vor der Tür, eine Jacke unter dem Arm. Plötzlich fühlte ich mich overdressed, was absolut lächerlich war. Schließlich war er derjenige, der ein schlechtes Gewissen haben sollte. »Ich hatte einen schlimmen Tag«, erklärte er. »Ich hätte anrufen und absagen sollen, aber ich hatte Ihre Nummer nicht.«

»Sie steht im Telefonbuch«, antwortete ich knapp. »Obwohl, ich weiß gar nicht, ob sie da noch steht, aber Sie hätten sie bestimmt irgendwie in Erfahrung bringen können. Kommen Sie rein. Leider haben wir mit dem Essen schon angefangen.«

Er folgte mir nach oben. Im helleren Licht meines Wohnzimmers wirkte er müde und abgespannt. Ich stellte ihn den Leuten am Tisch vor, die plötzlich einen etwas belämmerten Eindruck machten, als hätten wir sie bei einer heimlichen Nascherei ertappt. Julie stand mit einem charmanten Lächeln auf, schüttelte seine Hand, ließ sie nicht mehr los und führte ihn an seinen Platz neben ihr. Im Vorbeigehen warf er seine Jacke aufs Sofa.

»Sie werden sich ganz schön ins Zeug legen müssen, um uns einzuholen«, sagte Julie. »Haben Sie was dagegen, wenn ich Ihnen von allem was auf den Teller tue?« Er schüttelte lächelnd den Kopf. »Rot oder weiß?«

»Egal.«

Während der nächsten Minuten aß er ruhig vor sich hin, wobei er hin und wieder in die Runde blickte, sich ansonsten aber hauptsächlich auf sein Essen konzentrierte.

»Vielleicht sollten wir versuchen, Will über den Stand der Gespräche in Kenntnis zu setzen«, schlug Julie vor. »Wie in einer Seifenoper. Wir haben über diese Wohngegend hier gesprochen. Ich habe meine üblichen Geschichten über meine Reisen durch die Welt vom Stapel gelassen. Sie kennen das alles noch nicht, Will, ich werd's Ihnen später erzählen. Und Catey und Alastair haben sich die Stelle angesehen, wo in Hampstead Heath jemand ermordet worden ist, und sich ins Erinnerungsbuch eingeschrieben …«

»Das haben wir gar nicht –«

»… und Alastair hat gerade über seine Arbeit in der City gesprochen.«

Pavic wandte sich an Alastair. »Wo arbeiten Sie denn?«

»Cheapside, gleich um die Ecke.«

»Für welche Firma?«

Alastair sah ihn verblüfft an.

»Hamble's.«

»Pierre Dyson.«

»Ja, stimmt«, antwortete Alastair. »Ich meine, ich kenne ihn nicht persönlich, aber ja, er ist der Chef. Kennen Sie ihn?«

»Ja.«

Beide Männer schwiegen einen Moment. »Entschuldigen Sie«, sagte Alastair dann. »Wie war noch mal Ihr Name?«

»Will Pavic«, antwortete ich.

»Warten Sie, warten Sie! Ich erinnere mich. Wahl Baker, stimmt's?«

Will machte inzwischen einen etwas verlegenen Eindruck.

»Ja, stimmt.«

»Es ist mir eine Ehre, Sie kennen zu lernen, Will. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.«

»Du meinst, von dem Jugendhaus?«, mischte ich mich ein.

»Nein, nein«, entgegnete Alastair in verächtlichem Ton. »Ich möchte deinen Gast nicht in Verlegenheit bringen, aber er hat zehn Jahre lang den Wahl-Baker-Fonds geleitet. Legendäre Jahre. Fantastisch.«

»So fantastisch war das gar nicht«, gab Will gelassen zurück.

»Da bin ich anderer Meinung«, widersprach Alastair.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie in der City gearbeitet haben«, sagte ich.

»Tu ich ja auch nicht mehr«, antwortete Will. Dann schwieg er, und das Gespräch entwickelte sich in eine andere Richtung.

Während des restlichen Essens warf ich immer mal wieder einen verstohlenen Blick zu Julie und Pavic hinüber. Ich bekam Bruchstücke ihrer Unterhaltung mit, erst ging es um irgendwas in Mexiko, dann um etwas anderes in Thailand. Seine Antworten waren knapp, und ich konnte nicht verstehen, was er sagte.

Nach dem Essen zogen wir mit einer Tasse Kaffee oder

Tee aufs Sofa um. Catey trank einen Kräutertee, der ziemlich medizinisch roch. Will bestand darauf, vorher noch rasch den Tisch abzuräumen, und so kam es, dass wir uns allein in der Küche wieder fanden.

»Nicht so ganz Ihre Art Leute, nehme ich an«, sagte ich.

Er lächelte nicht. »Was wissen Sie schon über meine Art Leute? Die vier scheinen mir ganz in Ordnung zu sein.«

»Ich habe damit auch mich gemeint.«

Nun musste er doch lächeln, wenn auch ein wenig sarkastisch, wie mir schien.

»Aber Julie ist nett, nicht wahr?«, bemerkte ich pflichtschuldig.

»Ja, sie scheint wirklich recht nett zu sein.«

Einen Moment lang schwiegen wir beide. »Ich kann gar nicht glauben, dass Sie Ihren Job in der City mit diesem Jugendhaus in Kersey Town vertauscht haben«, sagte ich dann.

»Sie kennen das Leben in der City?«, erwiderte er.

»Ich kenne Kersey Town.«

»Zum damaligen Zeitpunkt hielt ich es für eine gute Idee.«

»Und inzwischen?«

Er öffnete den Mund, klappte ihn aber gleich wieder zu. Offenbar hatte er es sich anders überlegt. »Sie müssen entschuldigen«, erklärte er. »Ich glaube, das ist ein zu großes Thema für diese Küche und diesen Abend.«

»Dann bin ich wohl diejenige, die sich entschuldigen sollte«, entgegnete ich. »Übrigens habe ich mit jemandem gesprochen, der Sie kennt.«

In seinen Augen flackerte eine Spur von Interesse auf. »Ach, ja?«

»Ein Detective namens Furth. Er arbeitet an dem Lianne-Fall. Kennen Sie ihn?«

»Ja.«

»Er hat mich vor Ihnen gewarnt.«

»Das sieht ihm ähnlich.«

»Ich mag ihn auch nicht.«

Vorsichtig stapelte Will die Teller neben dem Spülbecken und wandte sich dann zu mir um. »Ich weiß nicht, was Sie wollen, Kit, aber es ist mir egal, was Sie über die Polizei oder sonst jemanden denken.«

Das war's. Ich warf mein Handtuch auf den Küchentisch und trat einen kämpferischen Schritt auf ihn zu. »Wieso, zum Teufel, sind Sie dann überhaupt gekommen? Erst sind Sie schon zu spät, und dann lümmeln Sie wie ein Teenager mit mürrischer Miene in der Ecke und geben sarkastische Kommentare von sich. Sie bilden sich ein, etwas Besseres zu sein als ich, stimmt's?«

Will schob stirnrunzelnd die Hände in die Hosentaschen.

»Ich bin gekommen, weil mich Ihre Freundin mit ihrer Einladung so überrascht hat, dass ich gar nicht wusste, wie mir geschah. Und dass ich zu spät gekommen bin, tut mir Leid. Wie gesagt, ich hatte einen schlimmen Tag.«

»Ich hatte auch einen schlimmen Tag.«

»Ich werde jetzt nicht mit Ihnen streiten, wer den schlimmeren Tag hatte.«

»Ich bin nicht Ihr Feind«, erklärte ich.

»Nein?« Er verließ die Küche. Ich folgte ihm, sodass wir fast gemeinsam das Wohnzimmer betraten. Ich war puterrot im Gesicht und sehr wütend. Wie er aussah, weiß ich nicht.

»Wir haben gerade festgestellt«, sagte Catey, »wie erstaunlich es doch ist, dass Sie Ihren fantastischen Job

aufgegeben haben, um stattdessen in diesem Jugendhaus zu arbeiten.«

Ich befürchtete schon, dass er zu Catey genauso ekelhaft sein würde wie eben in der Küche zu mir, aber sein Gesichtsausdruck wirkte fast gütig. »So erstaunlich war das gar nicht«, antwortete er. Dann wandte er sich an Alastair. »Warum geben Sie Ihren schönen Job nicht auf?«

Alastair starrte ihn verblüfft an. »Na ja, weil, ich weiß nicht recht … Ich nehme an, weil ich es nicht will.«

Will breitete die Hände aus. »Ich *wollte* es. Das ist alles.«

Julie kam – nein, sie schwebte, wenn es überhaupt ein Wort dafür gibt – mit einer Tasse Kaffee auf ihn zu und reichte sie ihm. »Warum sind Sie zu Kit so aggressiv?«, wollte sie wissen.

Er zuckte zusammen und sah fast verstohlen zu mir herüber.

»Aggressiv?«, fragte er. »Vielleicht bin ich überempfindlich. Als ich mit dem Jugendhaus anfing, habe ich mir von den Leuten Hilfe erwartet, unter anderem von der Polizei, von Sozialarbeitern. Aber da kam nichts. Inzwischen will ich nur noch, dass sie uns in Ruhe lassen. Deswegen fauche ich die Leute manchmal ein bisschen an.«

»Ich will doch nur helfen.« Ich hörte selbst, wie erbärmlich meine Worte klangen.

»Sie kommen zu spät«, antwortete er. »Sie ist tot. Ich bin auch zu spät gekommen.« Er lächelte traurig. »Sehen Sie, da haben wir wenigstens eins gemeinsam.« Nach einem ersten vorsichtigen Schluck von seinem Kaffee stürzte er gleich die ganze Tasse hinunter. »Sie müssen entschuldigen«, sagte er. »Ich gehe jetzt wohl lieber.«

»Nein«, widersprach ich. »Nicht meinetwegen.«

»Es ist nicht Ihretwegen. Ich bin zurzeit nur nicht in der Verfassung für Geselligkeit.«

Er verabschiedete sich recht manierlich von allen und machte Julie ein Kompliment wegen des Essens. Sie begleitete ihn hinaus. Als sie zurückkam, murmelte sie mir zu: »Die Suche geht weiter!« Ich schaffte es, mit einem prustenden Lachen zu reagieren, war aber in Wirklichkeit ziemlich erschüttert und zog mich unter dem Vorwand, für Kaffeenachschub zu sorgen, in die Küche zurück, wo ich den ganzen Abwasch erledigte. Als ich mit der Kaffeekanne ins Wohnzimmer zurückkehrte, sah ich, dass mein Plan, mich bei diesen Leuten zu rächen, nicht so ganz funktioniert hatte. Francis sprach gerade über sich selbst, Julie über den Anblick des Taj Mahal in der Abenddämmerung, Catey über Alastair, und Alastair saß mit bescheidener Miene daneben. Ich musste nichts weiter tun als Kaffee nachschenken und meinen eigenen trinken.

Als sie nach einer halben Ewigkeit aufbrachen, wurden Unheil verkündende Rufe laut, dass wir uns bald wieder sehen müssten, und Francis und Alastair tauschten auf der Treppe sogar ihre Telefonnummern aus – eine Albtraumvision. Was, wenn all die Leute, die mir einzeln schon Magenschmerzen bereiteten, sich nun verbündeten, um mir noch schwerer im Magen zu liegen?

Endlich waren Julie und ich allein. Ich zog ein Gesicht. »Tut mir Leid, dass ich dir das angetan habe«, sagte ich.

»Wieso denn?«, antwortete sie. »Ich fand sie nett. Und sie finden dich nett. Du liegst ihnen allen am Herzen – du hast Glück, so viele Freunde zu haben.« Einen kurzen Moment lang klang sie fast neidisch. »Ich sollte mich bei dir entschuldigen. Mein Pavic-Plan hat nicht funktioniert.«

»Ist doch egal. Der Plan war okay, Pavic selbst ist das

Problem.« Lächelnd griff sie nach ihrem Glas und leerte es. Dann legte sie mir eine Hand auf die Wange und küsste mich ganz leicht auf den Mund. »Falls ich jemals zur Lesbe mutiere«, erklärte sie, »wirst du die Erste sein, bei der ich einen Annäherungsversuch mache. Gute Nacht.«

14. KAPITEL

In einem Punkt hatte ich Recht gehabt – das Stöhnen *war* von der Zeugin gekommen, oder zumindest *ein* Stöhnen. Ein Polizeibeamter rief Mary Gould an, und sie sagte, sie sei sich nicht sicher, doch, ja, es sei schon möglich, dass sie aufgeschrien habe, als sie das arme Mädchen sah, doch, je länger sie darüber nachdenke, ja, jetzt sei sie sicher, sie habe tatsächlich aufgeschrien. Sie bekomme deswegen doch keine Schwierigkeiten, oder?

Die Annahme, Lianne sei am Kanal getötet worden, war also falsch gewesen.

»Was bedeutet«, sagte ich zu Furth, »dass kein Grund besteht, Doll mehr zu verdächtigen als jeden anderen. Stimmt's?«

»Lady«, antwortete er und reckte mir das Gesicht entgegen, sodass ich die gelben Flecken an seinen Zähnen sehen konnte, die Bartakne an seinem Hals, die feinen Linien um seinen Mund, »das ist doch alles Zeitverschwendung! Sie ist am Kanal ermordet worden, und zwar von Doll.«

»Trotzdem wäre es die Mühe wert, sich andere Mordfälle anzusehen, meinen Sie nicht?«

»Das haben wir schon getan. Gil und Sandra haben heute Vormittag vier Stunden damit zugebracht, die ungeklärten Londoner Mordfälle der letzten sechs Monate durchzugehen, sind aber auf keine Parallelen gestoßen. So viel zu Ihrer Theorie. Tut mir Leid. Wir können Ihnen nur diese eine Leiche bieten, keine spektakulären Serienmorde.«

»Wonach haben Sie im Einzelnen gesucht?«, fragte ich.

»Wie Sie wissen, sind wir ausgebildete Kriminalbeamte. Nach Ähnlichkeiten im Hinblick auf Tötungsart, Opfer, Tatort. All diese Dinge. Da war nichts. Keine Stadtstreicherinnen, keine verstümmelten Leichen, keine vergleichbaren Tatorte. Nichts. Null Komma nichts.«

»Kann ich mir die Fälle auch mal ansehen?«

Er rieb sich seufzend die Augen. »Sie sollen uns helfen und nicht bei der Arbeit behindern. Was erwarten Sie sich davon?«

»Ich betrachte die Dinge aus einer anderen Perspektive«, antwortete ich sanft.

Er zuckte müde mit den Achseln. »Wenn Sie gern Ihre Zeit verschwenden, bitte, das ist Ihre Sache.«

»Es sind also viele?«

»Um die dreißig, es sei denn, Sie wollen Ihre Suche auf die Bronx ausweiten.«

»Wie kann ich Einblick in die Fälle bekommen?«

»Wir werden einen Beamten bitten, seine Jagd auf Verbrecher einzustellen, dann können Sie an den freien PC.«

»Wann?«

Er warf einen Blick auf seine Uhr und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Dann antwortete er: »In einer halben Stunde oder so.«

»Danke.«

»Darf ich Sie was fragen?« Sein Ton klang jetzt ernster.

»Was?«

»Sind Sie immer sicher, dass Sie Recht haben?«

Ich blinzelte ihn an, spürte leichte Panik in mir aufsteigen.

»Sie täuschen sich«, erwiderte ich. »Ich bin niemals

sicher. Das ist genau der Punkt.«

Bei dreizehn der ungeklärten Mordfälle handelte es sich um junge Männer, die spät nachts oder in den frühen Morgenstunden getötet worden waren, vor Nachtklubs, Pubs, nach Fußballspielen oder Partys. Ich überflog ihre Akten: zu Tode geprügelt, erstochen, mit einer zerbrochenen Flasche am Kopf verletzt. In zwölf der dreizehn Fälle hatten die Opfer große Mengen Alkohol konsumiert. Der dreizehnte war ein neunzehnjähriger Schwarzer, den man mit zerschmettertem Schädel unter seinem Fahrrad gefunden hatte. Überfahren. Möglicherweise ein Unfall, unter Umständen ein ausländerfeindlicher Übergriff.

Zwei Prostituierte, von denen die eine tot in ihrem kleinen Zimmer über einer Kebabbude gefunden worden war. Die Besitzer hatten sich gewundert, wo der Geruch herkam. Die zweite war auf einem Stück Ödland in Summertown zu Tode geprügelt worden. Nicht weit weg von Lianne. Bei ihr zögerte ich kurz: Jade Brett, zweiundzwanzig, HIV-positiv, keine Angehörigen. Wahrscheinlich nicht, aber ich machte mir eine Notiz. Des Weiteren waren unter den Toten mehrere Obdachlose, Alkoholiker mit ruinierter Leber, die tot neben Parkbänken oder in den Ladeneingängen gefunden worden waren, wo sie üblicherweise schliefen. Es lagen auch mehrere ungeklärte Morde an Kindern vor, wobei die Polizei ihre Ermittlungen in allen Fällen, von einer Ausnahme abgesehen, auf Familienmitglieder und Bekannte konzentrierte. Für den Lianne-Fall waren sie ohnehin nicht relevant.

Dann gab es da natürlich noch Philippa Burton, zweiunddreißig, Mittelklasse, respektabel, inzwischen berühmt wegen ihrer Ermordung. Ihr Name war der einzige, den ich kannte. Die anderen waren den Zeitungen

nicht mehr als ein paar Zeilen auf Seite fünf wert. Ich sah mir die Einzelheiten ihres Falls an. Wie ich bereits wusste, war sie in Hampstead Heath von dem Spielplatz verschwunden, auf dem ihre kleine Tochter gespielt hatte, und mehrere Stunden später am abgelegenen, wilden Ende des Heidegebiets entdeckt worden, wo sie mit dem Gesicht nach unten zwischen Bäumen und Büschen lag. Sie war mit einem Stein, den man wenige Meter von ihr entfernt fand, mehrere Male auf den Kopf geschlagen worden. Außerdem hatte sie einen Schnitt an der linken Wange und leichte Blutergüsse an den Handgelenken. Sie war nicht vergewaltigt worden. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass es sich um einen Sexualmord handelte.

Ich rieb mir die Augen und starrte auf den Bildschirm. Dann griff ich nach dem Telefon und tippte Furths Durchwahl.

»Ich würde mir gern die Leiche von Philippa Burton ansehen. Und ihre komplette Akte.«

»Was?«

Es war kein »Was haben Sie gesagt?«, sondern ein »Was, zum Teufel, faseln Sie da eigentlich?«

»Kann ich?«

»Warum?«, wiederholte er schwer atmend.

»Weil ich es möchte.«

»Wollen Sie uns verarschen, Doktor? Hat das alles vielleicht etwas mit Ihrer Arbeit in der Klinik zu tun?«

»Mir ist klar, dass –«

»Wollen Sie wissen, was ich denke?«

»Was?«

»Sie haben ein Problem. Seit Dolls Attacke. Andere Leute haben das auch schon festgestellt.«

»Warum haben Sie mich dann zu Rate gezogen?«

»Das frage ich mich schon die ganze Zeit.«

»Fakt ist, dass ich hier bin. Kann ich die Leiche sehen?«

»Nur weil es für Sie interessant wäre? Vergessen Sie's!«

Mit diesen Worten legte er einfach auf. Ich starrte ein paar Sekunden auf den Computerbildschirm, dann griff ich erneut nach dem Haustelefon und bat darum, mit Oban verbunden zu werden.

»Kann ich kurz mit Ihnen reden?«

»Klar. Jetzt gleich?«

»Ja, bitte.«

»In Ordnung.«

Oban hatte die Hände aneinander gelegt und sah mich über seine Fingerspitzen hinweg ruhig an. Seine Augen schienen mir heller denn je. Er ließ sich ein paar Sekunden Zeit, ehe er antwortete. »Ich verstehe nicht so recht, wonach Sie suchen, Kit.«

Ich schwieg – es gab auch nicht viel zu sagen, weil ich es ja selbst nicht wusste, und das Gefühl, dass ich mich höchstwahrscheinlich lächerlich machte, zur Freude des ganzen Polizeireviers, wurde immer stärker.

»Sie haben davon gesprochen, nicht von falschen Annahmen auszugehen. Nun gehen Sie selbst von der Annahme aus, dass Liannes Mörder noch jemand anderen umgebracht hat. Warum? Sie glauben, es könnte eine Verbindung zum Fall Pippa Burton geben. Warum? Das müssen Sie mir schon erklären, Kit.« Gegen seinen sanften, höflichen Ton kam ich viel schwerer an als gegen Furths grobe Art.

»Ich bin keineswegs der Meinung, dass ich von derartigen Annahmen ausgehe«, entgegnete ich. »Ich sage doch nur, dass wir, wenn Lianne nicht am Kanal ermordet

worden ist – und es gibt keinen Grund, das noch länger zu glauben –, Möglichkeiten in Betracht ziehen müssen, die wir vorher vielleicht übersehen haben.«

Oban bewies sehr viel Geduld mit mir. »Gesetzt den Fall, Sie haben Recht. Ignorieren wir mal die Tatsache, dass Furths Team die Akten bereits durchgesehen hat. Warum Pippa Burton? Ich sehe da keinerlei Parallelen, nur Unterschiede.« Er begann sie an den Fingern abzuzählen: »Die Opfer unterscheiden sich, ebenso die Mordarten, die Fundorte der Leichen, die Stadtteile, in der die Fundorte liegen. Außerdem sollten Sie bedenken, dass es hier auch um interne Politik geht. Sie haben bei uns was gut. Wir hatten ziemliche Schuldgefühle wegen des Unfalls, Sie wissen schon. Bestimmt wollen Sie diesen Bonus nicht ganz verspielen.«

Wieder gab ich keine Antwort. Es gelang mir, seinem Blick standzuhalten.

»Also gut«, meinte er schließlich seufzend. »Sehen Sie sich die Leiche an.«

»Danke.«

»Der Fall liegt natürlich nicht in unserem Zuständigkeitsbereich, aber das dürfte kein Problem sein. Ich werde dafür sorgen, dass Furth es für Sie arrangiert – auch wenn er darüber nicht glücklich sein wird. Ich weiß, dass er ein Idiot ist, aber er hat ebenfalls ein gutes Gespür. Er liegt damit nicht immer daneben.« Er musterte mich prüfend, ohne zu lächeln.

»Na ja …« Ich brachte ein Lachen zustande, das mehr wie ein Schluchzen klang.

»Warum ist dieser Fall für Sie so wichtig, Kit?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich versuche nur, gründlich zu sein.«

»Wie ich höre, haben Sie mit Will Pavic gesprochen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ein recht dubioser Typ. Wissen Sie, dass er früher ein großes Tier in der City war?«

»Ich habe so was läuten hören.«

»Ich kenne auch nicht alle Einzelheiten, aber er hatte eine Art Zusammenbruch und warf alles hin. Danach hat er versucht, die Mutter Teresa von Nord-London zu werden.«

»Das klingt doch recht gut.«

»So einfach ist das nicht. Der Typ hat den Boden unter den Füßen verloren.« Wieder musterte er mich mit prüfendem Blick. »Der Polizei gegenüber ist er auch nicht gerade freundlich gesinnt.«

»Das scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen«, gab ich trocken zurück.

»Wir haben nur versucht, ihn dazu zu bringen, die Gesetze zu befolgen wie alle anderen. Lassen Sie sich von seinem Charme nicht täuschen.«

Endlich etwas, das mich zum Lächeln brachte. Ich musste an unser Abendessen denken, an Pavics Stoppelkopf und die Verachtung in seinen Augen. »Keine Angst, da besteht keine Gefahr.«

Oban hatte Recht. Furth hatte Recht. Warum war ich dann nicht ihrer Meinung? Ich starrte wieder auf Philippa Burtons Körper, einen schlanken, glatten Körper mit runden Hüften, hohen Brüsten und leichten Dehnungsstreifen am Bauch, wahrscheinlich von der Geburt ihrer Tochter. Die Hände waren schmal und anmutig, die manikürten Fingernägel perlmuttrosa lackiert, passend zu den Zehennägeln. Ihr Körper war unversehrt, abgesehen von den Blutergüssen rund um ihre

zarten Handgelenke. Sie lag da wie eine schöne Statue, in die Falten eines Lakens drapiert, aber der Kopf, der zu diesem glatten Torso gehörte, war auf der linken Seite zertrümmert. Ihr goldblondes Haar war mit dunklem Blut verklebt.

Ich verspürte nicht den Wunsch, sie zu berühren oder länger neben ihrem Körper zu verharren. Sie besaß einen Mann und eine Tochter, die um sie trauerten, sowie Dutzende schockierter Freunde. Dazu kam eine Menge Fremder, die in ihre Vorstellung von dieser Frau verliebt war. Die Zeitungen hatten Artikel über sie gebracht, Politiker Schlange gestanden, um dieser vorbildlichen Mutter Tribut zu zollen, die so brutal von einem teuflischen Monster aus dem Leben gerissen worden war. Und wir dürfen nicht ruhen, bis er gefasst ist, und so weiter. Tausende von Menschen hatten an dem Ort, wo man ihre Leiche gefunden hatte, Berge von Blumen und Plüschtieren niedergelegt. Hunderte würden zu ihrer Beerdigung kommen. Wildfremde Menschen würden Blumen schicken. Trotzdem konnte ich mich nicht losreißen, musste sie weiter anstarren, weil ich so ein seltsames Gefühl hatte, wie ein Jucken, das sich nicht wegkratzen ließ. Sie war mit dem Gesicht nach unten gefunden worden, genau wie Lianne. Sogar ich wusste, dass das nicht ausreichte, um die beiden Fälle miteinander in Verbindung zu bringen. Trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, dass sich da ein Bezug herstellen ließ. Wenn es mir nur endlich gelänge, mit einem anderen Blickwinkel an die Sache heranzugehen.

Ich verließ die Leichenhalle und entschloss mich zu einem Spaziergang über die Heide. Obwohl es nicht regnete, war es ein trister, grauer Tag. Das Gras fühlte sich nass an, und auch von den Bäumen tropfte ständig Wasser herunter. Es waren nicht viele Leute unterwegs, bloß ein

paar Jogger und Hundebesitzer, die Stöcke ins moorige Unterholz warfen. Ich marschierte schnellen Schritts dahin, vorbei am Spielplatz und an den Teichen, den Hügel hinauf, wo die Leute an sonnigen Tagen Drachen steigen ließen. Ich hatte kein richtiges Ziel, ging einfach nur im Kreis herum, während die Gedanken in meinem Kopf ebenfalls ziellos kreisten.

15. KAPITEL

Eine Gruppe von Detectives misstraute mir bereits. Nun musste ich mich mit einem zweiten Team herumschlagen. Zumindest gehörte es zum selben Revier – was angesichts der Meinung, die man von mir hatte, gar nicht so gut war. Oban war trotz seiner Bedenken nett, sprach mit dem Leiter der im Mordfall Philippa Burton ermittelnden Einsatzgruppe und sagte freundliche Dinge über mich, was dazu führte, dass ich binnen eines Tages Detective Chief Inspector Vic Renborn gegenübersaß. Er war ein großer, kahlköpfiger Mann, der nur noch einen ganz kleinen Rest rötlichen Haars über den Ohren und am Hinterkopf hatte. Mit seinem leuchtend roten Gesicht bot er einen beängstigenden Anblick. Ich konnte mir vorstellen, dass Ärzte Wetten darüber abschlossen, ob ihn zuerst der Herzinfarkt oder der Schlaganfall ereilen würde. Beim Reden keuchte er leicht, als wäre der anstrengende Akt, mir die Türe zu öffnen, bereits zu viel für ihn gewesen.

»Oban sagt, Sie interessieren sich für Philippa«, begann er, als würde er beiläufig von einer Freundin nebenan sprechen.

»Ja.«

»Alle interessieren sich für Philippa.«

»Ich weiß.«

»Ich habe uniformierte Beamte im Einsatz, die rund um die Stelle, wo sie gefunden wurde, den Verkehr regeln und die Menschenmassen in Zaum halten. Wir waren gezwungen, Ampeln aufzustellen und einen provisorischen Parkplatz anzulegen. Die Leute kommen aus dem ganzen Land angereist und legen Botschaften und

Blumen nieder. Eben hatte ich einen kanadischen Gerichtsmediziner am Telefon. Er hält sich zur Zeit in London auf, um für ein Buch zu werben, und hat uns seine Dienste angeboten. Genau wie ein Astronom. Ist das korrekt?« Er blickte fragend zu einer Beamtin hinüber, die mit einem Laptop in der Ecke saß.

»Ein Astrologe, Sir.«

»Ein Astrologe. Und ein paar Leute mit übersinnlicher Wahrnehmung. Eine Frau hat letzten Monat von dem Mord geträumt. Eine andere hat behauptet, den Mörder identifizieren zu können, wenn wir ihr ein Stück blutgetränkte Kleidung geben. Die von der Presse schnüffeln überall herum. Hier geht's zu wie im Tollhaus. Ich kann mich wirklich glücklich schätzen. Alle wollen mir helfen. Dabei habe ich noch rein gar nichts in der Hand. Und zu allem Überfluss zieht noch mein Büro um, sodass ich nicht mal einen Ort habe, an dem ich mich verstecken kann. Sind Sie hier, um mir zu helfen?«

»Ich habe mit diesem Fall im Grunde nichts zu tun.«

»Wahrscheinlich sollte ich jetzt erleichtert sein. Oban sagt, Sie unterstützen ihn bei den Ermittlungen im Fall einer Stadtstreicherin, die tot am Kanal gefunden wurde.«

»Das stimmt«, antwortete ich. »Ihretwegen haben sich keine Leute mit übersinnlicher Wahrnehmung gemeldet. Um sie schert sich keiner.«

»Was wollen Sie mit Philippa Burton?«

»Das weiß ich selbst noch nicht so genau.«

»Hängt es damit zusammen, dass es sich um einen spektakulären Fall handelt?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich wollte Sie nur darüber informieren, dass ich bereits einen psychologischen Berater habe. Seb Weiler – kennen

Sie ihn?«

»Ja.«

»Ein fähiger Mann?«

Ich zögerte einen Moment. »Ich bin nicht hier, um mit ihm zu konkurrieren«, antwortete ich diplomatisch.

»Unser Problem ist, dass wir nur eine Zeugin haben, und die ist erst drei Jahre alt.«

»Hat sie was gesagt?«

»Jede Menge. Sie mag Erdbeereis, *Der König der Löwen* und kleine Plüschtiere. Sie verabscheut Avocados und laute Geräusche. Wir haben eine Kinderpsychologin engagiert, die ihre Zeit damit verbringt, Sandkuchen mit der Kleinen zu backen oder irgendwas in der Art. Eine Frau namens Westwood. Kennen Sie sie?«

»Ja, ich kenne Dr. Westwood.« Mein Herz begann unangenehm hektisch zu schlagen. Ich hatte keine Lust, Renborn zu verraten, dass Bella Westwood sogar meine Lehrerin gewesen war. Wir hatten sie alle verehrt – eine junge, beeindruckende und intelligente Frau, die oft mit süffisanter Miene auf ihrem Pult saß und ihre schlanken Beine baumeln ließ, während sie unterrichtete –, und es würde mir immer schwer fallen, sie als mir gleichgestellt zu betrachten. Einmal Lehrerin, immer Lehrerin. Wenn ich siebzig und sie achtzig wäre, würde sie immer noch die Frau sein, die mir an den Rand meiner Seminararbeit geschrieben hatte: »Hüten Sie sich davor, Instinkt und Hypothese zu verwechseln, Katherine.« Jetzt war ich im Begriff, mich in ihre Welt zu drängen, womöglich sogar ihr Urteil in Zweifel zu ziehen.

»Also, was wollen Sie?«, fragte Renborn.

»Ich würde gern mit dem Ehemann reden. Vielleicht auch mit dem Kind, falls das möglich ist.«

Er runzelte die Stirn. »Ich persönlich wüsste nicht, was dagegen sprechen sollte. Aber wegen des Mädchens müssten Sie sich an Dr. Westwood wenden. Ich weiß nicht, ob Sie sie in ihre Nähe lassen wird. Es gibt komplizierte Regeln, was man zu ihr sagen darf und was nicht. Ich verstehe davon sowieso nichts.«

»Kein Problem«, antwortete ich. »Fragen Sie Dr. Westwood. Mal sehen, was sie sagt.«

»In Ordnung«, antwortete Renborn. »Wir geben Ihnen dann Bescheid.«

»Ich warte.«

Renborn stieß einen Grunzlaut aus. »Meinetwegen«, sagte er. »Wenn Sie so freundlich wären, einen Moment hinauszugehen, dann rufe ich sie gleich an.«

Mir blieb kaum genug Zeit, einen Schluck Wasser aus dem Kühlapparat auf dem Gang zu trinken. Renborn wirkte verblüfft und nicht gerade erfreut, als er aus seinem Büro kam.

»Kennen Sie Dr. Westwood?«, fragte er mich wieder.

»Ist schon eine Weile her«, antwortete ich ausweichend.

»Hmm«, meinte er. »Ich war sicher, dass Sie Ihnen eine Abfuhr erteilen würde. Hat sie bisher bei allen anderen gemacht. Sie haben bei ihr wohl einen Stein im Brett?« Letzteres sagte er mit einer leicht ironischen Miene.

»Dann geht das also in Ordnung?«

»Sie wird heute Nachmittag mit Ihnen hinfahren.«

»Vielen Dank.« Im Geist änderte ich bereits meinen Zeitplan für den Tag.

»Hören Sie«, fügte er hinzu, »ich habe keinen blassen Schimmer, was Sie im Schilde führen, aber wenn Sie auf irgendwas stoßen, dann sagen Sie es bitte zuallererst mir. Ich wäre sehr enttäuscht, wenn ich es auf der Titelseite der

Daily Mail lesen müsste.«

»Ich möchte nur helfen«, antwortete ich. Noch während ich es sagte, wurde mir bewusst, dass ich dieselben Worte auch bei Pavic verwendet hatte. Mein neuer Slogan. Klang ziemlich melancholisch.

»Na, bitte«, stellte Renborn in traurigem Tonfall fest. »Nun reden Sie wieder wie ein Astronom.«

»Astrologe«, korrigierte ihn die Beamtin.

»Ich wollte Sie nur testen.«

»Wie geht es Ihnen, Kit?«, fragte Bella, während sie mich mit einem mitfühlenden Blick musterte. Ich konnte mich daran erinnern, dass sie mir Blumen ins Krankenhaus geschickt hatte und dazu eine Karte mit einer Zeichnung von einer Frau, die sich vorbeugte und ihr langes Haar bürstete. Bellas Handschrift war kühn und schwungvoll. Ich hatte die Blumen behalten, bis sie ganz verwelkt waren. Es war mir immer wichtig gewesen, dass Bella gut von mir dachte. Man brauchte kein Psychologe zu sein, um zu wissen, dass sie und Rosa meine Mutterfiguren waren, in meinen Augen sowohl für Autorität als auch für Trost standen, »Besser, glaube ich.«

Wir standen mit Bellas zerbeulter alter Kiste im Stau, sodass sie sich zu mir umdrehen konnte, ohne unser Leben aufs Spiel zu setzen. Sie hatte ein schmales Gesicht, mittlerweile Krähenfüße um die Augen, winzige Fältchen über der Oberlippe und graue Strähnen in ihrer üppigen braunen Lockenmähne. Sie war auf eine raffinierte Art gekleidet. In ihrer dunklen Hose und dem hellbraunen Pulli besaß sie Schick und strahlte eine gewisse Professionalität, aber auch Lässigkeit aus, ohne gleich abschreckend zu wirken.

»Danke, dass Sie mich mit Emily reden lassen.«

»Ich würde es nicht tun, wenn ich der Meinung wäre, dass Sie sich ihr gegenüber ungeschickt verhalten könnten – muss aber sagen, dass ich nicht weiß, worauf Sie eigentlich hinauswollen.«

Als ich zu einer Antwort ansetzte, brachte sie mich mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Ich habe grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden, solange Sie das Kind nicht verwirren oder stressen, was Sie aber bestimmt nicht tun werden, da bin ich mir sicher.« In diesem Satz schwang eine Warnung mit. Sie brauchte nicht explizit zu werden. »Mein Job besteht einzig und allein darin, mit Emily zu sprechen und ihr, falls nötig, Hilfe anzubieten. Die polizeilichen Ermittlungen fallen nicht in meinen Zuständigkeitsbereich.« Und in Ihren auch nicht. Diesen Zusatz brauchte sie gar nicht laut hinzuzufügen.

»Wie sind Sie bisher vorgegangen?«

»Ich habe sie gefragt, woran sie sich erinnert.«

»Einfach so.«

»Warum nicht? Ich weiß, was Sie jetzt denken – dass das zu einfach klingt und wenig Erfolg verheißt. Letztes Jahr musste ich mich um einen vierjährigen Jungen kümmern, der sich in der Wohnung befand, als seine Mutter vergewaltigt und anschließend ermordet wurde. Er hatte acht Stunden allein mit ihrer Leiche verbracht und ein so schlimmes Trauma erlitten, dass er kaum mehr sprechen konnte. Erinnern Sie sich an den Fall?«

Ich nickte. »Da standen wir vor dem Problem, Damien zu heilen und gleichzeitig herauszufinden, was er gesehen hatte. Ein sehr komplexer Fall, der eine Menge indirekter Strategien erforderte. Spiele, Zeichnungen, Geschichten, Sie kennen das ja. Emily dagegen ist von ihrer Mutter lediglich am Spielplatz zurückgelassen worden. Sie hat

kein Trauma, keine offenkundigen Seelenqualen. Meine Fragen haben sie nicht irritiert, und allem Anschein nach gab es in ihrem Fall auch nichts zu erinnern. Sie spielte mit den anderen Mädchen, und dann war ihre Mutter plötzlich nicht mehr da. Das war der Teil, der ihr Kummer bereitet hat, aber vom eigentlichen Verschwinden ihrer Mutter oder ihrer Entführung oder was auch immer es war, scheint sie nichts mitbekommen zu haben.«

»Dreijährige sind nicht sehr gut darin, auf direkte Fragen zu antworten.«

Bella lachte.

»Keine Sorge«, meinte sie. »Ich habe mit ihr gespielt. Ich habe sie im Umgang mit ihren Freundinnen beobachtet, beim Spielen mit ihren Beanie Babies. Manchmal, so frustrierend das auch sein mag, müssen wir uns eingestehen, dass unsere ganze Sensibilität und alle cleveren Tricks nichts bringen, wenn es nichts zu entdecken gibt.«

Wir fuhren durch Hampstead, bis wir ganz oben auf dem Hügel waren, und dann auf der anderen Seite wieder hinunter, durch eine wohlhabende Gegend, die ich noch nicht kannte. Bella bog in eine ruhige Straße ein und parkte vor einem Haus.

»Emily und ihr Vater sind bei Philippas Mutter untergeschlüpft. Sie selbst wohnen nicht weit entfernt. Wenn ich richtig informiert bin, soll das möglichst nicht publik werden.«

»Geht die Polizei davon aus, dass sie in Gefahr sind?«

»Es ist hauptsächlich wegen der Presse, glaube ich.«

Bella blieb noch einen Moment im Wagen sitzen. Ich blickte zu dem großen Haus hinüber. »Philippas Mutter muss ziemlich reich sein«, stellte ich fest, obwohl das offensichtlich war.

»Sehr«, antwortete Bella. Sie trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad herum. »Hören Sie, Kit, haben Sie irgendwelche Informationen, die diesen Fall betreffen?«

»Ich weiß es nicht.«

Bella musterte mich mit einem Anflug von Besorgnis. Sie versuchte sich einen Reim auf mein Verhalten zu machen. Konnte es sein, dass ich verrückt geworden war? Mit angespannter Miene öffnete sie die Tür.

Ich sprach mit Jeremy Burton in dem schönen Garten hinter dem Haus seiner Schwiegermutter, wo sich rundum gepflegte Blumenbeete und weicher Rasen erstreckten. Bella hatte mich vage als Mitarbeiterin vorgestellt und es dabei belassen. Ich wusste, dass er für eine Art Softwarefirma arbeitete. Wenn ich richtig informiert war, gehörte ihm sogar ein Großteil davon. Er war achtunddreißig, sah aber älter aus. Sein Haar war bereits grau, sein Gesicht wirkte angespannt, seine Augen waren blutunterlaufen. »Gibt es irgendwelche neuen Erkenntnisse?«, fragte er mich.

»Tut mir Leid«, antwortete ich. »Darüber weiß ich nicht Bescheid, da muss ich Sie an die Polizei verweisen.«

»Die einzigen Polizisten, die ich zu sehen bekomme, sind uniformierte Beamte. Bestimmt schleicht hier irgendwo einer herum. Die wissen aber nichts. Ich fühle mich … ich tappe völlig im Dunkeln.« Er rieb sich das Gesicht.

»Ich glaube nicht, dass sie große Fortschritte gemacht haben.«

»Sie werden ihn nicht erwischen«, erklärte er.

»Wieso sagen Sie das?«

»Heißt es das nicht immer? Wenn sie den Mörder nicht

gleich finden, dann finden sie ihn meist gar nicht?«

»Es wird zumindest schwieriger«, räumte ich ein.

»Also, was kann ich für Sie tun?«, wechselte er das Thema.

»Das mit Ihrer Frau tut mir ausgesprochen Leid.«

»Danke.« Er blinzelte, als hätte er etwas im Auge.

»Es muss ein Schock gewesen sein. Wo waren Sie, als Sie davon erfuhren?«

»Ich habe das alles schon so viele Male gesagt, dass es mir gar nicht mehr wie die Wahrheit vorkommt.« Er schwieg einen Moment und brachte dann ein trauriges Lächeln zustande. »Sie müssen entschuldigen, ich stehe im Moment einfach völlig neben mir. Ich war zu Hause. Normalerweise arbeite ich mindestens einen Tag pro Woche von zu Hause aus.«

»Hatte Philippa Kummer? Verzeihen Sie, ist es überhaupt in Ordnung, wenn ich sie Philippa nenne? Es erscheint mir seltsam, auf diese Weise über jemanden zu sprechen, den man gar nicht gekannt hat, aber wenn ich sie Mrs. Burton nenne, komme ich mir vor wie eine Finanzbeamtin.«

»Vielen Dank.«

»Wofür?«

»Dafür, dass Sie fragen. In den Zeitungen nennen sie meine Frau Pippa, müssen Sie wissen. Dabei ist sie in ihrem ganzen Leben nie Pippa genannt worden. Ich habe sie manchmal Phil genannt. Jetzt ist es die Tragödie von Pippa – Pippa dies, Pippa das. Ich glaube, sie benutzen diese Abkürzung nur, weil sie besser in eine Schlagzeile passt. Philippa hat zu viele Buchstaben.«

Seufzend fuhr er sich mit einer Hand durchs Haar. »Und um auf Ihre Frage zu antworten, nein, sie schien mir

keinen Kummer zu haben. Sie war guter Dinge. Wie immer. Es war alles ganz normal, nicht anders als sonst. Wir waren glücklich miteinander – auch wenn es mir jetzt manchmal so vorkommt, als könnte ich mich gar nicht mehr richtig erinnern.«

»Mr. Burton …«

»Ich verstehe nicht so recht, was Phils Befinden mit ihrem Tod zu tun haben könnte.«

»Es geht mir um Verhaltensmuster. Im Grunde stelle ich nur dieselbe Frage, die Sie sich bestimmt auch stellen, nämlich: Warum sie?«

»Alles war ganz normal«, antwortete er, klang dabei aber nicht ärgerlich, nur verwirrt. »Normale Laune, normaler Gemütszustand, normale Verhaltensmuster. Wissen Sie, wenn ich das sage und Sie mich dabei so eindringlich ansehen, klingt plötzlich alles verdächtig und seltsam. Überhaupt, was ist eigentlich normal?«

»Gab es im Leben Ihrer Frau so etwas wie feste Abläufe?«

»Ich denke schon. Sie kümmerte sich um Em und um das Haus, besuchte Freunde oder ihre Mutter, ging einkaufen. Sorgte dafür, dass in unserem gemeinsamen Leben alles reibungslos lief. Wir waren ein recht traditionelles Paar, müssen Sie wissen.«

»Hat sie letzte Woche Freunde besucht?«

»Das habe ich der Polizei schon gesagt. Sie hat ihre Mutter besucht und sich mit Tess Jarrett getroffen.« Ich merkte mir den Namen.

»Wenn ihr etwas Kummer bereitet hätte, hätte sie Ihnen davon erzählt?«

»Dr. …«

»Quinn. Kit Quinn.«

»Richtig. Sie hatte keinen Kummer. Sie ist von einem Wahnsinnigen ermordet worden. Das sagen alle. Hören Sie, ich weiß wirklich nicht, was Sie von mir wollen. Alle wollen was von mir. Die Polizei will, dass ich im Fernsehen in Tränen ausbreche und gestehe, dass ich es war. Die Presse will auch weiß Gott was. Emily will – nun ja, sie will wissen, wann ihre Mami wieder nach Hause kommt, nehme ich an. Ich weiß es nicht.« Seufzend sah er mich aus seinen blutunterlaufenen Augen an. »Ich weiß es nicht«, wiederholte er.

»Was wollen Sie?«, fragte ich. Er rieb sich die Augen. Er wirkte müde und traurig. »Ich möchte mit Emily nach Hause fahren, wieder in die Arbeit gehen, in Ruhe gelassen werden. Ich möchte, dass alles wieder seinen normalen Gang geht.«

»Was natürlich nicht möglich ist.«

»Ich weiß«, antwortete er müde. »Ich weiß. Am liebsten würde ich eines Morgens aufwachen und feststellen, dass alles nur ein Traum war. Dabei kann ich mich tatsächlich jeden Morgen nach dem Aufwachen einen Moment lang nicht erinnern, aber dann fällt es mir wieder ein. Können Sie sich vorstellen, was für ein Gefühl das ist? Sich das Ganze immer wieder von neuem bewusst zu machen?«

Ich schwieg einen Moment, und er starrte auf das Gras.

»War Ihre Frau jemals im sozialen Bereich tätig? Vielleicht mit Pflegekindern oder so was in der Art?«

»Nein. Sie hat in einem Auktionshaus gearbeitet, als wir uns kennen lernten, aber damit hat sie aufgehört, als Emily kam.«

»Sie hatte keine Verbindungen zum Stadtteil Kersey Town?«

»Vielleicht ist sie dort mal in eine U-Bahn gestiegen.«

Meine Gedanken begannen von neuem zu kreisen, um immer wieder am selben Punkt anzukommen: Was hatte es für einen Sinn, Jeremy Burton über den Charakter seiner Frau auszufragen, wenn sie das Opfer eines willkürlichen Überfalls geworden war? Schließlich stand ich auf. »Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mit mir gesprochen haben«, sagte ich und reichte ihm die Hand. »Sie müssen entschuldigen, meine Fragen haben sich bestimmt ein wenig seltsam angehört.«

»Nicht seltsamer als die meisten anderen, die mir in letzter Zeit gestellt worden sind. Eine Zeitung hat mir fünfzigtausend Pfund geboten. Sie wollten von mir hören, wie es für einen Mann ist, wenn seine Ehefrau ermordet wird.«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Ich war sprachlos. Ich habe einfach aufgelegt. Aber Sie wollten noch mit Emily sprechen. Sie hat auch keine Verbindungen nach Kersey Town, das kann ich Ihnen gleich sagen.«

»Es wird nur eine Minute dauern.«

»Pam, meine Schwiegermutter, wird Sie zu ihr bringen.«

Eine gut aussehende grauhaarige Dame wartete bereits an der Verandatür, die in die Küche führte. Ihr Gesicht hatte eine aschgraue Blässe, die Farbe einer Frau, die großen Kummer durchlitten hatte. Jeremy Burton stellte uns vor. »Das mit Ihrer Tochter tut mir sehr Leid«, sagte ich. »Danke«, antwortete sie und neigte dabei leicht den Kopf.

»Dr. Quinn möchte mit Emily sprechen«, erklärte Burton.

»Wozu?«

»Nur einen Moment«, beruhigte ich sie.

Pam Vere führte mich einen Flur entlang. »Emily hat gerade Besuch von einer Freundin. Kann sie bleiben?«

»Natürlich.«

Pam öffnete die Tür. Auf dem Teppichboden kauerten zwei kleine Mädchen, gerade damit beschäftigt, ein paar Plüschtiere im Kreis aufzustellen. Zwei Mädchen, eine mit dunkelbraunen Zöpfen, die andere mit hellbraunen Locken. Einen Moment lang wusste ich nicht, welche Emily war, und spürte einen Stich in der Herzgegend. Es war wie ein Lotteriespiel. Welche von beiden würde als diejenige ausgewählt werden, deren Mutter auf brutale Weise ermordet worden war? Pam trat auf das dunkelhaarige Mädchen zu. »Emily«, sagte sie, »da ist jemand, der mit dir sprechen möchte.«

Das kleine Mädchen blickte mit ängstlich gerunzelter Stirn zu mir auf. Ich setzte mich neben sie. »Hallo, Emily. Mein Name ist Kit. Wie heißt denn deine Freundin?«

»Ich bin Becky«, antwortete die Freundin. »Becky Jane Tomlinson.«

Becky begann sofort zu plaudern. Nacheinander wurden mir sämtliche Plüschtiere vorgestellt. Als Allerletztes kamen die guten und die bösen Bären.

»Warum sind die bösen Bären böse?«, fragte ich.

»Weil sie eben böse sind.«

»Was macht ihr mit den Spielsachen?«

»Spielen«, antwortete Emily.

»Nimmst du sie auch manchmal mit zum Spielplatz?«, hakte ich nach. »Nimmst du sie mit auf die Schaukeln und in den Sandkasten?«

»Das hat mich alles schon Bella gefragt«, antwortete Emily.

Ich lachte verblüfft.

»Du bist ein kluges Mädchen, Emily«, sagte ich. »Es tut mir Leid, dass deine Mami gestorben ist.«

»Granny sagt, sie ist bei den Engeln.«

»Und was sagst du?«

»Oh, ich glaube nicht, dass sie so weit geflogen ist. Sie kommt bestimmt zurück.«

Ich schaute zu Pam Vere hoch und sah auf ihrem Gesicht einen Ausdruck so großer Qual, dass ich sofort meinen Blick abwandte. »Sag mal, darf ich irgendwann wiederkommen? Wenn mir noch was einfällt, was ich dich fragen möchte?«

»Meinetwegen«, antwortete Emily, die sich bereits wieder ihrem Spiel widmete. Sie hob einen Koala mit traurigen Augen hoch, presste ihre Lippen an seine schwarze Plastiknase und summte dabei leise vor sich hin. »Ich bin stolz auf dich«, hörte ich sie plötzlich flüstern. »So stolz.«

16. KAPITEL

Müde fuhr ich durch die Abgaswolken der Rushhour nach Hause. Ich war froh, dass Julie nicht da war. Sie hatte etwas von einem Vorstellungsgespräch bei einer Plattenfirma gesagt – auch wenn mir schleierhaft war, was sie als Mathelehrerin und Weltenbummlerin über die Musikbranche wusste. Ich öffnete die Fenster, um die frische Abendluft hereinzulassen. Aus dem Garten hinter dem Haus drangen Kinderstimmen. Ich ging ins Bad, drehte den Hahn auf und schüttete ein wenig Badeöl ins Wasser. Dann zog ich meine Sachen aus, die sich nach diesem anstrengenden Tag ziemlich schmutzig anfühlten, und ließ mich in die Wanne gleiten. Ich lehnte mich mit geschlossenen Augen zurück. Nach wenigen Momenten klingelte das Telefon. Verdammt, ich hatte den Anrufbeantworter nicht eingeschaltet. Warum klingelten Telefone immer dann, wenn man gerade in der Wanne lag? Ich wartete, aber es hörte nicht zu läuten auf. Schließlich stieg ich heraus, schlang ein Handtuch um mich und ging ins Wohnzimmer, eine Spur aus nassen Fußabdrücken hinterlassend.

»Hallo?« Auf meinen Armen zerplatzten kleine Seifenblasen.

»Spreche ich mit Kit Quinn?« Die Verbindung war schlecht, offenbar ein Handygespräch.

»Am Apparat.«

»Hier ist Will Pavic.«

»Oh«, sagte ich in das Schweigen hinein, das auf seine Worte folgte.

»Ich wollte mich wegen kürzlich entschuldigen.«

»Nur zu.«

»Was?«

»Sie haben doch gerade gesagt, Sie wollen sich entschuldigen.«

Am anderen Ende der Leitung zischte es, ob aus Wut oder Spaß, konnte ich nicht sagen. »Es tut mir Leid, dass ich so ungesellig war. So, nun haben Sie Ihre Entschuldigung.«

»Sie waren allem Anschein nach sehr müde, und es war sowieso eine blöde Einladung. Vergessen Sie's einfach. Spielt wirklich keine Rolle.«

»Vielleicht kann ich Ihnen doch ein bisschen über Lianne erzählen.«

Ich hielt vor Überraschung die Luft an. »Ja?«

»Es ist wirklich nicht viel, aber … na ja, ich bin ungefähr einen Kilometer von Ihrer Wohnung entfernt, und deswegen habe ich mir gedacht, ich könnte genauso gut auf einen Sprung vorbeikommen. Nur für ein paar Minuten. Falls Sie nicht gerade Gäste haben.«

»Nein, es passt wunderbar. Ich bin allein.« Wehmütig dachte ich an meine Badewanne voll seidenweichem Wasser. »Dann bis gleich. Ach, übrigens, wie sind Sie an meine Nummer gekommen?«

»Sie hatten Recht. Es war gar nicht so schwierig.«

Ich zog den Stöpsel aus der Wanne und schlüpfte in eine alte Jeans und irgendein Oberteil. Ich würde Will Pavics wegen bestimmt keinen Aufwand treiben. Während ich auf ihn wartete, schaltete ich die Fernsehnachrichten an, um zu sehen, ob es etwas Neues über Philippa Burton gab. Mittlerweile war sie von der Hauptstory an die dritte Stelle gerutscht: Noch immer suchte die Polizei die Gegend nach

Hinweisen ab, noch immer wurden dort, wo man ihre Leiche gefunden hatte, Blumen und Plüschtiere niedergelegt. Sie brachten ein neues Foto von ihr, das sie in weiten Leinenshorts und einem T-Shirt auf einem Hügel zeigte, lachend und mit wehendem Haar, die Arme um ihre kleine, dunkeläugige Tochter gelegt.

Ich musste daran denken, wie Emily ihr Gesicht im Plüschfell ihres Koala vergraben und dabei Worte ihrer Mutter geflüstert hatte: »Ich bin so stolz auf dich.« Vielleicht hatte meine Mutter auch solche Sachen zu mir gesagt, bevor sie gestorben war. Mein Vater war, was solche Einzelheiten betraf, nie sehr gut gewesen – er hatte bloß stirnrunzelnd gemeint: »Na ja, sie hat dich natürlich sehr lieb gehabt«, als wäre das genug. Dabei hatte ich immer so viel mehr wissen wollen: all die dämlichen Verkleinerungsformen und Koseworte, die Spiele, die sie mit mir gespielt hatte, die Art und Weise, wie sie mich gehalten und getragen, die Hoffnungen, die sie gehegt hatte. Mein ganzes Leben lang hatte ich mir diese Dinge selbst ausgedacht. Wenn ich in der Schule gut war, sagte ich mir, wie zufrieden meine Mutter gewesen wäre. Als ich Ärztin wurde, fragte ich mich, ob sie sich das wohl für mich gewünscht hätte. Noch heute, wenn ich in den Spiegel blicke, rede ich mir oft ein, dass es nicht mein Spiegelbild, sondern das meiner Mutter ist, und dass sie nach so vielen Jahren des Wartens endlich vor mir steht und mich anlächelt.

Es klingelte.

Diesmal trug Will einen dunklen Anzug, aber keine Krawatte. Seine Augen waren rot gerändert, seine Haut kalkweiß. Er sah aus, als brauchte er dringend Schlaf.

»Möchten Sie einen Drink?«, fragte ich.

»Nein, danke. Vielleicht einen Kaffee.« Er stand mitten

im Wohnzimmer und schien sich ziemlich unbehaglich zu fühlen.

Ich machte ihm einen Kaffee und schenkte mir selbst ein Glas Wein ein. »Milch? Zucker?«

»Weder noch, danke.«

»Einen Keks?«

»Nein, danke, gar nichts.«

»Wieso setzen Sie sich nicht? Oder wollen Sie Ihre Information im Stehen loswerden und gleich wieder gehen?«

Er verzog ein wenig das Gesicht und ließ sich dann auf dem Sofa nieder. Ich nahm auf dem Sessel ihm gegenüber Platz und widerstand dem Drang, das Schweigen, das sich zwischen uns ausbreitete, mit Smalltalk zu füllen.

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass ich Lianne nicht wirklich gut kannte.«

»Ja, das haben Sie.«

»Und das stimmt auch. Durch meine Türen kommen jede Woche Dutzende von Jugendlichen. Falls nötig, gewähren wir ihnen Unterschlupf und informieren sie über ihre Möglichkeiten. Wir bringen sie auch mit verschiedenen Organisationen zusammen, wenn sie das möchten, aber wir stellen ihnen keine unerwünschten Fragen. Das ist mir ein sehr großes Anliegen – eigentlich war das überhaupt der Grund, warum ich das Tyndale Centre gegründet habe. Wir versuchen ihnen nicht zu sagen, was für sie am besten ist. Wir fällen kein Urteil über sie – alle anderen tun das, wir nicht. Wir setzen bestimmte Grundregeln fest, aber darüber hinaus stellen wir keine Forderungen an sie. So habe ich das Zentrum konzipiert – als einen Ort, an dem diese jungen Leute Zeit und Freiraum haben, über sich selbst nachzudenken, auch

wenn sie dabei unter Umständen schmerzhafte Fehlentscheidungen für ihr Leben treffen –« Er hielt abrupt inne. »Aber das tut alles nichts zur Sache.«

»Nein, sagen Sie das nicht, ehrlich –«

»Lianne ist im letzten halben Jahr dreimal im Centre gewesen«, unterbrach er mich. »Die ersten beiden Male war sie recht optimistisch, was ihre Zukunft betraf. Sie sagte, sie wolle Köchin werden – erfahrungsgemäß will etwa ein Fünftel aller Kinder, die in Pflegeheimen aufwachsen, Koch oder Köchin werden. Wir haben ihr Infoblätter über entsprechende Kurse in die Hand gedrückt, ein paar Tipps gegeben, solche Dinge. Als sie aber das dritte und letzte Mal kam, machte sie auf mich einen sehr deprimierten Eindruck. Als hätte sie einen richtigen Dämpfer bekommen. Sie wirkte in sich gekehrt und teilnahmslos.«

»Haben Sie eine Ahnung, was der Grund gewesen sein könnte?«

Er trank seinen Kaffee aus und starrte auf den Boden seiner Tasse. »Ein paar Wochen zuvor hatte ihre beste Freundin Selbstmord begangen.«

»Wie alt war sie?«

»Vierzehn oder fünfzehn. Vielleicht auch sechzehn. Genau weiß ich es nicht.«

»Woher kannten sich die beiden?«

»Keine Ahnung. Einmal sind sie gemeinsam ins Centre gekommen, kannten sich aber allem Anschein nach schon länger. Wahrscheinlich hingen sie einfach an denselben Orten herum.«

»Warum hat sie es getan?«

Er zuckte mit den Achseln. »Suchen Sie sich einen Grund aus. Man sollte besser fragen, warum es nicht mehr

von ihnen tun. Daisy.«

»So hat sie geheißen?«

»Daisy Gill. Klingt irgendwie fröhlich, finden Sie nicht?«

Und zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, entwischte ihm ein richtiges Lächeln – wehmütig und sehr kurz, aber ehrlich. Als ich es erwiderte, wandte er den Blick ab und starrte durch das Fenster auf meine grasbewachsene Pestgrube.

»Darf ich Ihnen vielleicht doch ein Glas Wein anbieten?«

»Jetzt verfügen Sie über eine weitere Information«, antwortete er, ohne auf meine Frage einzugehen. »Sie können sie dem hinzufügen, was Sie bereits wissen. Erstens: Lianne hatte Sorgen. Zweitens: Lianne wurde ermordet.«

»Vielleicht. Wein?«

»Nein, danke, keinen Wein. Genug gesagt. Auf Wiedersehen.«

Rasch stand er auf und streckte mir die Hand hin. Ich ergriff sie. »Danke«, sagte ich, und in dem Moment rauschte Julie herein. Ihr Gesicht wirkte strahlend und aufgeregt, sie hatte bereits den Mund geöffnet, um mir etwas zu erzählen. Verwirrt starrte sie uns an.

»Was für eine Überraschung!«, brachte sie schließlich heraus. Will nickte ihr zu. »Ich bin gerade am Gehen.«

»Ein Glas Wein?«, stammelte sie. »Oder Bier?«

»Nein«, antwortete er. »Vielen Dank.«

An der Tür wandte er sich noch einmal um. »Es tut mir Leid, dass ich mich bei Ihrem Abendessen so unmöglich benommen habe. Das Essen war wirklich köstlich.«

Und weg war er.

»Also weißt du«, wandte sich Julie an mich. »Du bist ja ganz schön hinterhältig.«

»Er war ungefähr zwei Minuten da. Er wollte mir etwas über die junge Frau erzählen, die ermordet worden ist.«

»Ja, ja. Ich bin sowieso nicht mehr an ihm interessiert. Der ist mir zu miesepetrig. Möchtest du hören, was es in meinem Leben für Neuigkeiten gibt?«

»Schieß los.«

»Ich hab einen Job.«

»Nein!«

»Doch. In einem Monat fange ich an – ich habe ihnen gesagt, bis dahin hätte ich andere Verpflichtungen.«

»Welche?«

»Keine, das weißt du doch, aber man sollte nie den Eindruck erwecken, als hätte man nichts Besseres zu tun, oder?«

»Herzlichen Glückwunsch, Julie! Ich bin sicher, du wirst deine Sache gut machen – was immer du auch tust.«

»Das weiß ich ehrlich gesagt selbst noch nicht so genau.« Sie kicherte. Dann fügte sie hinzu: »Als Nächstes werde ich mich nach einer Wohnung umsehen.«

»Das hat keine Eile«, entgegnete ich wie aus der Pistole geschossen. Eigentlich hatte ich das gar nicht sagen wollen. Ich würde mich wieder daran gewöhnen müssen, allein zu sein. Für einen Moment schloss ich die Augen.

»Warum versuchst du nicht, ihn zurückzubekommen?«, wollte Julie wissen.

»Was, zum Teufel, meinst du damit?«

»Schrei nicht so! Albie. Ich wette, er vermisst dich auch. Jeder, der halbwegs bei klarem Verstand ist, würde dich vermissen.«

»Ich will ihn gar nicht zurück.« Zu meiner eigenen Überraschung war das gar nicht mehr gelogen. Er war aus eigenem Antrieb gegangen, und wenn er mich vermisste, dann bestimmt in den Armen einer anderen Frau. Deswegen wollte ich ihn auch nicht zurück. Ich wollte einen Mann, der nur mir gehörte. Ich wollte diejenige sein, die er über alles liebte. Das wollen wir doch alle, nicht?

17. KAPITEL

Ich war müde, meine Drüsen waren leicht geschwollen, und mein Hals fühlte sich an, als würde er voller Glasscherben stecken, wenn ich schluckte. Mir war nicht danach zumute, in die Arbeit zu fahren, weswegen ich mein Frühstück, bestehend aus Honigtoast und starkem Tee, noch ein wenig in die Länge zog. Der Küchentisch war von Sonnenlicht überflutet. Am liebsten wäre ich den ganzen Tag dort sitzen geblieben, die Hände um eine warme Tasse gelegt, die Füße in warmen Hausschuhen, den Geräuschen der Straße lauschend. Plötzlich verspürte ich sogar Lust, am helllichten Tag den Fernseher einzuschalten, aber dann klingelte das Telefon. Oban war am Apparat. Er sagte, er wollte mit mir reden. »Schießen Sie los«, antwortete ich.

»Ich meine, persönlich.«

»Wann?«

»Könnten Sie um zehn hier sein?«

Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Ich denke schon. Ich müsste allerdings einen Termin absagen.«

»Gut.«

»Gibt es neue Entwicklungen?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Worum geht es dann?«

»Darüber möchte ich persönlich mit Ihnen sprechen.«

Verwirrt machte ich mich auf den Weg und dachte mir während der ganzen Fahrt positive und negative Szenarien

aus, aber hauptsächlich negative. Was mir dabei einfiel, war bei weitem nicht so schlimm wie das, was ich schließlich vorfand, als ich um Punkt zehn in Obans Büro eintraf. Oban saß an seinem Schreibtisch, wo er definitiv nicht arbeitete, sondern mir bereits erwartungsvoll entgegenblickte. Ich sah, dass er nicht allein war. Eine Frau stand mit dem Rücken zu mir am Fenster. Sie drehte sich um. Es war Bella. Sie sah mich kurz an, wandte den Blick aber gleich wieder ab. Auf dem Sofa an der Wand saß Rosa aus der Welbeck-Klinik.

»Was ist denn das für eine Versammlung?«, fragte ich verblüfft.

Oban lächelte mich verlegen an. »Würden Sie sich bitte setzen, Kit?« Er deutete auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.

Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, kam ich seiner Aufforderung nach, bereute es aber sofort, weil ich mich dadurch in die tiefste Position im Raum gebracht hatte. Oban nickte zu Rosa hinüber.

»Dr. Deitch?«

Rosa biss sich auf die Unterlippe, ein Zeichen dafür, dass ihr das, was sie zu sagen hatte, selbst mehr wehtun würde als mir. Sie beugte sich vor und legte die Hände fast wie zum Gebet aneinander. »Kit, ich möchte klarstellen, dass ich die Schuld an der ganzen Sache allein mir zuschreibe.«

»Welcher Sache?«, fragte ich, weil ich wusste, dass das die Frage war, die sie von mir hören wollte. Ruhig bleiben, Kit, ermahnte ich mich selbst. »Welcher Sache?«, wiederholte ich noch einmal hilflos.

»Wir haben das Gefühl«, sagte Oban und betrachtete mich dabei mit einem gütigen Blick, den ich als schlimmer empfand als alles andere, »beziehungsweise ich habe

dieses Gefühl, und Rosa stimmt mir da zu, dass wir Sie auf ziemlich unfaire Weise in diesen Fall verwickelt haben, ohne angemessene Rücksicht zu nehmen auf, ähm, den Grad Ihrer Sachkenntnis und …«

»Du hast dich in diesen Fall ziemlich reinziehen lassen, nicht wahr, Kit?«, meinte Rosa in sanftem Ton.

»Anfangs«, fuhr Oban fort, »war es eine reine Routinesache, ein kurzes Gutachten über einen Verdächtigen. Wir hatten das Gefühl, dass wir es Ihnen schuldig waren, Sie damit zu betrauen. Und Sie sind dieser Aufgabe ja auch auf bewundernswerte Weise gerecht geworden. Wir stehen nach wie vor tief in Ihrer Schuld. Dann – und ich gebe zu, dass das allein meine Schuld war – habe ich Sie gebeten, intensiver in den Fall einzusteigen. Aber seit kurzem … nun ja, mir sind da ein paar Dinge zu Ohren gekommen …«

»Bella?«, fragte ich und wandte mich zu ihr um.

Ruhig erwiderte Bella meinen Blick. »Ich habe mich nicht über Sie beschwert, Kit, aber nachdem Sie weg waren, habe ich mit Jeremy Burton und der Mutter gesprochen und sah mich leider gezwungen, DCI Renborn zu berichten, dass mir Ihre Gespräche mit den beiden nicht sehr zielgerichtet erschienen. Ich würde Ihre Vorgehensweise als eine Art Fischen im Trüben bezeichnen, konnte aber nicht mal erkennen, ob Sie dabei wirklich nach etwas Konkretem fischten. Es handelt sich hierbei um einen sehr heiklen Fall, dem von allen Seiten große Aufmerksamkeit zuteil wird.«

»Ich weiß«, entgegnete ich. »Ich wollte doch nur –«

»Ich möchte es mit den Worten von Dr. Deitch sagen«, unterbrach mich Oban. »Die Schuld daran, dass Sie in diese belastende Situation gedrängt worden sind, schreibe ich allein mir zu.«

»Sie wollen nicht, dass ich weiter für Sie arbeite?«

Einen Moment lang schwiegen alle. »Wir sind der Meinung, dass es zu früh für dich war«, meldete sich Rosa zu Wort. »Und dass dieser spezielle Fall bei dir einen wunden Punkt berührt hat.«

»Wie meinst du das?«

»Rosa hat mir ein wenig von Ihrer Kindheit erzählt«, erklärte Oban. Ich starrte Rosa an.

»Kit, ich habe zu Dan lediglich gesagt, dass persönliche Umstände – der frühe Verlust der Mutter – vielleicht in mancher Hinsicht …«, ihr Gesicht lief rot an, »… nun ja, bis zu einem gewissen Grad dein Urteilsvermögen beeinträchtigt haben könnten.«

»Oh.« Ein paar Minuten lang saß ich sprachlos da, nun ebenfalls mit brennenden Wangen. Dann schluckte ich heftig, was mir ziemliche Qualen bereitete. »Vielleicht hast du Recht. Vielleicht habe ich mich zu sehr engagiert. Die Sache liegt mir tatsächlich am Herzen, und ich weiß nicht, inwieweit das richtig oder falsch ist, aber das bedeutet nicht, dass ich Unrecht habe. Und ich habe die Ermittlungen nicht behindert. Ich habe mir nicht angemaßt, anderen Leuten zu sagen, was sie zu tun haben. Ich habe nur versucht, von einem anderen Blickwinkel an die Dinge heranzugehen.«

»Das mag sein«, antwortete Oban, »aber es handelt sich hier nicht um eine Ihrer akademischen Recherchen. Sie reden, als ob es uns möglich wäre, jedermann die Gelegenheit zu bieten, sich nach Lust und Laune in die Ermittlungen in einem Mordfall einzuklinken und dabei eigene Ziele zu verfolgen. Dem ist aber nicht so. Ich sage das nur ungern, aber in gewisser Weise laufen Sie sehr wohl Gefahr, die Ermittlungen zu behindern. Sie verärgern meine Männer, trampeln auf anderer Leute Terrain herum,

und wie es scheint, Sie müssen wirklich entschuldigen, aber wie es scheint, tun Sie das auch noch ohne erkennbaren Grund. Ich kann ja verstehen, dass Sie wegen dieser Morde verstört sind. Das sind wir alle. Wir wollen alle, dass die Täter gefasst werden. Sie haben uns auch sehr geholfen«, fügte er in etwas sanfterem Tonfall hinzu, »aber nun sind wir der Meinung, dass es an der Zeit ist, auf Ihre Hilfe zu verzichten.«

»Darf ich vorher noch etwas sagen? Bevor ich gehe, meine ich?«

Oban lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Natürlich.«

»Als Allererstes«, begann ich, »möchte ich Sie bitten, ganz kurz, nur mit einem Satz, den Mordfall Lianne zu charakterisieren.«

»Standardfall. Ermordung eines leicht zugänglichen Opfers durch einen Psychopathen«, antwortete er. »Das Verbrechen wurde von jemandem begangen, der Frauen gegenüber pathologische Hass- und Angstgefühle hat. Daher auch die brutalen Stichverletzungen.«

»Und der Mord an Philippa Burton?«

»Völlig anders gelagert. Da weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll. Ihr wurden schwere Verletzungen mit einem stumpfen Gegenstand zugefügt. Sie stellte für den Täter ein Opfer mit hohem Risiko dar. Sie wurde an einem öffentlichen Ort entführt, wo sie sich in Begleitung eines Kindes aufhielt. Ein anderer Typ von Täter, eine andere Methode, ein anderer Tatort, ein anderer Grad der Brutalität. Aber Sie sind offenbar nicht meiner Meinung.«

Ich stand auf. Ich musste wenigstens so tun, als besäße ich so etwas wie Autorität. Ich trat ans Fenster und sah hinaus. Hinter dem Polizeirevier erstreckte sich praktisch Ödland. Neben drei Müllcontainern standen mehrere große Metalltonnen. Berge von alten Brettern lagen

herum, irgendetwas war mit einer Plane abgedeckt. Auf einer Seite hatte sich eine Buddleia durch den Asphalt gekämpft, die sich mittlerweile zu einem großen Strauch mit leuchtenden pinkfarbenen Blüten entwickelt hatte. Schmetterlinge umflatterten sie wie kleine, im Wind tanzende Papierfetzen. Ein hübscher Anblick. Ich wandte mich wieder meinem widerstrebenden Publikum zu. »Als ich die Akten über Philippa Burton durchging, schrillte in meinem Kopf eine Alarmglocke.«

»Wieso, Kit?«, fragte Rosa, während Oban gleichzeitig verkündete: »Wir haben Sie nicht engagiert, irgendwelchen Glocken zu lauschen. Im Fall Philippa Burton rufen uns jeden Tag genügend Leute an, die Glocken läuten hören, weil sie angeblich übersinnliche Fähigkeiten besitzen.«

Ich musste an meine Männergruppe in Market Hill denken, an die Dinge, die sie getan hatten, und an ihre schräge Sicht der Welt. Von ihnen hatte ich so manches gelernt, wovon niemand hier im Raum etwas ahnte. Zumindest das konnte mir keiner nehmen. »Verbrecher hinterlassen eine Art Signatur«, erklärte ich. »Das tun sie immer, auch wenn sie versuchen, sie zu verwischen, denn mit der Signatur eines Mörders verhält es sich ein bisschen so wie mit der Bedeutung eines Gedichts. Es gibt zum einen die vom Dichter selbst beabsichtigte Bedeutung, aber darüber hinaus kann es noch eine verborgene geben, derer sich der Dichter gar nicht bewusst war. Manchmal halten die Verbrecher selbst etwas Bestimmtes für ihre Signatur, aber in Wirklichkeit ist es etwas ganz anderes.« Rasch sprach ich weiter, um mein letztes Argument vorzubringen, bevor sie gänzlich das Interesse verloren. »Was mir im Mordfall Philippa Burton besonders aufgefallen ist, war die Tatsache, dass sie mit dem Gesicht nach unten lag. Genau wie Lianne.«

Ich sah Oban an. Er erwiderte meinen Blick freundlich, fast ein wenig mitleidig. »Ist das alles?«, wollte er wissen. »Darüber haben wir doch schon gesprochen, Kit.«

»Haben Sie jemals einen Menschen, der noch nicht lange tot war, mit dem Gesicht nach oben liegen sehen?«, fragte ich ihn.

»Ja, ich denke schon«, antwortete Oban zögernd.

»Ich habe viele Fotos von solchen Leichen gesehen. Ihre Augen sind offen, starren nach oben. Bestimmt kennen Sie Gemälde, bei denen man das Gefühl hat, als würden einem die Augen der darauf abgebildeten Personen durch den ganzen Raum folgen. Bei den Augen eines Toten ist das Gegenteil der Fall. Sie wirken auf eine hässliche Weise statisch, blicken starr geradeaus, vielleicht sogar vorwurfsvoll. Sicher können Sie sich vorstellen, dass Sie, wenn Sie jemanden umgebracht hätten, den Wunsch verspüren würden, die Leiche mit dem Gesicht nach unten abzulegen, um nicht von ihr angestarrt zu werden.«

»Vielleicht, Kit, aber mit einer Leiche ist es nun mal wie mit einer Butterstulle, sie kann nur auf zwei Arten landen, mit der gebutterten Seite nach oben oder nach unten. Das reicht nicht aus, um darauf eine Theorie aufzubauen.«

»Erinnern Sie sich an die Wunden an Liannes Körper? Wo waren sie?«

»Am Bauch. Magen, Brustkorb, Schultern.«

»An der Vorderseite ihres Körpers. Und trotzdem lag sie mit dem Gesicht nach unten. Das ist, als würde man ein Aquarell malen und es dann verkehrt herum aufhängen, mit der Farbe zur Wand.« Ich blickte zu Rosa hinüber. Sie zog ein Gesicht.

»Ich finde es problematisch«, erklärte sie, »wenn du von diesen Frauen sprichst, als wären sie Kunstwerke.«

»Ich weiß, aber in gewisser Hinsicht sind sie tatsächlich Kunstwerke«, erwiderte ich. »Diese Werke mögen noch so bösartig und stümperhaft sein und keinerlei ästhetischen Wert besitzen, aber es sind trotzdem Kunstwerke, und uns bleibt nichts anderes übrig, als sie zu interpretieren. Wie du weißt, tue ich dasselbe auch im Market-Hill-Hospital. Ich interpretiere Verbrechen, als würde es sich dabei um Symptome und Muster handeln. Ich suche nach Bedeutungen. Wie würden Sie die Wunden bezeichnen, Detective?«

»Brutal«, antwortete Oban. »Das Werk eines Rasenden.«

»Ich würde sie mit ganz anderen Worten beschreiben. Eher mit lauwarm. Präzise. Sogar dekorativ. In mancher Hinsicht sah der Fall durchaus nach einem brutalen Sexualverbrechen aus, aber ich hatte von Anfang an so ein Gefühl, dass es das nicht war.« Ich sah, wie Oban das Gesicht verzog. »Wie gesagt, es gab durchaus Anzeichen für ein Sexualverbrechen – ein derartiger psychopathischer Mord kann eine Art Bestrafung dafür sein, dass sich der Täter durch die Frau sexuell herausgefordert fühlt, aber in solchen Fällen richtet sich seine schreckliche Wut in erster Linie gegen Brüste und Genitalien seines Opfers. Nicht so in diesem Fall. Die Stichverletzungen befanden sich alle oberhalb der Taille und sparten die Brüste gänzlich aus. Diese relativ moderate Art der Verstümmelung kommt sehr selten vor. Trotzdem wurde die Leiche mit dem Gesicht nach unten abgelegt.«

»Das reicht einfach nicht aus, Kit.« Oban verlor allmählich die Geduld. »Wo soll da die Verbindung liegen? Zwei Leichen, die mit dem Gesicht nach unten lagen?«

»Ich kenne eine Reihe von Fällen, die mit dem Mord an Philippa Burton vergleichbar sind. Sie zeichnen sich alle durch große Brutalität aus. Außerdem scheint die

Anwesenheit eines Kindes auf manche Täter einen zusätzlichen Reiz auszuüben, sei es, als eine Art Publikum oder als weiteres Opfer. In diesem Fall aber wollte der Mörder das Kind nicht dabei haben. Als ich mir Philippa Burtons Leichnam ansah, hatte ich das Gefühl, dass auch bei ihr jemand mit relativer Zurückhaltung zu Werke gegangen war. Ich meine, stellen Sie sich die Situation doch mal vor: Sie hassen Frauen, Sie haben gerade eine Frau umgebracht, und Sie halten so was wie einen Hammer in der Hand. Warum nicht ganze Arbeit leisten?«

Oban beugte sich vor und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Kit, Sie liefern uns keine Fakten. Okay, Sie haben da so ein Gefühl. Das mag ja sein, aber ich weiß verdammt noch mal nicht, was ich damit anfangen soll. Tut mir Leid, meine Damen.« Die Damen blickten hoch, aber hauptsächlich, weil er sie Damen genannt hatte. »Ich brauche Fakten, Kit. Meine Leute sind der Meinung, dass Sie unsere Zeit verschwenden. Was soll ich denen sagen, wenn ich nichts Konkretes in der Hand habe?«

Erschöpft rieb ich mir die Augen. Ich war alles losgeworden, was ich zu sagen gehabt hatte, und nun fühlte sich mein Kopf völlig leer an. Oban hatte Recht. Was blieb von all meinen Argumenten letztendlich übrig? Was war zu tun? Ich wollte nicht mehr nachdenken, ich wollte nur noch davonkriechen, aber unter Aufbietung meiner letzten Kraftreserven gelang es mir, noch einen winzigen Gedanken aus meinem Hinterkopf hervorzuzerren.

»Also gut«, sagte ich mit matter Stimme. »Ich bin am Ende. Ich möchte aber noch eines sagen. Wir wissen, dass Liannes Leiche im Kofferraum eines Wagens zu dem Treidelpfad am Kanal gebracht worden ist.«

»Das wissen wir keineswegs«, gab Oban gereizt zurück.

»Und Philippa Burtons Leiche hat man etwa zwei Kilometer von der Stelle entfernt gefunden, wo sie zuletzt lebend gesehen wurde. Was bedeutet, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls in einem Auto an die Fundstelle transportiert worden ist. Haben Sie die beiden Fälle verglichen, was Fasern oder sonstige Spuren betrifft?«

»Nein, das haben wir nicht, wie Sie selbst sehr genau wissen«, antwortete Oban trotzig. »Wir haben sie auch nicht mit den Jack-the-Ripper-Fällen verglichen. Dafür fehlt uns die Zeit.«

»Das ist mein letzter Vorschlag. Werden Sie es tun?«

»Warum sollten wir –«

»Bitte«, sagte ich. Am liebsten hätte ich auf der Stelle losgeheult. »Bitte.«

18. KAPITEL

In meinem Kopf explodierte ein Feuerwerk aus roten und violetten Raketen. Ich weiß nicht, wie es mir gelang, mit hoch erhobenem Haupt das Revier zu verlassen, ohne dass meine Beine unter mir nachgaben. Ich schaffte es sogar noch, der diensthabenden Beamtin am Eingang freundlich zuzunicken, aber als ich meinen Wagen erreichte, zitterten meine Hände so, dass ich den Schlüssel fallen ließ und am Boden danach suchen musste. Meine Augen brannten, als wären sie voller Sand. Ich musste so schnell wie möglich hier weg, irgendwohin, wo ich allein war. Ich wollte nicht, dass mich jemand mit diesem schrecklichen Mitleid im Blick ansah. Ich selbst hatte auch schon Leute auf diese Weise betrachtet. Früher, in einem anderen Leben. Das erschien mir inzwischen so unglaublich weit weg, als würde ich durch das falsche Ende eines Fernrohrs auf meine Vergangenheit blicken.

Ich schaffte es in den Wagen. Eine Minute lang lehnte ich den Kopf gegen die Nackenstütze und schloss die Augen. Ein scheußlicher Kopfschmerz bohrte sich seinen Weg in meine linke Schläfe. Ich ließ den Motor an und fuhr vorsichtig aus dem Parkplatz, den Blick starr geradeaus gerichtet. Ich stellte mir vor, dass die drei mich von ihrem Fenster aus beobachteten und sich dann mit besorgter Miene ansahen. Wie konnte ich ihnen jemals wieder gegenübertreten?

Ich fuhr bis zu dem kleinen dreieckigen Friedhof zwischen dem Delikatessenladen und dem Uhrmacher, der nicht weit von meiner Wohnung entfernt lag. Dort stieg ich aus und ließ mich ins Gras fallen, den Rücken gegen die schöne Rotbuche gelehnt. Albie und ich waren hier

manchmal hergekommen und hatten unter diesem Baum gesessen. Er war noch feucht vom Regen der letzten Nacht, und ich spürte, wie mir die Kälte in die Knochen kroch. Ich wandte mein Gesicht der Sonne zu, die gerade hinter einer grauen Wolke hervorkam. Direkt über mir sang eine Amsel aus voller Kehle. Ich atmete tief ein. Ein, aus, ein, aus. Versuchte, das Gefühl der Panik loszuwerden, das in mir aufstieg.

Nach einer Weile stand ich auf und ging zum Wagen zurück. Meine Beine hatten zu zittern aufgehört, fühlten sich aber an wie Blei. Mein Kopf dröhnte. Bevor ich losfuhr, klappte ich die Blende herunter und betrachtete mich einen Moment im Spiegel. Mein Blick fiel auf die Narbe, die sich weiß an meiner Wange herabschlängelte. Ich beugte mich ein wenig vor, sodass meine Augen nur noch in ihr eigenes Spiegelbild starren konnten.

Ich hoffte, Julie würde nicht zu Hause sein, aber als ich versuchte, meinen Schlüssel ins Schloss zu stecken, kam sie an die Tür und öffnete. Ihre Wangen waren gerötet. Sie warf mir einen ziemlich entnervten Blick zu, sagte aber in munterem Ton:

»Kit! Gut, dass du da bist. Du hast Besuch. Ich habe ihm gesagt, dass ich nicht wisse, wann du zurückkommst, aber er wollte warten. Er hat gesagt, er sei ein Freund von dir.«

Ich zog meine Jacke aus und trat ins Wohnzimmer. Über der Sofalehne sah ich einen männlichen Hinterkopf. Der Besucher erhob sich. »Sie hatten mir versprochen wiederzukommen«, erklärte er mit seiner weichen, hohen Stimme. Michael Doll, in derselben schmuddeligen orangefarbenen Hose, die er auch bei unserem letzten Treffen getragen hatte, und einer alten grauen Weste mit Schweißflecken unter den Achseln.

»Michael!« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Es

war, als hätte mein immer wiederkehrender Albtraum Gestalt angenommen, um sich in einem Winkel meiner Wohnung einzunisten.

»Ich habe auf Sie gewartet«, fügte er in klagendem Tonfall hinzu.

»Woher wissen Sie, wo ich wohne?«

»Ich bin Ihnen mal von der U-Bahn gefolgt«, antwortete er, als wäre dies das Normalste der Welt. »Sie haben mich nicht bemerkt.«

»Ich gehe jetzt«, verkündete Julie. »Ist das in Ordnung, Kit? Oder möchtest du, dass ich bleibe?«

»Wie lange ist er denn schon da?«, flüsterte ich mit dem Rücken zu Michael, der sich wieder auf dem Sofa niedergelassen hatte.

»Eine gute Stunde.«

»O Gott! Gott, das tut mir Leid. Du hättest mich anrufen sollen!«

»Hab ich doch. Ich hab drei Nachrichten auf deinem Handy hinterlassen.«

»O Gott!«, sagte ich noch einmal.

»Geht es dir nicht gut?«

»Doch. Nein. Ich weiß nicht. Du hättest ihn nicht reinlassen sollen.«

»Kit«, meldete sich Michael vom Sofa her zu Wort.

»Auf mich macht er einen recht harmlosen Eindruck, Er hat bloß die ganze Zeit auf meinen Busen gestarrt.«

»Hab ich nicht«, sagte Michael beiläufig, als wäre das sowieso völlig nebensächlich. »Warum sind Sie nicht mehr gekommen, obwohl Sie es mir versprochen hatten?«

»Ich war sehr beschäftigt.«

»Sie haben gesagt, Sie würden mich wieder besuchen.«

»Ich weiß, aber –«

»Man sollte halten, was man verspricht.«

»Ja.«

»Das ist sonst nicht fair.«

»Sie haben Recht.«

Am besten, ich sage so wenig wie möglich, dachte ich. Ich darf nicht zulassen, dass er irgendwelche Ansprüche anmeldet. Und vor allem muss ich zusehen, dass ich ihn aus der Wohnung rauskriege, ohne ihn in Rage zu bringen. Er nickte, als wäre er mit seinen Worten zufrieden, und legte die Hände auf die Knie. An seinem linken Unterarm hatte er eine frische Narbe, am Handgelenk einen hässlichen Schorf.

»Bekomme ich jetzt eine Tasse Kaffee? Ich habe Ihnen auch Kaffee gemacht.«

»Sie haben doch schon drei Tassen getrunken«, warf Julie ein.

»Vier Stück Zucker, bitte.«

»Ich muss noch mal weg, Michael. Tut mir Leid, aber Sie können nicht hier bleiben.«

»Und noch einen von diesen Keksen, die ich vorhin mit Ihrer Freundin gegessen habe.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Ich spürte, wie mir schlecht wurde. »Michael, hören Sie –«

»Und darf ich, na ja, Sie wissen schon, Ihre Toilette benutzen?«

Auf seiner Stirn und über seiner Oberlippe glitzerten kleine Schweißperlen.

»Durch diese Tür.«

Sobald er verschwunden war, drehte ich mich zu Julie

um.

»Hör zu, kannst du mir einen Gefallen tun? Geh mit meinem Handy raus vor die Tür und ruf die Polizei an. Ich gebe dir die Nummer.« Schlagartig wurde mir bewusst, was für eine schreckliche Vorstellung es war, bei den Leuten anzurufen, die mich für verrückt hielten, und sie zu bitten, mich vor dem Mann zu schützen, dessen Verhaftung ich selbst verhindert hatte. Ich vergrub den Kopf in den Händen.

»Kit?«

»Ja. Entschuldige. Es ist nur – ach, Mist! Ich weiß nicht, was ich tun soll. Er ist wahrscheinlich völlig harmlos, aber ich will kein unnötiges Risiko eingehen.«

»Dann gib mir das Telefon.« Sie streckte die Hand aus. »Mach schon, wir ziehen das jetzt durch.«

»Vielleicht tu ich ihm damit etwas Schreckliches an. Oder mir.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon du eigentlich redest, aber wenn er wirklich gefährlich ist, sollten wir zusehen, dass wir ihn hier rausbekommen. Gib mir das Telefon.«

»Nein, warte. Warte einen Moment.« Ich hörte die Klospülung. »Ruf Will Pavic an. Er wird wissen, was zu tun ist.«

»Bist du sicher?«

»Bitte. Mir fällt sonst niemand ein. Ruf ihn von draußen an.«

»Wie lautet seine Nummer?«

»Sie ist im Speicher. Unter Pavic.«

»Okay, okay. Das ist verrückt.«

»Ich weiß. Trotzdem, danke.«

»Was, wenn er nicht da ist oder wenn er –«

Doll kam aus dem Bad, und Julie stürzte zur Wohnungstür hinaus. Dankbar nahm ich zur Kenntnis, dass sie sie nicht hinter sich ins Schloss zog.

»Dann setze ich jetzt rasch den Kessel auf«, verkündete ich übertrieben fröhlich.

»Leben Sie hier allein?«

»Nein.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Warum fragen Sie?«

»Ihre Freundin hat gesagt, dass Sie nicht verheiratet sind.«

»Dann wissen Sie es ja schon.« Ich durfte ihn nicht reizen. Ihn nicht in die Enge treiben. »Vier Stück Zucker, haben Sie gesagt?«

»Und einen Keks.«

»Sind Sie gekommen, um mir etwas Bestimmtes zu erzählen, Michael?«

»Warum haben Sie keinen Teppichboden?«

»Michael, gibt es –«

»Das ist komisch, so ohne Teppichboden. Man hat gar nicht das Gefühl, in einem richtigen Haus zu sein. Sogar im Heim hatten wir in allen Räumen Teppichboden. Meiner war braun. Der Teppich war braun und die Tapete weiß, mit so kleinen Fitzelchen.«

»Raufaser.«

»Ja, genau. Wenn ich im Bett lag, hab ich die Fetzen oft mit meinen Fingernägeln weggezupft. Wenn sie das dann am Morgen bemerkten, bekam ich Dresche, aber ich konnte einfach nicht damit aufhören. Genau wie bei einem Schorf auf der Haut. Ich habe das manchmal stundenlang gemacht. Auf dem ganzen Bett lagen diese kleinen

Papierfetzen herum, sogar unter der Bettdecke. Das ist, als hätte man Krümel im Bett. Zum Teil sieht man sie gar nicht, aber man spürt sie an der Haut. Wissen Sie, was ich meine?«

»Ja«, antwortete ich hilflos. Ich schüttete das kochende Wasser über seinen Kaffee und fügte Milch hinzu. »Hier. Und nehmen Sie sich von den Keksen.«

»Haben Sie zufällig Kippen da?«

Ich ging zu meiner Tasche hinüber und nahm die Zigarettenschachtel heraus, die ich mit mir herumtrug, seit ich ihn in seiner Bude besucht hatte. Es war noch eine Zigarette übrig.

»Hier, nehmen Sie.«

»Streichholz?«

Ich reichte ihm eine Schachtel. Nachdem er sich die Zigarette angezündet hatte, schob er die Streichholzschachtel ein.

»Man musste eigentlich so tun, als würde es einem nichts ausmachen, wenn sie einen schlugen, aber ich habe immer geweint. Sogar noch mit vierzehn, fünfzehn. Ich konnte nicht anders. Heulsuse. Dann haben sie mich ausgelacht, und ich musste noch mehr weinen. Während ich nachts im Bett lag und an der Tapete herumzupfte, habe ich auch geweint, weil ich wusste, dass ich deswegen Schläge bekommen und dann wieder vor allen weinen würde, sodass mich die anderen Jungs noch mehr hänseln konnten.«

Er griff nach seiner Tasse und nahm schlürfend einen Schluck Kaffee. Ein wenig Asche fiel von seiner Zigarette, und er wischte sie von seiner Hose aufs Sofa. »Sie haben keine Ahnung, wie das ist.«

»Nein.«

»Ich weine immer noch. Auf dem Polizeirevier habe ich auch geweint. Haben sie Ihnen das erzählt?«

»Nein.«

»Sie haben mich ausgelacht, als ich weinte.«

»Das war nicht nett.«

»Ich dachte, Sie mögen mich.«

»Michael, ich habe es Ihnen doch erklärt. Ich war sehr beschäftigt.« Ich bemühte mich um einen entschiedenen Ton.

»Ich habe auf Sie gewartet. Ich bin nicht mehr an den Kanal gegangen. Ich habe darauf gewartet, dass Sie wiederkommen und mit mir reden würden.«

»Ich habe gearbeitet.«

»Genau wie die anderen. Ich dachte, Sie wären anders.«

Eine Säule aus Asche fiel auf seine Knie. Er ließ die noch glimmende Zigarettenkippe in seine Kaffeetasse fallen, wo sie zischend ausging. Er wäre in der Lage gewesen, Lianne zu töten, dachte ich. Ohne weiteres. Wenn sie auf einen Annäherungsversuch mit Gelächter reagiert oder über seine Tränen gelacht hätte.

»Kann ich noch eine haben?«

»Das war meine Letzte. Sollen wir zusammen losziehen und welche besorgen?«

»Nicht nötig.« Er zog eine Schachtel aus der Tasche. Sie war fast voll. Er bot mir eine an, aber ich schüttelte den Kopf. »Ich muss gleich weg, Michael«, erklärte ich. Will würde sowieso nicht kommen.

Er runzelte die Stirn. »Noch nicht. Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Worüber?«

»Einfach nur reden. Sie wissen schon. Wie Sie gesagt

haben. Sie haben gesagt, ich könnte Ihnen alles erzählen.«

»Das war ein berufliches Gespräch, Michael«, antwortete ich sanft. Sein Gesicht nahm einen fassungslosen Ausdruck an.

»Das war mein Job.«

»Sie meinen, Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt?«

»Das habe ich damit nicht gemeint.«

»Ich muss immer noch an sie denken.«

»Lianne?«

»Ja. Niemand will hören, was ich zu sagen habe, aber ich war dort, oder etwa nicht? Ich war dort.«

»Vielleicht.«

»Nein, nein, nicht vielleicht. Warum sagen Sie, vielleicht? Ich war dort und …«

Die Tür flog auf. Ich hatte ihn gar nicht kommen hören. Doll sprang erschrocken auf und stieß dabei seine Tasse um. Kaffeesatz und nasse Asche landeten auf dem Boden.

»Hallo, Michael«, sagte Will. Er ging auf Doll zu und gab ihm die Hand. Doll ließ die Hand nicht mehr los.

»Ich habe nichts Falsches getan.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Warum sind Sie dann hier?«

»Dr. Quinn ist eine gute Bekannte von mir.« Er hatte noch nicht in meine Richtung geblickt.

»Sie kennen sich?«, fragte Doll.

»Ja.«

»Dann kennen wir Kit also beide, und ich kenne Sie, und Sie kennen mich. Wir kennen uns alle.« Plötzlich kam er mir in seiner schrecklichen orangefarbenen Hose sehr klein und mager vor. Ich fühlte mich wie eine Idiotin und schämte mich meiner Angst.

»Sie kennen sich?«, fragte ich wie zuvor Doll.

Will drehte sich mit überraschter Miene zu mir um. »Ich dachte, Sie wüssten das. Wenn Sie mal ein bisschen darüber nachdenken, werden Sie feststellen, dass das kein so großer Zufall ist. Wie läuft's mit dem Fischen, Michael?«

»War schon länger nicht mehr«, murmelte Doll.

»Das ist schade, wo das Wetter doch gerade besser wird. Michael ist ein großer Fischer, müssen Sie wissen«, erklärte er mir.

»Ja, ich weiß.«

»Ich fahre in deine Richtung, Michael. Soll ich dich mitnehmen?« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Dann hast du noch ein paar Stunden am Kanal, bevor es dunkel wird.«

»Es macht mir nichts aus, wenn es dunkel ist.«

»Wie auch immer, ich nehme dich auf jeden Fall mit. Dr. Quinn hat bestimmt noch zu arbeiten.«

»Ja«, murmelte ich. »Danke.«

»Geht es Ihnen gut?«

»Ja.«

»Sie sehen aber nicht so aus. Vielleicht sollten Sie ein bisschen besser auf sich aufpassen.« Er warf mir einen scharfen Blick zu.

»Und mal eine Türkette anbringen lassen.«

»Ich habe eine. Julie hat nur … na ja, Sie wissen schon.«

»Sie schleicht draußen herum, in ihren Hausschuhen. Bereit, Michael?«

Gemeinsam verließen sie die Wohnung. Ich beobachtete vom Fenster aus, wie Will Doll auf dem Beifahrersitz Platz nehmen ließ. Doll sagte etwas zu ihm, woraufhin

Will ihm lachend auf die Schulter klopfte. Nachdem er die Beifahrertür geschlossen hatte, sah er zum Fenster empor. Ich formte durchs Glas ein lautloses Danke, auf das er aber nicht reagierte. Er starrte bloß mit gerunzelter Stirn herauf, als könnte er mein Gesicht nicht richtig erkennen. Dann wandte er sich ab.

Julie stürzte herein. »Jetzt musst du mir aber alles ganz genau erzählen!«

»Ich kann nicht«, antwortete ich. »Ich glaube, ich muss mich übergeben.«

19. KAPITEL

Die Pressekonferenz war erst in letzter Minute anberaumt worden, aber es ging zu wie in einem Bienenstock, und kein Raum des Polizeireviers Stretton Green war auch nur annähernd groß genug, obwohl inzwischen gut die Hälfte aller Räume von ihrem Mobiliar befreit worden waren. Der Konferenzraum, der eilig im Shackleton Hotel gleich um die Ecke angemietet worden war, quoll über vor drängelnden Menschen in Anzügen und Kostümen, die alle etwas in ihre Handys schrien. Im Raum war es schrecklich heiß, und ich sah, wie ein Mann in Uniform vergeblich versuchte, ein Fenster zu öffnen. Ich stand ganz hinten, in der Nähe der Tür, durch die zum Glück ein wenig frische Luft hereinwehte.

Vier Männer in grauen Anzügen marschierten zur Tür herein. Oban, Furth, Renborn und Renborns Stellvertreter, Paul Crosby. Sie gingen direkt an mir vorbei, bemerkten mich aber nicht, weil sie von drei uniformierten Beamten und ihrer eigenen Aura geschäftsmäßiger Dringlichkeit abgeschirmt wurden. Eilig bahnten sie sich einen Weg durch die Menge und betraten das Podium. Dort ließen sie sich am Tisch nieder und wurden sofort von Fernsehscheinwerfern angestrahlt, deren grelles Licht sie auf einen Schlag realer wirken ließ als alles andere im Raum. Eine Beamtin brachte ihnen einen Krug Wasser und vier Gläser. Sie tranken alle einen Schluck, ehe sie sich mit ernster Miene an ihr Publikum wandten. Auf dem Tisch stand ein Mikrofon. Oban klopfte mit dem Finger darauf. Es klang, als würde jemand mit einem Teppichklopfer gegen die Wand schlagen. Der Lärm im Raum verstummte wie auf Knopfdruck.

»Meine Damen und Herren«, begann Oban, »die meisten von Ihnen kennen mich bereits. Ich bin Detective Chief Inspector Daniel Oban aus Stretton Green. Ich möchte nicht lange um den heißen Brei herumreden. Wir sind hier, um Sie darüber zu informieren, dass wir bei unseren Ermittlungen im Mordfall Philippa Burton einen wichtigen Schritt vorangekommen sind.«

Leises Stimmengemurmel hob an, und Oban, der einen Sinn für Dramatik besaß, hielt kurz inne. Es war ihm anzusehen, dass er den Moment genoss. »Zehn Tage vor dem Mord an Mrs. Burton wurde eine junge Frau, die ihren Freunden unter dem Namen Lianne bekannt war, an dem Kanalstück, das durch den Stadtteil Kersey Town verläuft, ermordet aufgefunden. Wir sind inzwischen der Meinung, dass diese beiden Morde vom selben Täter begangen wurden.«

Nach diesen Worten nahm er erneut einen Schluck Wasser. Seine Kinnpartie wirkte verspannt. Wahrscheinlich musste er sich beherrschen, nicht unpassenderweise vor Freude zu lächeln, weil seine Worte so viel Aufregung hervorgerufen hatten.

»Wenn Sie mich bitte ausreden lassen würden«, fuhr er fort.

»Eine Folge davon ist, dass wir die bisher unabhängig voneinander geführten Ermittlungen zusammenlegen werden. Da ich zufällig länger im Dienst bin als mein Kollege hier, werde ich die offizielle Leitung übernehmen, aber ich brauche wohl nicht eigens zu betonen, dass Vic Renborn und sein Team bisher hervorragende Arbeit geleistet haben und wir eng zusammenarbeiten werden.«

Er nickte mit ernster Miene zu Renborn hinüber, der ihm mit einem raschen, geschäftsmäßigen Nicken dankte. Sofort schoss in den vorderen Reihen ein Wald von

Händen hoch. Oban deutete auf jemanden, den ich nicht sehen konnte. »Ja, Ken?«

»Worauf gründet sich diese Annahme, dass zwischen den beiden Fällen eine Verbindung besteht?«

»Wie die meisten von Ihnen wissen, dient die Analyse von Fasern für gewöhnlich dem Ziel, eine Verbindung zwischen einer Leiche und einem Verdächtigen herzustellen. In diesem Fall aber haben wir zusammenpassende Fasern auf der Kleidung der beiden Frauen gefunden.«

»Welche Art von Fasern?«

»Ursprünglich sind wir davon ausgegangen, dass man beide Frauen dort umgebracht hat, wo ihre Leichen gefunden wurden. Inzwischen vermuten wir, dass sie an einem anderen Ort getötet und dann mit einem Fahrzeug zu einer relativ abgelegenen Stelle transportiert wurden, wo sich der Täter ihrer Leichen entledigte. Was wir gefunden haben, ist eine Form von …« Oban blickte auf ein vor ihm liegendes Blatt, »… synthetischem Polymer, das beide Leichen aufwiesen.«

Jemand anders stand auf. Eine Frau mit einem Mikrofon.

»Aber wie sind Sie auf diese Verbindung gekommen?«

Nun gestattete sich Oban den Anflug eines Lächelns. »Ein entscheidender Aspekt bei den Ermittlungen in einem Mordfall ist stets die Verwaltung der Informationen und der Informationsfluss zwischen verschiedenen Teilen der Londoner Polizei und darüber hinaus. Ich würde sagen, in diesem Fall hat es mit der Kooperation bisher vorbildlich geklappt, und dafür möchte ich Vic Renborn und seinem Team noch einmal danken.«

»Aber was hat Sie überhaupt dazu bewogen, diese Morde miteinander zu vergleichen? Weisen die beiden Fälle auffallende Ähnlichkeiten auf?«

»Nein, auf den ersten Blick nicht«, antwortete Oban. »Aber es gibt durchaus ein, zwei Verbindungsglieder.«

»Welche zum Beispiel?«

Er machte ein geheimnisvolles Gesicht. »Sie werden hoffentlich verstehen, dass wir darüber zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht sprechen möchten.«

»Können Sie etwas über den Tätertypus sagen, nach dem Sie suchen?« Oban sah zu Renborn hinüber. »Vic? Möchten Sie das vielleicht übernehmen?«

»Gern«, antwortete Renborn mit einem bescheidenen Lächeln. »Was wir in diesen beiden Fällen zu erkennen glauben, nennt sich Progression. Das erste Opfer, Lianne, war das, was wir ein leichtes Ziel nennen. Sie war eine Ausreißerin, die in Jugendherbergen übernachtete und in einer Welt der Drogen und der Prostitution lebte. Sie war verwundbar und für den Täter eine leichte Beute. Bei Philippa Burton war er bereits kühner. Ich sage nichts gegen Lianne, die natürlich auch auf tragische Weise ums Leben gekommen ist, aber Mrs. Burton war eine ehrenwerte Frau mit Kind. Sie stellte ein schwierigeres Ziel dar. Wir haben es bei unserem Täter mit einem Menschen zu tun, der zunächst einen Mord begangen hat, den man als ›einfach‹ bezeichnen könnte, und sich inzwischen an einen schwierigeren herangewagt hat.«

Eine andere Hand ging hoch. »Können Sie etwas konkreter werden?«

»Der Mörder benutzt unter Umständen einen Wagen. Außerdem wurden wir bei der Erstellung des Täterprofils von einem erfahrenen Psychologen beraten, der auf diesem Gebiet bereits viele Erfolge verzeichnen kann.«

Ich wusste, von wem er sprach. Seb Weller.

»Er hat für uns ein vorläufiges Psychogramm des Täters erstellt, von dem ich Ihnen zum gegenwärtigen Zeitpunkt

aber nur einige wenige Details verraten darf. Es handelt sich um einen Weißen. Er ist fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahre alt. Wir vermuten, dass ihm Philippa Burton irgendwie aufgefallen ist und er sie nicht nur deswegen umgebracht hat, weil er sie begehrte, sondern weil er sie darüber hinaus um das beneidete, was sie besaß, ihren offensichtlichen Reichtum und ihr Kind.«

»Demnach handelt es sich also um einen Serientäter.«

»Nicht unbedingt«, antwortete Renborn rasch. »Wir dürfen in dieser Hinsicht keine vorschnellen Schlüsse ziehen. Ich wollte damit nur sagen, dass sich in der Stadt ein gefährlicher Mann herumtreibt, wahrscheinlich mit einem Auto. Deswegen bitten wir die Öffentlichkeit um Mithilfe.«

»Er wird also wieder zuschlagen!«, rief eine Stimme von hinten.

»Ich möchte bestimmt niemanden beunruhigen«, erklärte Renborn. »Der Täter wird mit Sicherheit gefasst werden. Aber bis dahin sollten die Leute – und vor allem die Frauen – besondere Vorsicht walten lassen. Wir werden alle die Augen offenhalten.« Er blickte in die Runde. »Noch irgendwelche Fragen?«

Eine Frau mittleren Alters stand auf. »Sie haben uns noch nicht gesagt, was Sie dazu veranlasst hat, die beiden Fälle zu vergleichen.«

Oban übernahm wieder. »Die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach«, begann er. »Wie Sie sicher wissen, hängen Ermittlungen wie diese von hochtechnischen gerichtsmedizinischen Untersuchungen, aber auch von altmodischer Polizeiarbeit ab. Wir haben bereits Hunderte von potenziellen Zeugen befragt, wir haben den Kanal absuchen lassen, wir sind von Haustür zu Haustür gegangen und haben Anwohner befragt und die Gegenden

rund um die beiden Leichenfundorte genauestens durchkämmt. Trotzdem läuft es am Ende manchmal auf Erfahrung und Instinkt hinaus.« An dieser Stelle bedachte er seine Zuhörerschaft mit einem onkelhaften Lächeln. »Nennen Sie es Bulleninstinkt, wenn Sie so wollen. Wir hatten das Gefühl, dass da eine Verbindung bestand, auch wenn wir zuerst gar nicht wussten, weshalb. Das hat uns veranlasst, es zu überprüfen. Bestimmte Dinge haben bei uns einfach Alarmglocken schrillen lassen.«

»Warum hat er sich ausgerechnet diese Frauen als Opfer ausgesucht?«

»Wir glauben, dass die Umstände jeweils günstig waren. Er sah eine Chance und handelte. Deswegen sind psychopathische Mörder dieses Typs auch so schwer zu fassen.«

»Gibt es bereits Verdächtige?«

»Darüber möchte ich mich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht äußern. Nur so viel: Wir sind dabei, einige Leute zu befragen.«

»Stimmt es, dass Sie jemanden mit übersinnlicher Wahrnehmung engagiert haben, um den Mörder zu fangen? Und halten Sie das für eine angemessene Verwendung von Steuergeldern?«

»Zu Ihrer ersten Frage: Nein, wir haben niemanden mit übersinnlicher Wahrnehmung engagiert. Andererseits – wenn mir jemand hilft, den Mörder zu finden, ist es mir egal, ob er dazu Teeblätter verwendet oder nicht. Und mit diesem hoffnungsvollen Ausblick sollten wir diese Pressekonferenz beenden, denke ich. Seien Sie versichert, wir werden Sie über alle Entwicklungen auf dem Laufenden halten. Für uns heißt es jetzt, zurück an die Arbeit, das werden Sie bestimmt verstehen. Wir haben noch eine Menge zu tun.«

Zwanzig Minuten später saßen wir im Lamb and Flag, einem nahe gelegenen Pub, das mit unterschiedlichen Zaumzeugbeschlägen dekoriert war und von vielen Polizisten frequentiert wurde. Oban nahm einen Schluck von seinem Bier und hielt das Glas anschließend nachdenklich ins Licht.

»Als ich von ›uns Polizisten‹ sprach, waren Sie natürlich mit eingeschlossen, Kit. Ich weiß, dass ich Sie vielleicht namentlich hätte nennen sollen …«

Ich nahm einen Schluck von meinem Mineralwasser und kam mir sehr spießig vor. Ich wollte nicht wie eine sauertöpfische Abstinenzlerin wirken, aber es war ein normaler Arbeitstag und erst elf Uhr vormittags. »Es geht mir nicht um Lorbeeren …«, begann ich.

»Es ist nun mal so«, fuhr Oban fort, »dass es der Arbeitsmoral der Truppe förderlich ist, wenn man ihnen sagt, wie gut sie ihren Job gemacht haben. Ob verdient oder nicht. Aber eins dürfen Sie mir glauben, falls das Ganze schief geht, werden wir Sie bestimmt namentlich nennen, damit die Öffentlichkeit ihren Sündenbock bekommt.«

»Ja, genau«, sagte Furth von der anderen Seite des Tisches her. Er hatte gerade ein zweites Glas neben sein erstes gestellt, das fast leer war. »Wir werden schon dafür sorgen, dass Sie zu Ihrem Recht kommen, Kit. Solange Sie uns nicht wieder im Stich lassen. Ich habe völlig den Überblick verloren, wie oft Sie in den Fall ein- und wieder ausgestiegen sind. Sie sind schon öfter von der Bühne abgetreten als Frank Sinatra. Wie auch immer, prost!«

Der restliche Inhalt von Glas Nummer eins verschwand. So sah das also aus, wenn die Jungs nett zu mir sein wollten. Ich fand es oft schwierig zu unterscheiden, wann

sie nett waren und wann garstig, und wusste häufig nicht, ob ich gerade einen Klaps auf die Schulter oder einen Stich zwischen die Rippen bekam. Vielleicht musste man ein Mann sein, um das zu verstehen. »Ihr Täterpsychogramm hat mich nicht so ganz überzeugt, Vic«, sagte ich vorsichtig.

»Dafür dürfen Sie nicht mir die Schuld geben, meine Liebe. Ich habe nur Seb zitiert. Meinen Sie, er hat Unrecht?«

»Nein. Aber das Ganze ist ein Glücksspiel. Wir sagen, der Mörder ist weiß, weil die meisten Serienmörder keine Rassengrenzen überschreiten. Das ist mir alles bekannt. Gefährlich wird die Sache, wenn man auf Grund eines solchen Psychogramms bestimmte Möglichkeiten von vornherein ausschließt.«

»Ich dachte, das sei der Sinn der Sache.«

»Es bringt nicht viel, wenn man ausgerechnet die *richtige* Möglichkeit ausschließt.«

»Ich habe von Ihrer Theorie gehört«, schaltete sich Furth ein.

»Ein netter psychopathischer Killer. Möchten Sie übrigens ein paar Chips?«

Kaum zu fassen. Furth bot mir seine Chips an. Demnach war ich definitiv wieder an Bord. Ich schob mir ein paar in den Mund und zermalmte sie laut.

»Ich habe nicht behauptet, dass er nett ist. Aber es gibt tatsächlich nette Mörder, zumindest in gewisser Hinsicht.« Im Hintergrund lachte jemand schallend. »Ich meine das ernst. Ich bin mal auf einen Fall gestoßen, da wurde ein Kind von seiner Mutter ermordet und anschließend beerdigt, aber bevor sie es vergrub, hüllte sie es liebevoll ein, als würde sie es ins Bett legen. Ich will damit nur sagen, dass wir nicht vorschnell von bestimmten

Annahmen ausgehen sollten.«

»Aber wie geht es nun weiter?«, fragte Oban. »Das ist unser Problem. Sie sagen uns immer nur, was wir *nicht* tun sollen, aber was *sollen* wir tun? In welche Richtung sollen wir ermitteln?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich und nahm den letzten Schluck von meinem Wasser. »Wir müssen für alle Möglichkeiten offen sein, das ist alles.«

»Sie machen es sich zu schwer, meine Liebe«, mischte sich Furth wieder ein. »Anfangs war unser Täter vorsichtig, aber sein zweites Opfer hat er sich am helllichten Tag geschnappt. Er wird kühner. Er braucht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit. Ich möchte wetten, dass er immer unvorsichtiger vorgehen wird und wir ihn beim nächsten oder übernächsten Mal schnappen. Und wissen Sie, was? Sein Name wird Mickey Doll sein.«

Ich reagierte nicht auf die Erwähnung Dolls. »Aus Ihrem Munde klingt das alles wie ein Spiel.«

»Nein«, erwiderte Oban, »das ist nicht fair.« Er nahm einen großen Schluck und wischte sich dann mit dem Handrücken über den Mund. »Wir benehmen uns vielleicht wie ein Haufen Vollidioten, aber das bedeutet nicht, dass wir tatsächlich welche sind.«

»Ähm, ich fürchte, es bedeutet genau das«, meinte Furth, was großes Gelächter hervorrief. Es war, als fände unsere Besprechung inmitten einer Rugbyfeier statt.

20. KAPITEL

Nach meinem Vormittag in der Klinik hatte ich den Nachmittag frei. Als Mittagessen nahm ich mir ein warmes, mit Käse und Spinat gefülltes Croissant mit nach Hause, und hinterher verspeiste ich eine ganze Schüssel Himbeeren, große, rote Früchte aus dem Kühlschrank, deren Süße bereits eine Spur nach Gärung schmeckte. Ich aß sie langsam und genussvoll eine nach der anderen. Die Früchte färbten meine Finger rot. Draußen war die Luft vom Regen der letzten Nacht frisch und mit Feuchtigkeit gesättigt. Die Blätter der Bäume glänzten nass. Ich dachte an Lianne und Philippa, rief mir ihre Gesichter ins Gedächtnis. Ich wusste, wie Philippa zu Lebzeiten ausgesehen hatte – die Zeitungen hatten so viele Fotos von ihr gebracht, die sie mit ihrem seidigen blonden Haar und ihrem schlanken, gebräunten Körper zeigten. In Liannes Fall wusste ich nur, wie sie als Tote ausgesehen hatte, mit ihren abgebissenen Nägeln und dem struppigen Haar. Ich kannte weder die Farbe ihrer Augen noch die Art, wie sie gelächelt hatte. Ich musste mehr über diese beiden jungen Frauen in Erfahrung bringen, denn sogar für willkürlich angewandte Gewalt gibt es in der Regel ein Motiv. Und ich wollte mit Lianne beginnen, weil sie als Erste gestorben war, auch wenn sie kaum Spuren hinterlassen zu haben schien.

Nachdem ich die letzte Himbeere verspeist hatte, spülte ich die Schüssel aus. Die Polizei war mir keine wirkliche Hilfe. Sie wussten nichts über Lianne, weder, wo sie herkam, noch, wer sie gekannt hatte. Sie konnten mir nichts sagen, was ich nicht schon wusste: dass sie eine Ausreißerin war, eine von den Tausenden von Vermissten,

die durch die Straßen der Großstädte streunen. Die Polizei hatte ständig mit Leuten wie Lianne zu tun. Ausreißer nahmen Drogen, stahlen und gingen auf den Strich. »Sie sind Opfer, die dann zu Kriminellen werden«, erklärte Furth. Ich wollte schon antworten, ließ es dann aber sein. Wir waren wieder Gegner, die so taten, als wären sie Freunde.

Mir fiel nichts Besseres ein, als mich nochmals an Pavic zu wenden. Ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um erneut bei ihm anzurufen. Bei allen unseren Begegnungen war ich hoffnungslos im Hintertreffen gewesen, aber das letzte Mal hatte alles Vorherige übertroffen. Ich holte tief Luft und wählte die Nummer. Eine Frau ging ran und erklärte mir, dass er nicht da sei, aber jede Minute zurückerwartet werde. Fast erleichtert hinterließ ich meine Nummer. Ich vertrieb mir die Wartezeit, indem ich in meiner Wohnung herumwanderte, aus dem Fenster sah, nach ein paar Zeitschriften griff und sie wieder weglegte.

Fünfzehn Minuten später klingelte das Telefon. Ich nahm erst nach dem dritten Läuten ab, damit er nicht auf die Idee kam, dass ich gleich neben dem Telefon saß.

»Hier Will Pavic.«

»Tut mir wirklich Leid, dass ich Sie schon wieder belästigen muss«, erklärte ich. Ich schwieg einen Moment, aber er sagte nichts. »Ich brauche Ihre Hilfe«, fuhr ich fort.

»Das habe ich mir schon fast gedacht«, meinte er trocken.

»Ich muss unbedingt mit Leuten reden, die Lianne gekannt haben. Geben Sie mir wenigstens einen Tipp.«

»Kit …«

»Bitte.«

»Also gut.«

»Mein Gott, das war ja leichter, als ich dachte.« Er lachte nicht. Vielleicht hatte er vergessen, wie das ging. »Soll ich zu Ihnen ins Centre kommen?«

»Mal sehen. Haben Sie so gegen sechs Zeit?«

»Ja.«

»Treffen wir uns doch an der Autowaschanlage in der Sheffield Street. Das ist hier ganz in der Nähe, nur die Straße rauf.«

»An der Autowaschanlage?«

»Ja. Es ist ein großes Gebäude, Sie können es gar nicht verfehlen. Also bis dann.«

»Wegen neulich –«, sagte ich, aber er hatte schon aufgelegt.

Ich ging meine Notizen noch einmal durch und fragte in der Klinik nach, ob es Nachrichten für mich gebe. Dann machte ich mich auf den Weg zum Friseur um die Ecke, der sich neuerdings Haarstylist nannte und seinen Salon in Silber und Weiß präsentierte, beleuchtet von hartem Neonlicht. Ein junger Mann mit kahl rasiertem Schädel, der eine weite schwarze Hose und ein ärmelloses T-Shirt trug, band mir einen weißen Nylonumhang um und ließ mich vor einem großen, gnadenlosen Spiegel Platz nehmen. Dann stellte er sich hinter mich, nahm meinen Kopf in seine geübten Hände und fragte mich, was ich denn für Wünsche hätte.

»Nur schneiden«, antwortete ich.

Er nahm ein paar Strähnen meines braunen Haars und betrachtete mich einen Moment. »Sollen wir es vielleicht ein bisschen strähniger machen? Ein bisschen wilder?«

»Nur schneiden.«

»Ein paar Glanzlichter? Vielleicht ein bisschen Kupfer. Das ist im Moment sehr in.«

»Vielleicht beim nächsten Mal.«

»Schönes Haar«, sagte er und ließ es noch einmal nachdenklich durch seine Finger gleiten, bevor er mir ein Handtuch um die Schultern legte und mich zu einem Waschbecken führte. Ich lehnte mich zurück und ließ eine junge Frau, deren Haar aussah, als wäre es mit der Gartenschere geschnitten, meinen Kopf mit einem nach Kokosnuss riechenden Shampoo waschen. Ein wunderbares Gefühl. Ich schloss die Augen, weil mich das grelle Licht blendete. Anschließend umkreiste mich der junge Mann mit einer langen Schere und schnitt dicke Haarsträhnen ab, die weich auf dem Boden landeten. Immer wenn mich ein Härchen im Gesicht kitzelte, beugte er sich vor und blies sanft über meine Wange.

Hinterher fühlte ich mich viel besser. Wenn ich den Kopf schüttelte, schwang mein Haar wie in diesen Werbespots für Weichspülungen. Ich eilte nach Hause und ging rasch unter die Dusche. Dann schlüpfte ich in meine weiße Jeans, ein biskuitfarbenes T-Shirt, Pumps und eine alte Wildlederjacke. Ich fühlte mich sauber und frisch.

Die Autowaschanlage befand sich in einer Reihe alter und baufällig aussehender Lagerhallen in der Nähe des Kanals. Obwohl ich schon kurz vor sechs dort war, stand Will bereits auf dem Gehsteig und wartete auf mich. Ich hielt neben ihm, und er nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Ein anderer Wagen bog vor uns in die Anlage.

»Wo ist Ihr Auto?«

»Das wird gerade gewaschen, was sonst?«

»Haben wir uns deswegen hier getroffen – weil Sie Ihr Auto waschen lassen wollten?«

»Lianne hat hier Anfang des Jahres ein paar Wochen gearbeitet. Ich dachte, es wäre ein guter Ort, um mit Ihren Nachforschungen zu beginnen. Obwohl ich nicht sicher bin, wie viele von den Leuten, die damals hier beschäftigt waren, überhaupt noch da sind. Das Personal wechselt ziemlich häufig.«

»Hier? Sie hat Autos gewaschen?«

»Nein. Das ist natürlich reine Männersache. Sie hat Geld kassiert und die Karten ausgegeben. Die Frau, die den Laden betreibt, war eine Weile im Krankenhaus, weil sie eine neue Hüfte bekam. Sie ist eine Freundin von mir.« Noch während er sprach, trat aus dem Haus eine sehr beleibte Frau auf uns zu. Sie hatte dünnes Haar, dafür aber ein paar Borsten auf dem Kinn. Will öffnete die Beifahrertür, und sie beugte sich zu uns herunter, was ihr sichtlich schwer fiel. »Diana, das ist Kit. Kit, Diana.«

Ich neigte mich über Will und begrüßte sie. Sie hatte einen festen Handschlag und kluge Augen. »Sie interessieren sich für Lianne?«

Sie sprach das E am Ende des Namens. Ich fragte mich, woher sie wohl kam. »Ja. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir zu helfen.«

»Vielleicht gehen Sie schon mal rein? Ich bin in ein paar Minuten bei Ihnen.«

»Ich glaube, vorher lasse ich noch mein Auto waschen.«

Sie lächelte. »Welches Programm möchten Sie?«

Ich warf einen Blick auf die verschiedenen Programme, die auf einer großen Tafel vor dem Gebäude angeschrieben waren.

»Ich nehme die Spezialwäsche.«

Zum ersten Mal entdeckte ich in Wills Blick eine Spur von Anerkennung.

»Das macht dann zwölf fünfzig.«

Ich reichte ihr das Geld. Sie ließ es flink in eine Tasche ihres Rocks gleiten. Dann richtete sie sich auf und winkte mich durch die riesigen Tore. »Kurbeln Sie Ihre Fenster hoch!«, rief sie.

»Bleibt man hier im Wagen sitzen?«, fragte ich Will.

»Sieht ganz so aus.«

Ich fuhr langsam zwischen den Toren hindurch und befand mich mit einem Schlag in einer anderen Welt, einer dunklen, nassen Welt, in der hektische Betriebsamkeit herrschte. Scharfe Wassergüsse trafen uns aus allen Richtungen, und fünf oder sechs Männer, die alle Gummistiefel und Gummihandschuhe trugen, stürzten sich auf den Wagen und begannen, ihn mit langen Bürsten zu bearbeiten. Ich beobachtete sie durch die seifigen Fenster. Der Mann, der sich gerade über meine Motorhaube beugte, hatte einen Schnurrbart wie ein Walross und melancholische Falten in seinem kantigen Gesicht mit den slawischen Wangenknochen. Der auf Wills Seite wirkte wie siebzehn. Er war ein sehr dunkler Typ, groß, dünn und auffallend hübsch. Er sah aus wie ein Filmstar. Ein älterer Mann, allem Anschein nach ein Chinese, wischte gewissenhaft mein Fenster. Als er meinen Blick bemerkte, lächelte er mich an.

»Was ist das hier?«

»Eine Waschanlage.«

»Danke«, sagte ich sarkastisch. »Ich meine, wo kommen alle diese Leute her?«

Will sah mich von der Seite an. »Die meisten sind Flüchtlinge. Sie arbeiten eine Weile hier, und keiner stellt ihnen unangenehme Fragen. Bezahlt wird bar.«

»Und Lianne?«

»Manchmal schicke ich junge Leute her. Es ist eine sichere Arbeit. Die Bezahlung ist nicht großartig, aber auch nicht ganz schlecht. Sie sind von der Straße weg und verdienen ein bisschen, bis sie vielleicht was anderes finden.«

Ein Mann in einem gelben Regenmantel winkte mich weiter. Langsam fuhr ich zwischen die nächsten Wasserdüsen: sauberes Wasser, um die Seife wegzuwaschen. Weitere Männer, diesmal mit Tüchern bewaffnet, waren bereits im Anmarsch. Hinter uns fuhr der nächste Wagen in die Anlage.

»Das ist ja erstaunlich!«

Wills Miene wirkte selbstzufrieden, als hätte er das alles für mich arrangiert.

»Das mit Doll tut mir Leid«, sagte ich schließlich.

»Warum?«

»Es tut mir Leid, dass ich Ihnen solche Umstände gemacht habe. Ich meine, Sie kennen mich ja kaum, aber mir ist einfach nichts anderes eingefallen.«

»Warum haben Sie nicht die Polizei angerufen?«

»Ich wollte ihn nicht in Schwierigkeiten bringen – und um ehrlich zu sein, befand ich mich selbst auch in einer etwas peinlichen Lage. Aber das ist eine lange Geschichte. Zu lang.«

Er nickte, als wäre er gar nicht neugierig. »Es war richtig, mich anzurufen.«

»Dann halten Sie ihn für gefährlich?«

»Ich weiß nicht. Er ist …« Er zögerte einen Moment, »… er ist ein todunglücklicher Mensch.«

Wieder wurde ich nach vorn gewinkt, diesmal in eine Art Parkbucht.

»Hier steigen wir aus«, erklärte Will. »Jetzt ist das

Wageninnere an der Reihe. Er wird aber wiederkommen.«

»Doll?«

»Sie haben es ihm angetan. Er fühlt sich von Ihnen verstanden.«

»Oh.« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Und er findet Sie schön«, fügte er hinzu, als wäre das ziemlich lustig.

Ich stieg aus und wartete auf Will. Sofort stiegen vier Männer ein, zwei mit Putzlappen und Eimern, einer mit einem Malerpinsel, der wohl für die Ecken und Spalten gedacht war, und einer mit einem Industriestaubsauger. Diana erschien mit zwei Tassen Kaffee. Sie war in Begleitung eines jungen Marines, der ein rosafarbenes Bart-Simpson-T-Shirt trug. »Das hier ist Gonzalo«, stellte sie ihn vor. »Er war schon da, als Lianne hier gearbeitet hat.«

Er hatte dünnes schwarzes Haar, eine olivfarbene Haut, das schüchternste Lächeln, das man sich vorstellen konnte, und einen weichen, kraftlosen Händedruck.

»Hallo«, sagte ich. Er zog erschrocken den Kopf ein. »Dann kannten Sie also Lianne?«

»Lianne. Ja. Lianne.«

»Waren Sie ein Freund von ihr?«

»Freund?« Er hatte einen sehr starken Akzent. Ich wusste nicht so recht, ob er überhaupt etwas von dem verstand, was ich zu ihm sagte.

»Waren Sie ein Freund von Lianne?«, wiederholte ich. Er sah mich stirnrunzelnd an. »Wo kommen Sie her, Gonzalo?«

Seine Miene hellte sich auf. Er deutete mit dem Zeigefinger auf seine Brust. »Kolumbien. Schön.«

»Ich spreche kein Spanisch.« Ich wandte mich an Will.

»Können Sie Spanisch?«

»Nein. Aber ich wette, Lianne konnte es auch nicht. Gonzalo, war Lianne glücklich?«

»Glücklich?« Er schüttelte den Kopf. »Nicht glücklich.«

»Traurig?«

»Traurig, ja, und das.« Er hielt auf theatralische Weise die Hand vor den Mund.

»Verängstigt?«, fragte ich.

»Wütend?«, schlug Will vor.

»Verloren«, sagte Diana. Sie drückte mir eine Kaffeetasse in die Hand. Ich nahm einen Schluck. Er war nur lauwarm und schmeckte bitter. »Man sieht es an ihren Augen. Es gibt Menschen, die sind gar nicht mehr richtig von dieser Welt. Solche Leute trifft man hier oft.« Sie wies mit ihrem borstigen Kinn in Richtung der Männer, die wie Bienen die Autos umschwirrten.

»Und in Liannes Augen haben Sie das auch gesehen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich bin ihr kaum begegnet. Sie arbeitete hier, wenn ich nicht da war. Sie wirkte vielleicht ein bisschen in sich gekehrt und hatte nicht viel Kontakt zu anderen. Hast du das auch so empfunden?« Sie wandte sich an Will.

»Vielleicht«, antwortete er vorsichtig. Ich war noch nie einem Menschen begegnet, der so wenig bereit war, sich festzulegen.

»Na ja, wer könnte ihr das auch verübeln? Immerhin war sie ehrlich, das muss man ihr zugute halten. Soweit ich es beurteilen kann, hat sie kein Geld verschwinden lassen.«

Ich betrachtete die beiden, die dicke Frau und den mürrischen Mann. Gonzalo trat von einem Fuß auf den anderen.

»Danke«, sagte ich an ihn gewandt.

Er sah mich mit seinem scheuen Lächeln an und schlich davon. Mein Wagen blitzte, von innen genauso wie von außen. Der Mann mit dem Walrossbart ließ einen letzten prüfenden Blick darüber gleiten.

»Und Ihnen möchte ich auch danken«, sagte ich zu Diana.

»Ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Sie sind eine Freundin von Will.«

Da war ich mir nicht so sicher. Ich sah zu ihm hinüber. »Lust auf einen Drink?«

Er wirkte etwas überrascht. »Okay«, sagte er, als würde ihm auf die Schnelle keine Ausrede einfallen. »Warum fahren Sie nicht einfach hinter mir her? Ich kenne hier in der Nähe ein Pub.«

Ich ließ ein paar Münzen in die Trinkgeldkasse fallen, dann fuhren wir mit unseren blitzenden Autos im Konvoi durch kleine Seitenstraßen, vorbei an alten Lagerhallen. Ich war noch nie hier gewesen – das war ein London, das ich nicht kannte.

Das Pub lag an der Kanalseite. Von vorn wirkte es ziemlich trist und heruntergekommen, aber auf der Rückseite ging eine Terrasse auf das Wasser hinaus. Dort ließen wir uns mit unserem Tomatensaft nieder. Der Himmel nahm gerade einen seltsamen Braunton an, kleine Windböen kräuselten die dunkle, ölige Oberfläche des Wassers, und ein paar dicke Regentropfen platschten vom Himmel.

»Was sagen Sie?«, fragte Will in träumerischem Ton.

»Wozu? Zu meinem Drink?«

»Zum Kanal.«

»Sieht ein bisschen dreckig aus.«

Er nippte an seinem Drink. »Das wird sich bald ändern. Haben Sie von dem neuen Entwicklungsprojekt gehört?«

Ich blickte auf das schwarze Wasser hinaus. Das Lagerhaus auf der anderen Seite war nach oben offen. Alle Fenster waren zerbrochen, und drinnen standen Unmengen von verbeulten, rostigen Maschinen. Überall lagen Trümmer und seltsamer Müll herum, über den ich nicht genauer nachdenken wollte, »Wer sollte den Wunsch haben, hier etwas zu entwickeln?«

»Machen Sie Witze? Eine so große Fläche erstklassigen Landes, mitten in London? In ein paar Jahren werden hier lauter Weinbars, Fitnessklubs und Wohnanlagen mit privaten Garagen stehen.«

»Ist das positiv zu sehen?«

Er leerte sein Glas. »Die Gegend wird respektabel werden«, antwortete er.

»Aus Ihrem Mund klingt das wie ein Schimpfwort, aber es könnte Ihren jungen Leuten doch Jobs bringen.«

»Ich fürchte, die meisten werden hier nicht reinpassen. Man wird sie irgendwo anders hinschieben.« Ich schauderte. Er sah mich an. »Ist Ihnen kalt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ihre Worte haben mir eine Gänsehaut verursacht.«

Trotzdem zog er seine Jacke aus und hängte sie mir um die Schultern. Einen Moment war ich überrascht über das prickelnde Gefühl, das mich durchströmte, als ich seine Hände auf meinen Schultern spürte. Es war so lange her, dass mich ein Mann berührt hatte.

21. KAPITEL

»Ich kann es noch immer nicht glauben.«

»Nein«, sagte ich lahm.

»Ich meine, normalerweise passiert so etwas doch nicht, oder? Nicht jemandem, den man kennt. Ich kann es einfach nicht fassen.« Sie wiegte ihren Kopf von einer Seite zur anderen, als hätte sie Wasser in den Ohren. »Arme Philippa«, sagte sie.

»Mmm.«

»Und Jeremy. Und die arme, arme Emily. Was wird aus dem Kind werden? Wie kann ein Mensch nur so was tun?«

Da das nicht wirklich als Frage gemeint war, gab ich ihr keine Antwort. Stattdessen nippte ich an dem Kaffee, den sie für mich zubereitet hatte, und wartete. Tess Jarrett sah aus wie eine kleine, schimmernde Kastanie. Sie saß mit angezogenen Knien in einem großen Sessel im Wintergarten ihres eleganten Hauses, klein und rundlich, ohne dabei plump zu wirken. Ihr Gesicht war von einer Fülle glänzender brauner Locken eingerahmt, sie hatte gesprenkelte braune Augen, honigfarbene Haut, einen kleinen Mund, strahlend weiße Zähne, kleine Hände mit perlmuttfarbenen Nägeln und gepflegte, in Sandalen steckende Füße. Sie war, wie sie selbst sagte, Philippas beste Freundin. Ihre allerallerbeste Freundin. Sie hatte vor Entsetzen und Aufregung ein rotes Gesicht.

»Wir waren unzertrennlich«, erklärte sie. »Erst recht, seit Emily und Lara geboren wurden. Sie sind fast gleich alt, müssen Sie wissen. Wir haben gleichzeitig zu arbeiten aufgehört und deshalb eine Menge Zeit miteinander verbracht.« Es war schwierig, sich Tess als Mutter

vorzustellen, denn trotz ihrer zweiunddreißig Jahre wirkte sie so jung und mädchenhaft, als würde sie selbst jeden Moment den Daumen in den Mund stecken.

»Wie lange haben Sie sich gekannt?«

»Schon seit dem College.« Ihre Augen weiteten sich. »Das bedeutet, ich kenne sie schon mein halbes Leben. Kannte, besser gesagt. Es fällt mir schwer, mich daran zu gewöhnen.«

»Das ist auch schwer«, pflichtete ich ihr bei.

»Hinzu kam natürlich, dass wir seit unserer Heirat ziemlich nahe beieinander wohnten. Von Hampstead nach Belsize Park sind es zu Fuß gerade mal zehn Minuten. Wir haben uns mehrmals die Woche getroffen und sind zusammen einkaufen gegangen.« Sie zupfte an ihrem pastellfarbenen Baumwollkleid herum.

»Das haben wir erst vor zwei Wochen erstanden, für meinen Griechenlandurlaub mit Rick und den Kindern. Rick und Jeremy verstehen sich auch gut. Der arme Jeremy.« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Tess«, sagte ich in die anschließende Stille hinein, »manchmal erfahren wir etwas über den Täter, indem wir möglichst viel über sein Opfer herausfinden. Deswegen bin ich hier.«

Sie nickte. Ihr Gesicht nahm einen tragischen Ausdruck an.

»Ja«, murmelte sie. »Ich weiß.«

»Ich brauche Sie nicht zu fragen, wo sich Philippa in ihren letzten Stunden aufgehalten hat. Das ist Sache der Polizei. Mich interessieren eher ihre Stimmungen, was in ihrem Leben so vor sich ging. Manchmal weiß eine Freundin darüber mehr als die Familie.«

»Ich habe alles über Philippa gewusst«, erklärte sie mit

Nachdruck. »Wir hatten keine Geheimnisse voreinander. Zum Beispiel« – sie senkte die Stimme und beugte sich vor – »habe ich ihr von den Problemen erzählt, die ich kurz nach Laras Geburt mit Rick hatte. Ich glaube, Männer haben Probleme, wenn ihre Frau ein Baby hat, meinen Sie nicht auch? Sie bekommen nicht mehr die ganze Aufmerksamkeit. Außerdem ist man als Frau oft müde, weil man nachts immer aufstehen und das Kind stillen muss. Da werden sie richtig eifersüchtig. Männer sind ja selbst wie Kinder, stimmt's? Was wollte ich eigentlich gerade sagen? Ach ja, Rick wurde also recht aufbrausend und fordernd, Sie wissen schon, was ich meine, aber ich wollte nicht – na ja, jedenfalls habe ich Philippa davon erzählt. Es hat mir schon geholfen, einfach nur darüber zu reden. Philippa konnte sehr gut zuhören. Sie war keine solche Quasselstrippe wie ich.«

Sie lachte. »Manchmal glaube ich«, fuhr sie fort, »dass wir deswegen so gute Freundinnen waren. Ich war die plappernde Extrovertierte, sie dagegen eher –« Sie hielt inne und sah mich stirnrunzelnd an.

»Ja?« Ich wollte nicht, dass Tess ausgerechnet jetzt, da sie endlich auf Philippa zu sprechen gekommen war, zu erzählen aufhörte.

»– eher jemand, der mehr am Rand der Dinge blieb, während ich immer direkt im Mittelpunkt sein muss.«

»Glauben Sie, dass sie das selbst so wollte? Am Rand stehen?«

»O ja, sie war sehr glücklich. Ich habe sie nie weinen sehen. Ist das nicht seltsam? Ich weine ständig. Ich weine, wenn ich mir mit Lara *Dumbo* oder *Bambi* ansehe, eigentlich bei jedem halbwegs kitschigen Film, oder wenn sie in den Nachrichten hungernde Kinder zeigen. Manchmal muss ich sogar weinen, weil Lara weint, auch

wenn sie es vielleicht nur deswegen tut, weil ich sie gescholten habe. Dann sitzen wir da wie zwei kleine Heulsusen. Mir kommen auch immer die Tränen, wenn sie irgendwas zum ersten Mal macht – als sie das erste Mal ›Mummy‹ sagte, bin ich aus dem Heulen gar nicht mehr rausgekommen. Blöd, nicht wahr? Ich weine, wenn ich glücklich bin, und ich weine, wenn ich traurig bin. Aber Philippa war nicht so. Nicht mal als junges Mädchen.«

»Was nicht notwendigerweise bedeutet, dass sie glücklich war«, bemerkte ich in neutralem Tonfall.

»Nein.« Sie streckte ihre Beine aus und bewegte die Zehen.

»Natürlich nicht. Aber sie schien mir immer ein sehr ausgeglichener Mensch zu sein. Nicht so launisch wie ich. Ich bin wie ein Pendel. Himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt. Sogar damals, als sie noch sehr jung war und ihre ersten Freunde hatte, verliebte sie sich nicht Hals über Kopf. Sie verliebte sich – langsam und geduldig, könnte man vielleicht sagen. Sie war gut darin, Dinge auf sich zukommen zu lassen. Allzu viele Männer gab es in ihrem Leben sowieso nicht. Sie war ein sehr ruhiger Typ. Emily gegenüber hat sie nie die Beherrschung verloren, so wie ich oft bei Lara, meinem kleinen Äffchen. Philippa hat in energischem Ton mit ihrer Tochter gesprochen, das schon, aber bei ihr sind nie die Sicherungen durchgebrannt. ›Wie um alles in der Welt machst du das?‹, habe ich sie oft gefragt. Nun kann ich sie nie wieder etwas fragen. Ich werde mich nie daran gewöhnen.« Sie blinzelte mich mit ihren braunen Augen an, während ihr Tränen über die Wangen kullerten. Ich reichte ihr ein Taschentuch.

»Danke. Tut mir Leid.«

»Wie war ihre Beziehung zu Jeremy?«

»Nun, wie soll ich sie beschreiben? Ich und Rick, wir streiten uns manchmal, und dann versöhnen wir uns wieder. Aber sie und Jeremy haben nie gestritten. Sie sind sehr höflich miteinander umgegangen. Er hat ihr jeden Freitag Blumen mitgebracht, ohne es auch nur ein einziges Mal zu vergessen. Ist das nicht aufmerksam? Ich wünschte, Rick täte das auch. Ihre Lieblingsblumen waren gelbe Rosen und Wicken, obwohl man die im Blumengeschäft meist gar nicht bekommt. Sie war eine gute Gärtnerin – haben Sie ihren Garten gesehen? Ich glaube, Jeremy und Emily sind inzwischen in ihr Haus zurückgekehrt, nachdem sie ja eine Weile bei Philippas Mutter wohnten. Ich muss sie bald mal besuchen. Jedenfalls habe ich die beiden nie miteinander turteln sehen – aber vielleicht war das einfach ihre Art. Ich meine, man weiß schließlich nie ganz genau, was im Leben anderer Leute vor sich geht, oder? Als Emily zur Welt kam, waren sie vor Freude außer sich. Oh, ich habe Sie angelogen, ich habe Philippa doch mal weinen sehen. Kurz nach Emilys Geburt kam ich sie im Krankenhaus besuchen. Zu dem Zeitpunkt war ich mit Lara hochschwanger. Ich hasse Krankenhäuser. Sie auch? Sie erinnern mich immer ans Sterben. All diese deprimierend grünen Wände. Philippa saß im Bett und starrte auf das kleine Bündel in ihren Armen hinunter, als ich eintrat. Sie blickte hoch, und ich sah, dass ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Eine ganze Flut von Tränen. Sie sagte: »Sie ist so schön. Sieh, wie schön sie ist! Meine kleine Tochter.« Da musste ich natürlich auch weinen, woraufhin Emily aufwachte und zu schreien anfing. Sie hat Emily so geliebt. Und deswegen verstehe ich auch nicht, warum –« Sie brach abrupt ab.

»Was?«, fragte ich so taktvoll wie möglich.

»Oh, es hat wahrscheinlich gar nichts zu bedeuten.«

Ich schwieg, weil ich wusste, dass sie es kaum erwarten konnte, es mir zu erzählen.

»Manchmal glaube ich, dass sie eine Affäre hatte.«

»Mmm?«, murmelte ich.

»Ich weiß nicht, warum, und vielleicht sollte ich es auch gar nicht sagen, aber ich habe es einfach an ihrem Verhalten gespürt. Außerdem war sie tagsüber plötzlich nicht mehr so viel zu Hause. Ich glaube, Frauen haben einen Instinkt für so was. Ich käme nicht im Traum auf die Idee, das jemand anderem zu erzählen; wahrscheinlich stimmt es auch gar nicht, aber ich bin trotzdem sicher, dass da irgendwas in der Richtung am Laufen war.«

»Haben Sie eine Idee, mit wem sie eine Affäre gehabt haben könnte?«

»Nein. Da kämen eine Menge Kandidaten in Frage. Ich meine, sie ist sehr hübsch. War. Schlank und blond, die Glückliche. Viele Männer hätten die Chance genutzt. Sogar Rick. Das meine ich jetzt natürlich nicht ernst, aber Sie wissen ja, wie Männer sind, nachdem ihre anfängliche Leidenschaft für ihre Ehefrau ein wenig nachgelassen hat. Wenn sie sich erst mal häuslich eingerichtet haben, erscheint ihnen das Leben irgendwann ein bisschen langweilig. Das geht allen so, glaube ich, und Rick hatte sowieso immer eine leichte Schwäche für Philippa. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will damit auf keinen Fall sagen, dass er es war – mein Gott, ich bin sicher, dass ich das gemerkt hätte, wofür hat man schließlich seinen weiblichen Instinkt? Außerdem hätte ich Rick umgebracht, wenn er so etwas getan hätte, und natürlich war Philippa meine beste Freundin …« Sie hielt inne und starrte mich bestürzt an, als hätte sie sich im Netz ihrer eigenen Worte verfangen. »Ich will damit nur sagen, dass es in ihrem Bekanntenkreis viele Männer gab, Ehemänner

von Freundinnen, Männer, die sich in denselben Kreisen bewegten. Dabei habe ich niemand Bestimmten im Auge, ich bin bloß der Meinung, dass da in den letzten Wochen ihres Lebens irgendwas lief.«

»Irgendwas?«

»Hmm, vielleicht sollte ich besser sagen, irgendjemand. Sie war oft nicht ganz bei der Sache und wirkte seltsam aufgeregt, fast schon geheimniskrämerisch. Ein paar Mal hat sie mich sogar versetzt, was früher nie passiert wäre, und kam dann mit irgendeiner komischen Ausrede an. Sie wirkte irgendwie nervös. Nicht ganz anwesend. Sie hatte sich in jemanden verliebt, da bin ich ganz sicher.«

Ich verließ Tess' Haus eine halbe Stunde später, gegen Mittag, und fühlte mich völlig ausgelaugt. Zuvor hatte ich sowohl Philippas Mann als auch ihrer Mutter einen zweiten Besuch abgestattet. Jeremy war wieder in sein Haus zurückgekehrt, das ein wenig kleiner und neuer war als das von Pam Vere. Der lange, schmale Garten ging am Ende in einen Obstgarten über, und von einem der Apfelbäume hing eine Schaukel. Beide hatten sehr viel weniger bereitwillig über Philippa Auskunft gegeben als Tess. Dabei hatte ich nicht das Gefühl, dass sie mir etwas verheimlichten, eher, dass sie von Natur aus nicht so gesprächig waren. Jeremy wirkte nach wie vor durcheinander, von ohnmächtiger Trauer erfüllt. Philippas Mutter machte einen benommenen Eindruck.

Ich hatte zwei Nachrichten auf meinem Handy. Eine war von Poppy. Sie wollte wissen, warum ich mich schon so lange nicht mehr bei ihr gemeldet hatte. Die andere von Will. »Bitte rufen Sie mich an«, war alles, was er sagte.

»Ja?«, bellte er ins Telefon, nachdem ich seine Nummer gewählt hatte.

»Hier spricht Kit.«

»Moment.« Ich hörte ihn irgendwelche Anweisungen geben.

»Kit? Können Sie heute Abend gegen sechs hier sein?«

»Warum?«

»Es kommen ein paar Leute, die sich mit Ihnen treffen möchten.«

»Leute, die Lianne kannten?«

»Warum würden sie sich sonst mit Ihnen treffen wollen?«

Ich setzte schon zu einer heftigen Entgegnung an, überlegte es mir aber rasch anders. »Ich denke, das schaffe ich.«

»Dann bis später.« Weg war er. Die meiste Zeit kam er mir vor, als hätte er einen Bienenschwarm im Kopf.

22. KAPITEL

Ich läutete an der Tür, und ein junger Mann mit Dreadlocks und einem tätowierten Marienkäfer auf dem Arm machte mir auf. Es handelte sich nicht um einen der Bewohner, wie ich zunächst dachte, sondern um einen freiwilligen Helfer, der sich als Greg vorstellte. Anders als bei meinem letzten Besuch herrschte diesmal hektische Betriebsamkeit. Eine Gruppe von Teenagern stand rauchend im Eingangsbereich. Durch eine offene Tür konnte ich in einen Spieleraum hineinsehen, in dem gerade lautstark Snooker gespielt wurde. Auch oben waren Stimmen zu hören. Greg führte mich durch die Eingangshalle und stieß Wills Bürotür auf, ohne anzuklopfen.

»Hallo«, begrüßte ich Will. »Das ist wirklich sehr nett von Ihnen. Danke.«

»Danken Sie denen, nicht mir. Sie warten in einem der oberen Räume auf Sie. Soll ich Sie raufbringen?«

»Wie viele sind es?«

»Fünf, glaube ich, es sei denn, es haben sich schon welche verkrümelt. Das ist durchaus möglich.«

Die Luft im Raum war stickig und verqualmt. Neben dem Flipperautomaten in der Ecke standen zwei Jungs, eingehüllt von einer Wolke aus Zigarettenrauch. Einer hatte einen völlig kahl geschorenen Kopf mit einer weißen Narbe, der andere war gedrungen und ziemlich haarig. Als ich den Raum betrat, blickten sie hoch, nahmen mich aber ansonsten nicht weiter zur Kenntnis. Die anderen drei waren Mädchen oder junge Frauen. Eine von ihnen saß auf

einem Sessel, zwei auf dem Boden. Zu ihnen gehörte auch das auffallend hübsche Mädchen mit den dichten dunklen Augenbrauen und den unheimlich grünen Augen, das ich bei meinem ersten Treffen mit Will Pavic gesehen hatte. Sie sah auf und runzelte leicht die Stirn.

»Hallo«, sagte ich und trat in ihre Mitte. »Ich bin Kit.«

Niemand sagte etwas. Ich gab ihnen nacheinander die Hand, wobei mir sofort klar wurde, dass das ein Fehler war, aber nachdem ich damit angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören. Sie wirkten alle ziemlich befangen. Ihre Hände waren schlaff und von der Hitze im Raum schweißnass.

»Danke, dass ihr bereit seid, mit mir zu reden.« Ich setzte mich auf den Boden, zog eine Schachtel Zigaretten heraus, die ich extra zu diesem Zweck mitgebracht hatte, und reichte sie herum. Sie nahmen jeder eine, auch wenn sie zum Teil bereits eine angesteckt hatten. »Wie wär's, wenn ihr mir erst mal verratet, wie ihr heißt?«

»Spike«, sagte der kahl geschorene Junge.

Die anderen prusteten los. Ein Witz, den ich nicht verstand.

»Laurie.« Das war der haarige Junge.

»Carla«, sagte das schwarze Mädchen, das rechts von mir saß, mit ganz leiser Stimme.

»Catrina.« Sie hatte die schlimmste Akne, die mir je untergekommen war, aber eine schöne rote Haarmähne.

»Sylvia.« Das war das Mädchen mit den grünen Augen. Sie lächelte wissend. »Zumindest nenne ich mich selbst so.«

»Ich werde versuchen, mir alle zu merken. Will hat euch wahrscheinlich gesagt, warum ich hier bin. Ich möchte so viel wie möglich über Lianne in Erfahrung bringen, denn

je mehr wir wissen, desto größer wird die Chance, ihren Mörder zu erwischen. Wenn wir beispielsweise herausfinden könnten, woher sie ursprünglich kam und wie ihr wirklicher Name war, dann könnte das sehr hilfreich sein.« Eisernes Schweigen. »Aber darüber hinaus«, fuhr ich fort, »möchte ich einfach wissen, was für eine Art Mensch sie war.«

»Will hat gesagt, Sie sind in Ordnung«, meinte Spike. Er ließ den Satz wie eine Frage klingen.

»Er meint damit, dass Sie mit den Dingen, die wir Ihnen sagen, nicht zu den Bullen rennen werden«, fügte Sylvia hinzu.

»Was nicht heißen soll, dass wir Ihnen etwas sagen werden. Der anderen haben wir auch nichts erzählt.«

»Welcher anderen?«

»Sie sind nicht die Erste.«

»Die Polizei hat schon mit euch gesprochen?«

Sylvia zuckte mit den Achseln, und im Raum machte sich eine Art verlegene Stille breit, die nur durchbrochen wurde, als Spike sich mit einem Zündholz eine weitere Zigarette anzündete.

»Jedenfalls«, verkündete ich schließlich, »werde ich der Polizei nichts sagen, was nicht direkt mit Lianne zusammenhängt. In Ordnung?« Allgemeines zustimmendes Grunzen. »Wisst ihr, wie lange sie hier war? In dieser Gegend, meine ich.«

»Will hat gesagt, etwa fünf Monate«, antwortete Spike. Ich wünschte, das hätte er mir auch gesagt.

»Wer von euch hat sie als Letzter gesehen, was meint ihr?«

»Wahrscheinlich ich.« Carla vermied es, mich anzusehen. Sie sprach zu ihren gefalteten Händen.

»Was habt ihr zusammen gemacht?«

»Wir sind einfach herumgeschlendert, haben in die Schaufenster geschaut und darüber geredet, was wir uns kaufen würden, wenn wir Geld hätten. Klamotten und gutes Essen, alles Mögliche. CDs. Wir hatten aber kein Geld, außer Lianne –« Sie hielt inne.

»Ja?«

»Sie war eine ziemlich gute Taschendiebin«, mischte sich Laurie in bewunderndem Ton ein. »Sie konnte ihre Hand in jede Tasche gleiten lassen. Sie und Daisy haben oft gemeinsam die U-Bahn unsicher gemacht. Ein wildes Paar! Die eine hat jemanden angerempelt, die andere die Geldbörse geklaut.«

»Cool«, meinte Spike.

»Daisy Gill?«, fragte ich.

»Ja, die, die sich umgebracht hat.«

»Wie habt ihr beide euch kennen gelernt?«, wollte ich von Sylvia wissen.

»Hier. Sie war eigentlich ziemlich schüchtern. Zumindest hat sie …« – sie rümpfte ihre kleine Nase und schob sich das blonde Haar umständlich hinter die Ohren – »… nicht viel gesprochen. Jedenfalls nicht über sich selbst, falls es Ihnen darum geht. Sie hat nie gesagt, wo sie eigentlich herkam. Ich wette aber, irgendwo aus London. Sie hat sich in der Stadt wirklich gut ausgekannt.«

»Ich wette, sie war jahrelang im Heim«, meldete sich Catrina zu Wort.

»Wieso glaubst du das?«

»Das merkt man. Ich bin ihr nur einmal begegnet. Hier, genau wie Sylvia, vor ein paar Monaten. Wir spielten Tischtennis. Sie war ziemlich schlecht und stürmte beleidigt davon, als jemand von den anderen sie deswegen

aufzog. Wenn man viel im Heim war, merkt man das.«

»Es ist wie ein Geruch«, meinte Spike höhnisch.

Sylvia drehte sich zu ihm um. »Wie kann man bloß so was Bescheuertes sagen?«

Er zwinkerte ihr zu. »Keine Angst, Sylvia, du stinkst nicht. Du bist erste Sahne.«

»Jedenfalls weiß ich ganz sicher, dass sie als Heimkind aufgewachsen ist, weil sie mir sogar mal von einem Heim erzählt hat, in dem sie war«, fuhr Sylvia fort, ohne auf seine Bemerkung einzugehen. »Sie hat dort durchzusetzen versucht, dass eine Freundin an Weihnachten bei ihr im Zimmer übernachten durfte. Sie schliefen sowieso in nebeneinander liegenden Zimmern, es war also keine große Sache, aber sie erlaubten es trotzdem nicht. Das ist typisch für die Art, wie solche Heim geführt werden. Immer nur Verbote. Sie haben gesagt, es sei nicht erlaubt, zu zweit in einem Zimmer zu schlafen. Das sei gegen die Regeln. Lianne hat erzählt, dass sie und ihre Freundin sich in ihrem Zimmer verbarrikadiert haben und einfach nicht mehr rausgekommen sind. Am nächsten Tag sind sie damit bestraft worden, dass sie nicht am Weihnachtsessen teilnehmen durften. Crackers oder so was haben sie auch nicht gekriegt. Aber sie war trotzdem froh, es gemacht zu haben, schon aus Prinzip. Sie hat mir aber nicht erzählt, wo dieses Heim war. Sie hat aus vielen Sachen ein großes Geheimnis gemacht.«

»Wir haben sie auch nicht gefragt.«

»Wir respektieren hier anderer Leute Privatsphäre.«

»Ich weiß, dass sie manchmal im Park geschlafen hat. Sie meinte, das sei besser als die meisten dreckigen Jugendherbergen hier in der Stadt.«

»Glaubt ihr, sie war in vielen verschiedenen Heimen?«, fragte ich.

»Wahrscheinlich«, antwortete Sylvia. »Das ist bei den meisten von uns der Fall, wenn man erst mal ein gewisses Alter erreicht hat.« Ihr schönes Gesicht wirkte bei diesen Worten sehr ernst, ihr Ton fast selbstgefällig. »Wenn sie eine Ausreißerin war, stehen die Chancen recht gut, dass sie viel herumgekommen ist.«

»Sehen Sie mich an.« Ich wandte mich Catrina zu. »Ich war in zwölf Pflegefamilien und acht Heimen.«

»Ich lebte mal fast zwei Jahre bei einer Pflegefamilie«, mischte sich Laurie ein. Hinter dem Wust von Haar wirkte sein Gesicht pausbäckig und jung. Er war wohl kaum älter als vierzehn.

»Ja? Und was hast du falsch gemacht?«, fragte Catrina.

»Sie sind in den Norden raufgezogen. Sie haben gesagt, in ihrem neuen Haus hätten sie nicht genug Platz. Es hat sich wirklich cool angehört, mit Garten und allem Drum und Dran. Nahe am Meer.« In seiner Stimme schwang kein Selbstmitleid mit. Er klang ziemlich sachlich.

»Wisst ihr was über Liannes sexuelle Beziehungen?«, fragte ich vorsichtig. Sie schwiegen. Spike drückte mit einer heftigen Bewegung seine Zigarette aus. »Ich frage das nur, weil es vielleicht hilfreich sein könnte. Glaubt ihr beispielsweise, dass sie missbraucht worden ist?«

»Wahrscheinlich«, antwortete Sylvia ungerührt.

Spike rüttelte laut am Griff des Kickerautomaten. Er hatte das Gesicht zu einer hässlichen, höhnischen Grimasse verzogen. Ich hatte das Gefühl, dass er in Wirklichkeit mit den Tränen kämpfte.

»Wieso glaubst du das?«

»Falls sie tatsächlich lange Zeit ein Heimkind war, meine ich.«

»Du meinst, bei Jugendlichen, die lang im Heim waren,

ist damit zu rechnen, dass sie sexuell missbraucht worden sind?«

»Also, mir reicht das jetzt«, erklärte Spike. »Ich verschwinde.«

Aber er rührte sich nicht von der Stelle.

Ich musterte ihn. Sein vorher so bleiches Gesicht war jetzt stark gerötet, seine Wangen rot gefleckt. »Ihr geht also davon aus, dass sie sexuell missbraucht worden ist?«

»Nicht notwendigerweise sexuell, würde ich sagen«, meinte Catrina, »aber man trägt immer einen Schaden davon, wenn Sie wissen, was ich meine. Man hört ziemlich schnell auf, ein Kind zu sein.«

»Man traut keinem mehr«, pflichtete Laurie ihr bei. Endlich fasste er sich ein Herz und ließ sich zwischen den Mädchen nieder, während Spike sich nach wie vor neben der Tür herumdrückte. Ich holte noch einmal meine Zigarettenschachtel hervor, und er kam näher, um sich eine zu nehmen, blieb aber immer noch stehen.

»Gab es Jungs in ihrem Leben?«

Sie sahen sich an.

»Ich habe nichts mitbekommen«, erklärte Sylvia. »Und sie hat auch nie was erzählt. Viele erzählen das ja ganz offen, prahlen gern damit, aber Lianne hat nie was in dieser Richtung erwähnt. Was natürlich auch damit zu tun haben könnte, dass wir sie nicht so gut kannten. Oder was meint ihr?« Sie blickte in die Runde, und die anderen nickten.

»Sie war eng mit Daisy befreundet«, bemerkte Carla. »Ich weiß noch, dass sie sich mal gegenseitig die Zehennägel lackiert haben. Ich bin in Liannes Zimmer gekommen, und sie saßen kichernd da und lackierten sich gegenseitig die Zehennägel. Jeden Nagel in einer anderen

Farbe. Das war lustig«, erinnerte sie sich leicht wehmütig. »Lianne hat nicht oft gelacht. Die beiden haben mir erzählt, dass sie das Geld, das Lianne klaute, sparen wollten, um zusammen ein Restaurant aufzumachen.«

Schweigen senkte sich über die Gruppe, während sie alle an die beiden Mädchen dachten, die inzwischen tot waren. Plötzlich wirkten sie kindlich und hilflos. Sogar Spike, der immer noch stand, die Hände in den Hosentaschen und die Zigarette im Mundwinkel, sah aus, als hätte es ihn kalt erwischt. Ich verhielt mich still, weil ich sie in diesem nachdenklichen Moment nicht stören wollte.

»Einmal hat sie mich geküsst«, erklärte Laurie mit hochrotem Kopf, »nachdem ich ihr erzählt hatte, dass ich das noch nie gemacht habe.« Er verstummte. Carla nahm seine Hand und legte sie mit einer unerwartet rührenden und mütterlichen Geste auf ihren Schoß. »Jedenfalls hab ich es ihr erzählt, ich weiß auch nicht, warum, vielleicht, weil ich in der Woche ein Gespräch mit meinen Sozialarbeitern hatte und die mir eröffneten, dass es noch immer keine neue Pflegefamilie für mich gab, und ich mich an dem Tag so beschissen fühlte, ihr wisst schon, einsam oder sonst was, wie es einem halt hin und wieder passiert, und Lianne saß zufällig unten, da, wo der Snooker-Tisch steht, einfach so, ohne was zu tun, und sonst war niemand da. Und plötzlich hat sie mich geküsst. Sie hat mein Gesicht festgehalten und mich geküsst.« Seine Augen füllten sich mit Tränen. Carla tätschelte seine Hand.

»Ich hab sie mal weinen gehört«, sagte Spike völlig unvermittelt. Seine Stimme klang heiser. Während er sprach, wich er in Richtung Tür zurück, als würde er jeden Moment flüchten wollen. Keiner sagte ein Wort. »Ich hatte sie erst am Vortag kennen gelernt und gleich mit ihr gestritten, weil sie mein Radio geklaut hatte und

behauptete, es sei ihres. Sie war eine richtige kleine Diebin. Auf jeden Fall war es tagsüber, und ich kam gerade von irgendeinem Geschäft zurück.« Er warf mir einen verstohlenen Blick zu, ehe er weitersprach: »Jedenfalls hörte ich oben ein Geräusch. Ich wusste erst gar nicht, was es war, es klang so seltsam, wie eine Katze, die gequält wurde oder so was. Ich schlich mich hinauf und merkte, dass es aus ihrem Zimmer kam. Sie maunzte und wimmerte wie eine Katze. Ich stand eine Ewigkeit vor ihrer Tür, aber sie hörte einfach nicht auf. Sie weinte und weinte und weinte, als würde ihr das Herz brechen.«

»Bist du reingegangen?«, fragte ich.

Er runzelte die Stirn. »Ich wollte sie nicht in Verlegenheit bringen.«

Ich streckte meinen Kopf durch Wills Tür. Er starrte auf seinen Computerbildschirm.

»Überstunden?« Ich lehnte mich gegen die Wand. Meine Beine fühlten sich wacklig an, mein Kopf dröhnte vor Müdigkeit.

»Was? Ja, ich schätze.«

»Darf ich Sie was fragen?«

»Mmm?«

»Haben Sie zu Hause jemanden, der auf Sie wartet?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir schon.« Ich sah ihn an. Sein Gesicht wirkte wie versteinert. Ich beugte mich vor, nahm es in beide Hände und küsste ihn auf die Lippen. Dann drehte ich mich um und ging. Und er blieb einfach sitzen.

23. KAPITEL

Die Leute sollten Spaß an ihrer Arbeit haben. Eine der größten Freuden im Leben besteht darin, aktiv zu sein, und arbeiten stellt nun mal für die meisten Menschen die Hauptaktivität dar. Was auch immer sie tun, es sollte ihnen Spaß machen. Irgendwie besitzt der Mensch ja die Fähigkeit, an den seltsamsten Dingen Freude zu haben, und das ist auch richtig so. Ich würde diese Fähigkeit, es sich gut gehen zu lassen, fast als eine Art Antidepressivum bezeichnen, als eine Therapie gegen Langeweile und Angstgefühle. Ich weiß das und empfinde es auch so, aber manchmal scheint es trotzdem schwer zu ertragen.

Als ich zwölf war, wurde meine Großmutter beerdigt. Wir gingen zunächst ins Krematorium, dann in den so genannten Gedächtnisgarten, einen Bereich mit kurz getrimmten Hecken und einer kleinen Rasenfläche, die sich gut als Miniaturübungsplatz für Golfer geeignet hätte. Die Erwachsenen standen verlegen herum und lasen die Widmungen auf den Kränzen. Nach ein paar Minuten schlenderte ich davon. Ich kann mich noch an zwei Dinge erinnern: dass ich aus dem Kamin Rauch hochsteigen sah und mich fragte, ob das wohl meine Großmutter war. Und dass ich, als ich um die Ecke auf den Parkplatz für die Leichenwagen bog, die Leute vom Bestattungsinstitut auf den Motorhauben ihrer Wagen sitzen sah. Es war ein warmer Frühlingstag, einige von ihnen hatten ihre Jacken ausgezogen und die Ärmel hochgekrempelt. Sie rauchten und unterhielten sich. Ein paar lachten über einen Witz, den ich nicht verstand, weil ich zu weit weg war.

Eigentlich hätte ich mit meinen zwölf Jahren nicht mehr so naiv sein dürfen, aber mir wurde erst in diesem

Moment klar, dass die Leute vom Bestattungsinstitut nicht wirklich traurig über den Tod meiner Großmutter waren – dass sie ihnen im Grunde völlig egal war. Als ich mit meinem Vater zurückfuhr, berichtete ich erbost, was ich gesehen hatte, und legte ihm nahe, diesen Leuten keinen Pfennig zu bezahlen, weil sie so respektlos gewesen seien. Mein Vater erklärte mir geduldig, dass die Männer vom Bestattungsinstitut jeden Tag zu zwei oder drei Beerdigungen müssten und nicht um jeden Toten trauern könnten. Warum nicht?, fragte ich. Das war schließlich ihr Job.

Es gelang meinem Vater nicht, mich zu überzeugen. Ich kam zu dem Schluss, dass nur völlig gefühllose Menschen diesen Beruf ergreifen konnten. Einen guten, empfindsamen Menschen hätten die vielen Toten und der ständige Kummer in den Wahnsinn getrieben. Demnach mussten die Leute, die diesen Job machten, durchweg Psychopathen sein, die in der Lage waren, erst eine ernste Miene aufzusetzen, während sie den Sarg trugen, und dann nach Hause vor den Fernseher eilten oder mit ihren Kindern spielten und ihrer Frau erzählten, dass sie einen guten Arbeitstag gehabt hätten.

Natürlich war ich inzwischen erwachsen geworden und hatte gelernt, dass der Arzt, der die defekte Herzklappe eines Babys operierte, keineswegs so besorgt war wie die Mutter des Kindes.

Was also erwartete ich von Oban, Furth und dem Rest des Teams, zu dem auch einige wenige Frauen gehörten? Sie setzten die von ihnen erwartete ernste Miene auf und sprachen die dazu passenden Worte, solange die Kamera auf sie gerichtet war. Es handelte sich um einen schrecklichen Fall, und alle, die damit zu tun hatten, waren zutiefst geschockt. Trotzdem hatten sie gleichzeitig eine Menge Spaß. Zum Beispiel DCI Oban. Er war nicht direkt

in Festtagslaune, aber sein Gang wirkte plötzlich viel federnder. Was ja durchaus verständlich war. Erst hatte man ihm einen dubiosen, hoffnungslosen Mordfall aufs Auge gedrückt, den kein anderer haben wollte und für den sich niemand interessierte, es sei denn, bei den Ermittlungen lief etwas schief. Nun hatte sich dieser Fall wie durch ein Wunder in den Mordfall des Jahres verwandelt, und jeder wollte sein Freund sein.

Als ich am Morgen nach meinem Besuch in Kersey Town in seinem Büro erschien, kam ich mir vor, als versuchte ich beim Premierminister vorzusprechen. »Sind Sie in Eile?«, fragte er, nachdem er mich mit einem freundlichen Nicken begrüßt hatte.

»Geht so«, antwortete ich.

»Gut«, antwortete er. »Dann können Sie mich ein Stück begleiten, und wir reden unterwegs.«

Ein schwieriges Unterfangen. Unterwegs zur nächsten Besprechung nahm er einen Anruf nach dem anderen entgegen. Ein paar Minuten Verspätung waren ohnehin eingeplant, weil das allen zeigte, dass er in diesem Stück die Hauptrolle spielte. Es war, als würde man vom Bahnsteig aus mit jemandem reden, dessen Zug sich gerade in Bewegung setzte. Als ich ihm von meinem Gespräch mit den jungen Leuten erzählen wollte, die Lianne gekannt hatten, unterbrach er mich schon nach wenigen Augenblicken: »Muss ich das wirklich wissen, Kit?«

»Hören Sie, Oban …«

»Dan.«

»Der Hintergrund der Opfer ist das Einzige, was wir haben.«

Er blieb einen Moment stehen. »Da bin ich nicht so sicher. Solange mir keiner konkrete Beweise liefert,

müssen wir uns an das halten, was ich auf der Pressekonferenz gesagt habe, und davon ausgehen, dass wir es mit einem Täter zu tun haben, der lediglich die Gunst der Stunde genutzt hat. Haben Sie schon mit Seb gesprochen? Er ist derselben Meinung.«

»Nein, ich habe noch nicht mit ihm gesprochen.« Ich schob dieses Gespräch schon seit Tagen vor mir her. Das war einer der Gründe, warum ich auf Poppys Anrufe nicht reagiert hatte – ich wollte nicht statt ihrer Seb an der Strippe haben.

»Ich treffe mich gleich mit ihm«, erklärte Oban. »Dann können Sie das mit ihm besprechen.«

»Das wird nicht nötig sein.«

»Ich möchte keine Rivalität zwischen Ihnen beiden.«

»Da gibt es keine Rivalität.«

»Ach, übrigens, Kit, haben Sie mit irgendjemandem über unseren Mr. Doll gesprochen?«

»Nein«, antwortete ich. »Mit wem sollte ich über ihn sprechen?« Ich musste an Dolls Überraschungsbesuch denken. »Er ist kürzlich bei mir in der Wohnung aufgetaucht.«

Oban zuckte mit den Achseln. »An Ihrer Stelle wäre ich vorsichtig.«

»Das bedeutet natürlich, dass Julie über ihn Bescheid weiß.«

»Natürlich«, antwortete Oban augenzwinkernd.

»Ach ja, und ich habe mit Will Pavic über ihn gesprochen. Will kennt ihn sowieso.«

»Pavic schon wieder?« Oban stieß einen weiteren Grunzlaut aus. »Ihr Umgang macht mir langsam Sorgen. Was dieser Typ treibt, ist eine ziemliche Gratwanderung.«

»Sie sind nicht der Erste, der das sagt.«

Obans Miene verfinsterte sich. »Ich meine es ernst, Kit. Pavic hat sich mit vielen Leuten hier in der Gegend angelegt. Die Leute von den Sozialdiensten hassen ihn. Ein paar von den Journalisten haben ihn ebenfalls auf dem Kieker.«

»Wieso denn eigentlich?«, fragte ich. »Ich weiß, dass er keine besonders umgängliche Art hat, aber im Grunde versucht er doch nur zu helfen.«

»Meinen Sie?«, fragte Oban in zweifelndem Ton. »Einige Leute sind da ganz anderer Meinung. Es gibt Gerüchte über Drogenhandel in seinem Jugendhaus. Eigentlich sind es schon mehr als Gerüchte. Manche Leute sagen, dass er bloß beide Augen zudrückt, aber andere behaupten, er sei mit ein paar Prozent am Geschäft beteiligt. Glauben Sie mir, wenn der Typ auch nur den kleinsten Fehler macht, kann er einpacken. Aber ich wollte eigentlich was ganz anderes sagen. Ich bin von ein paar Journalisten wegen Mickey Doll angerufen worden.«

»Wieso denn das?«

»Sie haben mir Fragen gestellt. Stimmt es, dass er wegen der Morde verhört worden ist? Ist mit einer Anklage zu rechnen? Warum hat man ihn wieder laufen lassen?«

»Wie haben die überhaupt von Doll erfahren?«

»Dieses Revier ist wie eine gottverdammte Nachrichtenagentur. Wenn hier jemand auch nur furzt, hängt sich sofort ein anderer an die Strippe und informiert die *Mail*.«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Hab nur die groben Fakten aufgezählt. Falls diese Leute bei Ihnen ebenfalls anrufen sollten, verweisen Sie sie an mich. Da ist er ja.«

Ich rechnete schon damit, Michael Doll zu sehen, aber er

meinte Seb, den Lieblingspsychiater der Medien. Poppys Mann und damit eine Art Freund von mir. Heute sah er aus, als würde er gleich in den Ein-Uhr-Nachrichten auftreten. Er trug eine schwarze Hose mit tadelloser Bügelfalte, Stiefel und eine ziemlich auffällige schwarze Lederjacke über einem leuchtend weißen Hemd. Sein Haar war aufs Vorteilhafteste zerzaust, und passend dazu hatte er sich einen Eintagesbart stehen lassen. Er trat auf mich zu, küsste mich auf beide Wangen und nahm mich anschließend noch in den Arm. »Kit«, sagte er, »ist das nicht großartig? Dass wir am selben Fall arbeiten, meine ich.«

»Wunderbar«, antwortete ich, gefangen in seinen Armen, in denen ich mich höchst unwohl fühlte. »Wie geht's Poppy?«

»Was? Ach so, gut, alles im grünen Bereich. Du weißt ja, wie Poppy ist.« Lachend zwinkerte er Oban zu. »Kit und ich kennen uns schon eine Ewigkeit.«

»Sieht fast so aus.«

»Sie und meine Frau sind dicke Freundinnen. Kit gehört sozusagen zur Familie.«

»Dann kennen Sie auch Julie?«, fragte Oban.

»Julie?« Seb runzelte die Stirn. »Kenne ich Julie, Kit?«

»Ich hoffe, ich habe jetzt nichts Falsches gesagt«, meinte Oban mit spitzbübischer Miene.

»Nein, nein.« Ich spürte, wie meine Wangen zu brennen begannen. »Hören Sie, Dan, das wollte ich schon längst –«

»Wie auch immer. Wir haben einiges zu besprechen. Moment.« Sein Handy klingelte schon wieder.

»Oban hat mir von deiner Einschätzung des Falls erzählt«, sagte ich zu Seb, während wir warteten. »Das meiste wusste ich allerdings schon. Ich glaube, ich habe

dich im Radio über den Fall reden hören, bin mir aber nicht sicher, ob ich deine Schlussfolgerungen mitbekommen habe. Sie mussten vorher irgendeinen Song spielen.«

»Ach, das«, antwortete er geistesabwesend.

Oban verstaute sein Telefon und trat wieder zu uns. »Wir müssen in diesem Fall alle zusammenarbeiten.«

»Ich bin natürlich hocherfreut, dass Kit mit von der Partie ist«, antwortete Seb mit seinem typischen breiten Grinsen und berührte mich an der Schulter. »Ich habe immer gehofft, sie würde im Hinblick auf ihre Arbeit mal ein bisschen mehr Ehrgeiz entwickeln. Trotzdem finde ich, wir sollten die Hackordnung von vornherein klarstellen. Zwei separate Ermittlungsstränge sind zu einem verschmolzen worden, und ich bin im Hauptfall als Berater engagiert worden.«

»Aber der Mord an Lianne ist zuerst passiert, Seb. Willst du damit sagen, dass der Mord an Philippa Burton wichtiger ist?«

»Ich wollte damit nur sagen, dass die Ermittlungen breiter angelegt waren. Fakt ist, dass wir zwei psychologische Berater haben, und deswegen möchte ich die Dinge klarstellen. Nur damit es keine Missverständnisse gibt.«

»Ich verstehe nicht ganz«, erwiderte ich.

»Nun ja, ich bin beispielsweise der Meinung – nur, um irgendein Beispiel herauszugreifen –, dass die öffentliche Darstellung unserer psychologischen Beratungstätigkeit eine gewisse Konsistenz erfordert.«

»Sie meinen, Sie wollen im Fernsehen und bei Pressekonferenzen in Erscheinung treten«, fasste Oban seine Worte trocken zusammen.

»Damit habe ich kein Problem«, erklärte ich hastig.

»Dann sind wir uns in diesem Punkt also einig«, meinte Oban.

»Das war nur ein hypothetisches Beispiel«, antwortete Seb, »aber falls das gewünscht wird, bin ich durchaus bereit, diese Aufgabe zu übernehmen.«

»Aber Kit wird weiterhin eine zentrale Rolle spielen«, verkündete Oban in entschiedenem Tonfall. »Wir haben es schließlich ihr zu verdanken, dass die Ermittlungen in den beiden Fällen zusammengelegt werden konnten.«

»Ja, das habe ich gehört«, sagte Seb. »Da hast du wirklich einen Glückstreffer gelandet, Kit.«

Ich holte tief Luft. Ich hatte nicht vor, mich provozieren zu lassen. »Wie kommen Ihre Leute mit der Analyse der Fasern voran?«, wandte ich mich an Oban. »Irgendwelche Hinweise auf den Wagentyp?«

Oban schüttelte den Kopf. »Sie können sich gern die technischen Daten ansehen, wenn Sie wollen. Es handelt sich um eine ganz besondere Art von farbiger Synthetikfaser. Beide Proben stammen definitiv von derselben Quelle, aber das muss nicht unbedingt der Teppich des Wagens sein. Es kann sich genauso gut um eine Decke oder ein Stück Stoff oder hundert andere Dinge handeln. Das Ergebnis ist uns keinerlei Hilfe.« Mit ratloser Miene schob er die Hände in die Hosentaschen. »Ich muss gehen. Eine Besprechung mit jemandem aus dem Innenministerium. Danach treffe ich mich mit ein paar Leuten, die den Mörder mit Wünschelruten finden wollen. Zumindest glaube ich, dass es was in der Richtung war. Idioten mit gegabelten Stöcken.«

Nachdem er weg war, standen Seb und ich verlegen da und wussten nicht so recht, was wir sagen sollten. »Wie geht’s Poppy?«, fragte ich, ohne daran zu denken, dass ich

ihn das schon gefragt hatte.

»Ach, du weißt ja, wie sie ist«, antwortete er, den Blick auf einen Punkt über meiner Schulter gerichtet. »Übrigens wollte ich dich schon die ganze Zeit anrufen. Hat Poppy es dir erzählt? Megan und Amy konnten nach deiner Gutenachtgeschichte tagelang nicht schlafen. Sie sind jede Nacht schreiend aufgewacht.«

»Das tut mir Leid!«, sagte ich bestürzt. »Ich wollte nicht …«

»Nein, war doch nur ein Scherz. Trotzdem, interessante Idee.

Ist mir gar nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Wo hast du die Geschichte her?«

»Das habe ich dir schon gesagt, glaube ich. Es war ein Traum, der mich seit meinem Unfall immer wieder mal quält.«

»Rotes Zimmer. Interessante Idee. Eine blutige Kammer. Glaubst du, es handelt sich dabei um eine Art Gebärmutter? Deine Mutter ist früh gestorben, nicht wahr? Glaubst du, du bringst auf diese Weise den Wunsch zum Ausdruck, in ihren toten Schoß zurückzukehren?«

Ich verspürte den starken Drang, Seb mit einem schweren Gegenstand auf den Kopf zu schlagen. »Nein, das glaube ich nicht«, antwortete ich. »Es ist eine Geschichte über eine große Angst, weil es mir große Angst eingejagt hat, dass mir jemand das Gesicht zerschnitten hat.«

»Auch möglich«, meinte Seb nachdenklich. »Hast du was darüber geschrieben? Planst du eine Arbeit darüber?«

»Nein«, antwortete ich. »Mein Thema sind normalerweise die Träume anderer Leute.«

»Gut«, sagte er. »Gut.«

Am nächsten Morgen klingelte sehr früh das Telefon. Es war Oban. »Besorgen Sie sich eine Zeitung.«

»Wie meinen Sie das? Was für eine?«

»Eine von den Boulevardzeitungen. Egal, welche. So ein Mist!« Mit diesen Worten legte er auf.

Fünf Minuten später, nach einem atemlosen Sprint zu dem Mann an der U-Bahn-Station, lag eine Auswahl der Boulevardzeitungen des Tages auf meinem Tisch. Das vertraute, leicht belämmerte, aber zugleich irgendwie bemüht dreinblickende Gesicht von Michael Doll starrte Julie und mir aus einem Durcheinander riesiger, reißerischer Schlagzeilen entgegen: »VERHAFTUNG IM PIPPA-MORD. ›ICH BIN UNSCHULDIG‹ BEHAUPTET PIPPA-VERDÄCHTIGER. ›SCHRÄGE‹ VERGANGENHEIT DES PIPPA-VERDÄCHTIGEN.«

Pippa. Schon wieder dieser Name. Die richtige Länge für eine Schlagzeile. Und wo war Lianne? Wer dachte an sie? Ich überflog die Zeitungen. Es war alles da. Die Befragung, ein verdächtig detaillierter Bericht über alles, was die verkabelte Colette in Erfahrung gebracht hatte, die »verfahrenstechnischen Gründe«, die dazu geführt hatten, dass Doll wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Außerdem ein skizzenhafter Abriss seines Lebens: Kinderheim, Jugendheim, kleinere Sexualdelikte. Eine junge Frau von der *Daily News* hatte es geschafft, ein »Exklusivinterview« zu bekommen – als ob es ein Problem wäre, diesen bemitleidenswert einsamen Mann dazu zu bringen, mit einer jungen Frau zu sprechen. Zumindest fiel in diesem Artikel auch einmal der Name Lianne. Doll brüstete sich damit, dass er zum betreffenden Zeitpunkt in der Nähe des Tatorts gewesen sei. Um noch einen draufzusetzen, stritt er ab, zum Kreis der

Verdächtigen gehört zu haben. Nein, ganz im Gegenteil, erklärte er, er sei ein wichtiger Zeuge, der einzige Mensch, der überhaupt etwas gesehen habe. Neben dem Artikel war ein Foto abgedruckt, das ihn mit stolzer Miene in seinem Zimmer zeigte.

Dolls Zimmer. Die Beschreibung dieses Zimmers durch die Journalistin – eine reiche, clevere Frau, die diesem verzweifelten, armen, verkorksten Mann gegenübergesessen hatte – war für sich selbst genommen bereits eine Art von Anklage. Dagegen wirkte der Schluss des Artikels auffallend vorsichtig formuliert, als hätte der Verfasserin dabei ein Jurist über die Schulter geblickt: »Wir wollen damit nicht andeuten, dass Mickey Doll irgendwie an dem Verbrechen beteiligt war. Er gehört nicht zum Kreis der Verdächtigen. Es liegen keinerlei Beweise vor, die ihn mit den tragischen Morden an Lianne und der jungen Mutter Philippa Burton in Verbindung bringen. Trotzdem sind Männer wie Mickey Doll mit seinen durch Pornos angeregten Fantasien und seiner kriminellen Vorgeschichte eine offensichtliche Bedrohung für die Gemeinschaft, unsere Familien und Kinder. Indem wir einen Mann wie Doll beim Namen nennen, sein Foto abdrucken und seinen Wohnort preisgeben, rufen wir selbstverständlich nicht zu irgendwelchen Aktionen gegen ihn auf. Das wäre zwar verständlich, aber gegen das Gesetz, egal, wie gerechtfertigt die Sorgen der normalen Bürger auch sein mögen. Es ist nun an den Politikern, endlich zu handeln.«

Julie griff nach der Zeitung mit dem Interview und las es, während sie langsam ihren Kaffee trank und dazu eine Schüssel Obst verspeiste. »Hmm«, sagte sie, als sie fertig war. »Das ganze Ausmaß seines Charmes kommt da nicht wirklich rüber.«

Am nächsten Tag erzählte mir Oban – recht beiläufig,

wie ich fand –, dass Doll im Krankenhaus sei. Ein besorgter Bürger sei in einem Pub zu ihm hingegangen und habe ihm eine zerbrochene Flasche ins Gesicht gerammt. »Jetzt hat er auch eine Narbe«, fügte er fröhlich hinzu. »Er hat angeblich nach Ihnen gefragt, aber wenn ich Sie wäre, würde ich ihn nicht besuchen.«

»Nein, das ist wahrscheinlich keine gute Idee«, gab ich ihm mit einem Anflug schlechten Gewissens Recht, und verdrängte Doll ganz schnell aus meinem Kopf.

24. KAPITEL

Zwei Tage nach dem Angriff auf Doll suchte ich ein weiteres Mal die Burtons auf, nicht weil ich es für eine besonders viel versprechende Idee hielt, sondern weil Oban mich dazu drängte. »An dem Typen ist irgendwas seltsam«, sagte er.

»An den meisten Menschen ist irgendwas seltsam«, erwiderte ich.

»Er wirkt nicht betroffen genug.«

Ich fragte mich, was er damit meinte. Auf mich hatte Jeremy Burton mit seinem niedergeschlagenen, müden Gesichtsausdruck durchaus betroffen gewirkt. Gab es denn ein richtiges Maß an Trauer? Wie ließ sich das messen? Ich musste an die zahllosen Leute denken, die an der Stelle, wo Philippas Leiche gefunden worden war, Blumen niedergelegt und für die hübsche junge Mutter und das kleine Mädchen Tränen vergossen hatten. War das echte Trauer? Natürlich teilte ich Oban meine Gedanken nicht mit – er hätte bloß ironisch die Augenbrauen gehoben und statt meiner Seb geschickt.

Wie mit Jeremy Burton vereinbart, fuhr ich am Sonntagvormittag hin. Philippas Mutter öffnete mir die Tür und geleitete mich durch die Diele in die blitzsaubere Küche. Überall standen Blumen – samtige, aber schon welke Iris, halb vertrocknete Margeriten und zahlreiche Vasen mit weißen Lilien, deren intensiver, schwerer Duft das ganze Haus erfüllte. Im Vorbeigehen sah ich auf dem Wohnzimmertisch und dem Kaminsims Stapel von Kondolenzkarten liegen.

Ich warf einen Blick aus dem Küchenfenster. Vater und

Tochter waren zusammen im Garten, wo sie mit dem Rücken zum Haus auf einer schmiedeeisernen Bank saßen. Er löste gerade ein Kreuzworträtsel, und sie schlenkerte mit den Beinen. Irgendetwas ließ ihn den Kopf wenden, woraufhin ich grüßend die Hand hob und in den Garten hinaustrat. Er nickte mir freundlich zu. Ich hatte Bedenken gehabt, ihn erneut zu stören, aber er machte nicht den Eindruck, als wäre ihm mein Besuch lästig.

Nachdem wir uns die Hand gegeben hatten, faltete er umständlich seine Zeitung zusammen, wobei mir auffiel, dass er bei seinem Kreuzworträtsel kein einziges Kästchen ausgefüllt hatte. Er trug ein sommerliches T-Shirt und khakifarbene Shorts, wirkte aber trotzdem recht schick und adrett. Manche Leute sehen immer respektabel aus, dachte ich, andere hingegen nie. Man hätte Doll ein Bad, einen Haarschnitt, eine Rasur, eine Maniküre und einen sündteuren Anzug verpassen können, er hätte immer noch ungepflegt und irgendwie abstoßend ausgesehen. Seine Vergangenheit ließ sich nicht wegwaschen.

»Schau«, sagte Emily.

Ich ging in die Knie. Sie hatte neben sich auf der Bank ihre Schätze ausgebreitet, einen runden grauen Stein und einen scharfkantigen weißen, ein gegabeltes Stöckchen, eine Feder, ein Häufchen Moos, einen kleinen, erdverschmierten rosa Gummiball, ein altes Katzenhalsband, einen hölzernen Stiel von einem Eis, eine Plastiktube.

»Schau«, sagte sie noch einmal und öffnete ihre rundliche Faust. Auf der Handfläche lag ein kleines Schneckenhaus.

»Wo hast du das gefunden?«, fragte ich.

Sie deutete auf den gekiesten Bereich neben der Küchentür.

»Es ist sehr hübsch«, sagte ich. Ihre Finger schlossen sich wieder um das Schneckenhaus. Sie trug ein gepunktetes Sommerkleid, und ihr Haar war mit einer Klammer hinter den Ohren befestigt, was ihr Gesicht schmäler wirken ließ, als ich es in Erinnerung gehabt hatte.

»Das gebe ich alles Mami«, sagte sie in wichtigtuerischem Ton. Ich warf einen Blick zu ihrem Vater hinüber.

»Damit meint sie, dass sie die Sachen aufs Grab legen wird, wenn Phil beerdigt ist«, erklärte er mit gequälter Miene. »Es war die Idee meiner Schwiegermutter, dass Emily schöne Dinge für sie sammeln soll. Ich habe da meine Zweifel. Sie scheint mir die Idee ein wenig zu wörtlich zu nehmen.« Über seiner Nase erschien eine kleine Steilfalte.

»Was hast du denn noch alles gefunden?«, fragte ich die Kleine.

Vorsichtig stand sie auf, das Schneckenhaus noch in der einen Hand, und begann mit der anderen die übrigen Schätze einzusammeln. »Komm mit in mein Zimmer und sieh es dir an«, sagte sie.

»Kann ich auch ein bisschen später kommen? Zuerst muss ich mit deinem Vater sprechen.« Die Steine, das Moos und die Plastiktube landeten im Gras. Sie kniete sich hin, um die Sachen aufzuheben. Ihr Vater machte keine Anstalten, ihr zu helfen. Er hatte die Hände in den Taschen seiner Shorts vergraben und seine Zeitung unter den Arm geklemmt. Sein Gesicht wirkte unendlich müde. »Weißt du was, Emily? Ich bringe dir die Sachen mit, wenn ich zu dir komme und mir ansehe, was du sonst noch für deine Mutter gesammelt hast.«

»Versprochen?«

»Ja.«

»Nicht vergessen!« Sie deutete auf die Plastiktube zu meinen Füßen.

»Bestimmt nicht.«

Wir sahen ihr nach.

»Sie glaubt, Philippa kommt zurück.«

»Wirklich?« Ich starrte auf ihren geraden Rücken und ihre dünnen Beine. Sie verschwand durch die Küchentür.

»Möchten Sie sich nicht setzen?« Er deutete auf die Bank.

»Danke.«

»Kaffee?«

»Nein, danke, nichts.«

»Ich habe von Ihrem Erfolg gehört«, sagte er.

»Oh, na ja …«

»Ich glaube, ich habe Sie unterschätzt.«

»Wie geht es Ihnen?«, fragte ich ihn.

»Geht schon.«

»Können Sie schlafen?«

»Ja. Obwohl, nein, eigentlich nicht. Sie kennen das sicher. Ich wache auf und …« Er verstummte.

»Essen Sie genug?«

Er nickte.

»Ich habe vor ein paar Tagen mit Tess Jarrett gesprochen. Sie hat gesagt, Philippa sei ihr in den Wochen vor ihrem Tod zerstreut vorgekommen. Hatten Sie auch den Eindruck?«

»Nein.« Ich wartete. »Tut mir Leid. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Sie hatten nicht das Gefühl, dass ihr irgendetwas im

Kopf herumging?«

Er starrte auf den Boden, als versuchte er für einen Moment, meine Anwesenheit zu vergessen. »Auf mich wirkte sie genau wie sonst auch.«

»Erzählen Sie mir von dem Abend, bevor sie starb. Beschreiben Sie mir Ihren gemeinsamen Abend.«

Er seufzte und stimmte dann mit monotoner Stimme an: »Ich bin gegen sieben von der Arbeit nach Hause gekommen. Emily war schon im Bett, und Philippa las ihr gerade eine Geschichte vor. Anschließend haben wir Emily beide gute Nacht gesagt.«

»Welche Worte hat Philippa dabei benutzt?«

»Welche Worte sie benutzt hat?« Er blinzelte mich an.

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Wir sind hinuntergegangen. Ich habe uns beiden ein Glas Wein eingeschenkt, und wir haben zusammen eine Runde durch den Garten gedreht. Es war ein schöner Abend.« Inzwischen klang seine Stimme nicht mehr ganz so abgehackt. »Dann haben wir draußen zu Abend gegessen.« Er deutete auf den Terrassentisch.

»Was haben Sie gegessen?«

»Moussaka. Grünen Salat.«

»Worüber haben Sie gesprochen?«

Er starrte bekümmert vor sich hin. »Das weiß ich nicht mehr, ich kann mich nur noch daran erinnern, dass sie mich irgendwann gefragt hat, ob ich fände, dass sie älter aussehe.«

»Was haben Sie geantwortet?«

Er schnippte etwas, das ich nicht erkennen konnte, von seinen Shorts. »Bestimmt habe ich gesagt, dass sie für mich immer schön aussehe, irgendwas in der Art, aber an die genauen Worte kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Dann war also nichts anders an ihr? Oder an Ihrer Beziehung zu ihr?«

Er sprach jetzt, als würde er gerade aus einem tiefen Schlaf aufwachen. »Anders? Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen. Glauben Sie, das Ganze hatte etwas mit mir zu tun? Oder mit ihr? Sie war nicht depressiv. Sie hat nicht getrunken, und sie hat auch keine Drogen genommen. Sie ist nicht in Kersey Town herumgewandert wie dieses Mädchen …«

»Lianne.«

»Ja. Sie ist am Morgen aufgestanden und hat mir mein Frühstück gemacht. Sie hat sich um das Haus gekümmert. Und um Emily. Sie hat sich mit Freunden getroffen. Sie war glücklich. Sie hat davon gesprochen, wieder arbeiten zu gehen. Sie hat auch davon gesprochen, eines Tages weitere Kinder zu haben. Bald.« Seine Stimme klang jetzt ein wenig brüchig, aber er sprach weiter. »Dann, eines Morgens, nachdem sie Frühstück gemacht und das Haus aufgeräumt hatte, ist sie mit ihrem Kind losgezogen und aus heiterem Himmel ermordet worden. Ende der Geschichte. Zumindest sieht die Polizei es so, und auch dieser andere Doktor, der ein paar Mal hier war und Fragen gestellt hat. Falls Sie Gründe haben, anderer Meinung zu sein, dann verraten Sie sie mir bitte. Ich möchte sie wissen.«

Ich stand auf. »Es tut mir Leid, wenn ich Ihnen Kummer bereitet habe.« Ich beugte mich hinunter und hob das Häufchen Moos, die zwei Steine und die Plastiktube auf. »Sind Sie damit einverstanden, wenn ich noch kurz bei Emily vorbeischaue und ihr die Sachen bringe?«

»Sie ist wahrscheinlich in ihrem Zimmer. Im ersten Stock, gleich gegenüber der Treppe.«

»Danke.«

Sie war gerade damit beschäftigt, kleine Plastiktiere in einem Regalfach aufzustellen. Ich kauerte mich neben sie, die Hände um ihre Schätze gelegt. »Hier sind deine Sachen.«

»Passen Elefanten eher zu Löwen oder zu Pferden?«

»Wenn es nach mir ginge, würde ich sie zu den Löwen stellen. Möchtest du mir jetzt zeigen, was du für deine Mutter gesammelt hast?«

Sie stand auf und ging zum Bett hinüber, unter dem sie eine große Pappschachtel hervorzog. Nacheinander legte sie die Dinge auf den Boden: ein kleines Marmeladenglas, eine getrocknete Distelblüte, mehrere Sammelkarten aus Cornflakespackungen, drei Knöpfe, ein Stück Nylonfaden, auf dem Plastikperlen aufgereiht waren, eine Murmel, einen kleinen Fetzen eines seidigen orangefarbenen Stoffs, ein glitzerndes Stück Geschenkpapier, einen angeschlagenen Porzellanhund, einen Apfel. Ich beobachtete ihr Gesicht. Sie war völlig auf ihre Aufgabe konzentriert.

»Was davon magst du am liebsten?«

Sie deutete auf die Murmel.

»Was hätte deiner Mutter am besten gefallen?«

Sie zögerte einen Moment, deutete dann auf den orangefarbenen Stoff.

Die Tür ging auf, und Philippas Mutter streckte den Kopf herein. »Entschuldigen Sie«, sagte sie mit ihrer festen, angenehmen Stimme, »aber Emily bekommt gleich Besuch von einer Freundin.« Sie gab mir das Gefühl, als hätte ich mich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen bei ihnen eingeschlichen.

»Ja, natürlich.« Ich legte die Sachen, die ich noch in der

Hand hielt, vorsichtig in die Pappschachtel. »Auf Wiedersehen, Emily.«

»Und das Schneckenhaus«, sagte sie, ohne hochzublicken.

»Das Schneckenhaus ist hübsch. Hübsche Sachen haben ihr immer gut gefallen.«

Albie rief mich an. Er wolle nur hallo sagen und hören, wie es mir gehe. Ich hielt das Telefon ganz vorsichtig, als könnte es mich verletzen, und wartete. Wir warteten beide darauf, dass der andere etwas sagen würde. Dann verabschiedeten wir uns sehr höflich.

Ich rief meinen Vater an, aber er war nicht zu Hause. Ich wollte von jemandem hören: »Das Leben kann hart sein, aber mach dir keine Sorgen, mein Liebling, alles wird wieder gut.«

Ich wollte, dass mich jemand ganz fest in den Arm nahm und mir übers Haar streichelte. Ich sehnte mich nach meiner Mutter. Lächerlich, aber wahr. Würde mich dieses Gefühl denn niemals verlassen? Konnte es sein, dass ich meine Mutter bis ans Ende meines Lebens vermissen würde? Dass auch weiterhin kein Tag vergehen würde, an dem sie mir nicht fehlte? Ich griff nach dem Telefon, um Will anzurufen. In meiner Wohnung war es so still, dass ich das Ticken meiner Armbanduhr hören konnte. Aber ich ließ es bleiben. Was sollte ich ihm sagen? »Ich bin allein, komm bitte vorbei und nimm mich in den Arm?«

Ich schenkte mir ein Glas Wein ein und zündete zwei Kerzen an. Dann schaltete ich das Licht aus und legte mich aufs Sofa. Irgendwo im Halbdunkel surrte eine Stechmücke. Draußen begann es zu regnen. Was wusste ich schon von diesem Mann? Nichts, außer dass er einen erstklassigen Job in der City aufgegeben hatte, um

stattdessen ein Haus für obdachlose junge Leute zu betreiben, die durch sämtliche Sicherheitsnetze gefallen waren. Dass ihm die Polizei misstraute und ihn verdächtigte, in seinem Haus Drogenhandel zu dulden. Dass er oft mürrisch und schlecht gelaunt war und zu einer düsteren Weltsicht neigte. Trotzdem begehrte ich ihn in diesem Moment, weil er so ganz anders war als der überschwängliche Albie, und weil er aussah wie eine Krähe, ein einsamer Vogel. Ich wollte mich in sein zerzaustes Elend einhüllen und dafür sorgen, dass es uns beiden wieder besser ging.

Wie sich herausstellte, musste ich Will gar nicht anrufen, weil er von selbst zu mir kam. Am folgenden Abend – ich hatte einen anstrengenden Tag hinter mir und lag bereits im Bett – klingelte es an der Tür. Ich schlüpfte in meinen Bademantel und warf einen Blick auf die Uhr. Es war schon nach Mitternacht, wahrscheinlich hatte Julie mal wieder ihren Schlüssel vergessen. Ich stolperte zur Tür, noch in seltsamen Träumen gefangen. Draußen stand Will, und als er mich sah, sagte er mit einem Achselzucken: »Ich konnte nicht schlafen.«

Ich trat einen Schritt zur Seite, und er ging vor mir die Treppe hinauf. Nachdem er sich auf dem Sofa niedergelassen hatte, schenkte ich ihm ein großes Glas Whisky ein, und mir selbst ein kleineres. Ich fühlte mich sehr unwohl in meiner Haut, musste an meine zerzausten Haare und meinen schäbigen Bademantel denken. Außerdem wusste ich nicht, was ich mit ihm reden sollte. Hier in meiner Wohnung erschien er mir plötzlich so groß und fremd. Wie hatte ich es je wagen können, ihn zu küssen oder von ihm zu träumen? Er hatte noch nicht mal seinen Mantel ausgezogen und starrte in sein Glas, als könnte er darin eine Antwort finden.

Am Ende tat ich den ersten Schritt, weil ich die Düsterkeit meines Wohnzimmers und dieses erdrückende Schweigen nicht länger ertragen konnte. Ich ging zum Sofa und beugte mich zu ihm hinunter. Ich küsste ihn nicht, das erschien mir zu intim. Stattdessen knöpfte ich erst seinen Mantel auf, dann das Hemd. Er lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück, während ich zögernd seinen bleichen Körper berührte, den Blick auf sein Gesicht gerichtet. Ohne die Augen zu öffnen, streckte er die Arme aus und nahm mein Gesicht in beide Hände. Ich setzte mich rittlings auf ihn, zog meinen Bademantel auseinander, presste seinen Kopf an meine Brust und lauschte dem wilden Pochen meines Herzens. »Du solltest aufpassen«, murmelte er.

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach, es war mir auch egal. Wir waren bloß zwei Fremde, die Trost brauchten. Draußen blies der Wind Wellen von Regen gegen das Fenster.

25. KAPITEL

Als mich das Telefon aus dem Schlaf riss, hatte ich sofort das Gefühl, dass es noch mitten in der Nacht war. Meine Augenlider fühlten sich an wie zusammengeklebt. Wie lange hatte ich geschlafen? Ich befand mich in meinem eigenen Bett, aber seltsamerweise nicht auf meiner üblichen Seite, sondern dort, wo Albie immer gelegen hatte. Als ich den Arm ausstreckte, wurde mir mit einem schmerzhaften Ziehen in der Magengegend bewusst, dass ich allein war. Will war weg.

»Ja?« Mehr brachte ich nicht heraus.

»Kit?«

»Mit wem spreche ich?«

»Furth. Geht es Ihnen nicht gut?«

»Was?«, fragte ich dümmlich. »Sie müssen entschuldigen, aber Sie haben mich aufgeweckt.«

»Es ist ein Wagen unterwegs, der Sie abholen wird. Schaffen Sie das?«

»Wieso?«

»Der Chef möchte Sie im Krankenhaus sehen.«

»In welchem Krankenhaus?«

Am anderen Ende herrschte einen Moment Schweigen.

»Was spielt es für eine Rolle, um welches Krankenhaus es sich handelt?«

»Ich weiß auch nicht. Was ist passiert?«

»Ich hab jetzt keine Zeit. Wir erklären Ihnen alles vor Ort. Schaffen Sie das? Oder soll ich sagen, dass Sie nicht kommen können?«

Mein Gehirn erwachte allmählich zum Leben, wenn auch langsam, wie eine Eidechse in der Morgensonne. Mir war mittlerweile klar, dass es Furth am liebsten gewesen wäre, ich hätte mürrisch gebrummt, dass ich weiterschlafen wolle, und den Hörer auf die Gabel geknallt.

»Kein Problem«, sagte ich. »Wo treffen wir uns?«

»Der Fahrer weiß Bescheid«, antwortete Furth und legte auf.

Der Wagen war bereits unterwegs. Mir blieben nur ein paar Minuten. Ich stürmte unter die Dusche, drehte den Hahn auf sehr kalt und gestattete mir, einen Moment an Will zu denken, daran, wie wir uns wie zwei Ertrinkende aneinander geklammert hatten. Wer versuchte da wen in die Tiefe zu ziehen? Worum, zum Teufel, war es bei der ganzen Sache überhaupt gegangen? Wieso hatte er sich hinausgeschlichen wie ein Dieb? Ich drehte den Hahn in die andere Richtung, bis das Wasser so heiß war, dass es auf meiner Haut brannte. Ich musste an seinen Gesichtsausdruck denken, als er gekommen war, an den Laut, den er dabei ausgestoßen hatte, fast schon ein Schluchzen, und an die körperliche Nähe, die ich so lange entbehrt hatte. Dann war ich ebenfalls gekommen. Er hatte mich so fest gehalten, dass es mir fast Angst machte, und nun war er weg. War es das jetzt gewesen? Tja, dachte ich. Tja, was?

Schnell trocknete ich mich ab und begann mich anzuziehen. Ich knöpfte gerade meine Bluse zu, als Julie hereinkam, splitterfasernackt. Sie schien niemals einen von den Filmen gesehen zu haben, in denen sich die Heldin nach dem Aufstehen sofort in ein Handtuch hüllt. Anfangs hatte ich mich gefragt, ob sie das wohl tat, um zu demonstrieren, dass sie für eine so schlanke Frau irritierend große Brüste hatte, aber eigentlich machte sie

sich über solche Dinge keine Gedanken, was ich fast noch beunruhigender fand. »Was ist los?«, fragte sie. »Feueralarm?«

»Arbeit«, antwortete ich. »Scheint irgendwas passiert zu sein. Keine Ahnung, was.«

»Du meine Güte!«, sagte sie. »Das klingt aber wichtig.«

»Keine Ahnung. Sie haben mich gerade angerufen.« Ich fühlte mich noch immer nicht wach genug, um komplexere Sätze zu formulieren.

»Möchtest du eine Tasse Kaffee?«

»Ich glaube nicht, dass dafür noch Zeit ist. Sie haben schon einen Wagen losgeschickt, der mich abholen soll.«

Julie lächelte. »Ich habe gehört, dass du gestern Nacht Gesellschaft hattest.«

»Von wem hast du das gehört?«

»Nein, ich meine, ich habe es gehört. Durch die Wand.«

»Lieber Himmel, Julie, also wirklich …«

»Nein, nein«, unterbrach sie mich. »Ich konnte nichts dagegen tun. Es liegt an den Wänden. Sie sind dünn wie Papier.«

Ich spürte, wie ich knallrot anlief. »Das ist mir jetzt aber peinlich. Tut mir Leid, wenn du nicht schlafen konntest. Ich dachte, du wärst gar nicht da.«

»Ich bin früher nach Hause gekommen als sonst. Aber es braucht dir nicht Leid zu tun, ich habe mich für dich gefreut. Du hast ein bisschen Spaß verdient.«

»Als Spaß habe ich es nicht gerade empfunden.« Auf irgendeine bescheuerte Weise kam ich mir vor wie eine prüde ältere Verwandte von Julie.

»Wirklich?« Ihre Miene wirkte plötzlich besorgt. »Hat sich aber durchaus nach Spaß angehört. Wer war der

Typ?«

Ich holte tief Luft und stieß dann eine Art Schnauben aus.

»Wie der Zufall so spielt … es war Will. Du weißt schon, Will Pavic.«

»Du lieber Himmel!«, sagte sie. »Das ist ja seltsam! Ich meine, großartig. Pavic. Mein Gott. Ist er schon wach?«

»Nein. Das heißt doch, natürlich, er ist sogar schon weg.«

»Weg? Aha. Will Pavic. Das ist ja unglaublich. Wenn du zurückkommst, will ich jede noch so kleine Einzelheit hören!«

»Julie! Erstens: Ich habe nicht vor, dir jede Einzelheit zu erzählen. Und zweitens: Du scheinst ja sowieso schon alles zu wissen.« Es klingelte. In der Stille, die um halb drei Uhr morgens herrschte, klang es wie ein Alarm. »Und drittens: Ich muss los.«

Im Hinausgehen hörte ich Julie sagen: »Will Pavic. Das ist ja großartig. Phantastisch. Aber ist der Typ nicht ein bisschen seltsam?«

Ich schüttelte den Kopf und ging. Der Wagen, der vor der Tür stand, sah aus wie ein Taxi. Ein Mann im Anzug hielt mir die Beifahrertür auf.

»Dr. Quinn?«, fragte er.

»Sie bringen mich zu DCI Oban?«

»Davon weiß ich nichts. Ich setze Sie bloß am St.-Edmund's-Krankenhaus ab.«

»Gut.«

Unterwegs fragte ich ihn, ob er wisse, worum es bei der ganzen Aktion überhaupt gehe. Da er verneinte, stellte ich ihm keine weiteren Fragen, sondern schaute nur aus dem Fenster. Es war die stillste Zeit der Nacht, aber in London

kehrte niemals völlige Ruhe ein. Ein paar Zeitungsausfahrer waren unterwegs, hin und wieder mal ein Auto, ein paar Menschen, die schnellen Schrittes irgendeinem Ziel entgegeneilten. Die letzten Nacht-Schwärmer vom Abend vermischten sich mit den Leuten, die schon auf dem Weg zur Arbeit waren. Ich spürte, wie mein Puls zu rasen begann, während ich in meinem Kopf verschiedene Möglichkeiten durchging. Ein weiterer Mord. Eine Verhaftung. Was sonst konnte wichtig genug sein, um diese nächtliche Aktion zu rechtfertigen?

»Sind Sie eine richtige Ärztin?«, fragte mich der Fahrer.

»Mehr oder weniger.«

»Dann kennen Sie bestimmt ein paar Leute in dem Krankenhaus?«

»Nicht um diese Zeit.«

Er hielt vor der Notaufnahme, wo ein uniformierter Beamter wie ein Portier vor der Tür wartete. Während ich ausstieg, murmelte der Fahrer etwas in das Funkgerät auf seinem Schoß. Er bekam eine knackende Antwort, die ich nicht verstand.

»Ich bin Kit Quinn«, sagte ich zu dem Beamten vor der Tür.

»Ja«, antwortete er. »Ich bringe Sie hoch.«

Ich habe in meinem Leben schon viel Zeit an Orten verbracht, die niemals ganz zur Ruhe kommen – Flughäfen, Polizeireviere, Krankenhäuser – und mag sie wegen ihrer oft ein wenig verloren wirkenden Betriebsamkeit, die auch dann noch anhält, wenn es draußen dunkel ist und die braven Bürger längst schlafen. Vor der Tür standen ein paar Krankenwagen; ein Arzt und eine Krankenschwester liefen vorbei, aus mehreren Richtungen wurde etwas gerufen. Eine blasse junge Frau in einem weißen Mantel saß mit einer Tasse Kaffee und

einem unappetitlich aussehenden Sandwich in einer Ecke und versuchte nebenbei irgendein Formular auszufüllen. Der Beamte führte mich eine Treppe hinauf und dann einen Gang entlang. Schon aus fünfzig Metern Entfernung konnte ich Oban auf einer Bank sitzen sehen. Nachdem er mir von weitem zugenickt hatte, gab er vor, seine Fingernägel zu inspizieren, als hätten sie etwas unglaublich Faszinierendes an sich. Erst als ich nur noch ein paar Meter entfernt war, blickte er wieder auf.

Ich war schon gespannt auf seine Miene. Würde er mich traurig ansehen? Oder triumphierend? Wider Erwarten konnte ich seinen Gesichtsausdruck nicht deuten. Er sah aus wie ein besorgter Verwandter, der auf Nachrichten wartet, ein erwartungsvoll, aber auch etwas beunruhigt dreinblickender Vater. Außerdem sah er schrecklich aus. Zerknautscht, unrasiert, grau vor Müdigkeit. »Danke, dass Sie gekommen sind, Kit«, murmelte er.

»Und?«, fragte ich. »Was ist passiert? Ein weiterer Mord?«

»Nein«, antwortete er und versuchte zu lächeln, was ihn sichtlich anstrengte. »Ich glaube, ich habe meine Wette gewonnen. Falls es überhaupt eine Wette war. Ich wünschte, ich hätte ein besseres Gefühl dabei.«

»Welche Wette?«

»Wenn ich mich recht erinnere, habe ich sinngemäß gesagt, unser Mörder kurve mit seinem Auto durch die Stadt und warte auf seine nächste Chance zuzuschlagen. Sie hatten da Ihre Zweifel. Nun hat er wieder zugeschlagen. Oder es zumindest versucht.«

»Wie meinen Sie das? Wer liegt hier im Krankenhaus?«

»Ms. Bryony Teale. Oder Mrs. wie auch immer. Vierunddreißig Jahre alt.«

»Ist sie schwer verletzt?«

»Körperlich nicht. Ich habe darum gebeten, dass man einen Arzt vorbeischickt, der Ihnen alles erklären kann.«

»Was ist passiert?«

»Bryony Teale ist abends am Kanal entlangspaziert, das dumme Mädchen. Manche Leute tun so, als wäre es ein idyllisches Flussufer auf dem Land. Sie wurde von einem Mann überfallen, aber während er sie attackierte, kamen auf dem Pfad zwei weitere Leute daher. Der Mann ergriff die Flucht. Man hörte einen Wagen mit quietschenden Reifen wegfahren.«

Ich schwieg. Meine Gedanken rasten. »Sind Sie sicher, dass da eine Verbindung besteht?«

»Wir überprüfen das noch. Aber es war fast auf den Meter genau an derselben Stelle, wo Liannes Leiche gefunden wurde. Das scheint mir doch sehr auf eine Verbindung hinzudeuten.«

»Lieber Himmel! Und gab es Zeugen?«

»Ja, zwei.«

»Konnten sie den Wagen beschreiben?«

Oban schüttelte mit finsterer Miene den Kopf. »Das wäre zu schön, nicht? Sie waren damit beschäftigt, Bryony zu helfen. Sie war in einem schrecklichen Zustand.«

»Hat sie schon was gesagt?«

»Noch nicht. Sie steht unter einem schweren Schock. Sie kann kaum sprechen.«

»Was mache ich dann hier?«

»Ich möchte trotzdem, dass Sie mit ihr reden. Jetzt, später, wann immer sie dazu in der Lage ist. Ich möchte wissen, was Sie aus ihr herausbekommen können. Hypnotisieren Sie sie, leuchten Sie ihr mit einem Lämpchen in die Augen, halten Sie ihr einen Gegenstand vor die Nase, egal, was, Hauptsache, Sie bringen in

Erfahrung, was sie weiß.«

»Natürlich. Aber was ist mit Seb?«

»So was ist nicht ganz sein Ding. Machen Sie sich seinetwegen keine Gedanken. Ich regle das mit ihm. Außerdem ist eine Frau für diesen Job besser geeignet.«

»Dr. Quinn?«

Ich blickte mich um. Hinter mir stand ein Arzt, ein bereits kahl werdender, sehr bleicher Mann in meinem Alter, der einen leicht genervten Eindruck machte. Wahrscheinlich war er der Meinung, dass wir hier nur im Weg herumstanden und ihm die Zeit stahlen. Er sah aus, als sollte er eigentlich an zwei Orten gleichzeitig sein.

»Ja.«

»Ich bin Dr. Steen. Wie ich höre, interessieren Sie sich für Bryony Teale.« Er warf einen Blick auf sein Klemmbrett. »Sie ist keine Patientin von mir, aber ich habe mir ihre Karte angesehen. Keine Verletzungen, abgesehen von ein paar oberflächlichen Schürfwunden. Sie steht unter Schock, was verständlich ist. Dr. Lander hat entsprechende Maßnahmen ergriffen – Rehydratation, Wärme, das Übliche. Wir beobachten sie noch. Bis zum Morgen dürfte sie sich einigermaßen erholt haben.«

»Hat sie Familie? Ist jemand verständigt worden?«

Steen zuckte mit den Achseln. »Sie ist keine Patientin von mir«, antwortete er. »Tut mir Leid.«

»Kann ich mit ihr reden?«

Er warf einen ratlosen Blick auf sein Klemmbrett, als erhoffte er sich von ihm eine Antwort. »Ich weiß nicht«, antwortete er schließlich zögernd. »Das ist wahrscheinlich keine so gute Idee.«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, erklärte ich.

»Ich bin es gewöhnt, mit solchen Patienten umzugehen. Ich werde sie nicht zu sehr bedrängen.«

»Also gut«, antwortete er. »Ich glaube, es ist eine Krankenschwester bei ihr. Ich muss leider gehen, ich bin sehr in Eile.«

Und weg war er.

»Na also«, sagte ich. »Soll ich jetzt reingehen?«

»Ich bitte darum«, antwortete Oban.

Meine Hand lag bereits auf dem Türgriff, als ich mich noch einmal umdrehte. »Eins verstehe ich nicht«, sagte ich. »Eigentlich ist das für den Fall doch eine positive Entwicklung. Wir haben Zeugen, und es ist niemand ums Leben gekommen. Warum wirken Sie so niedergeschlagen?«

»Ich bin eigentlich gar nicht niedergeschlagen«, antwortete Oban. »Bloß verwirrt. Und das gefällt mir nicht.«

»Wieso verwirrt?«

»Es gibt da einen Punkt, den ich noch nicht erwähnt habe.«

»Nämlich?«

»Diese beiden Zeugen, die Bryony gerettet haben.«

»Ja?«

»Einer von ihnen war Mickey Doll.«

26. KAPITEL

In dem Moment hätte ich gern mein Gesicht gesehen.

»Doll?«, wiederholte ich dümmlich. »Doll?« Oban starrte mich bedrückt an und nickte. »Er war *wieder* Zeuge?«

»So ist es.«

»Aber das …« Ich hielt inne. Ich wusste nicht, was ich sagen oder denken sollte.

»Tja.«

»Aber warum?«

»Daran arbeite ich noch.«

Wir schwiegen beide eine ganze Weile. Ich war zu keiner Bewegung fähig, geschweige denn zu klaren Gedanken oder Aussagen. »Nun«, brachte ich schließlich heraus, »ich spreche jetzt wohl besser mit dieser Frau.«

Das Erste, was mir auffiel, war ihr langes Haar, das die Farbe von reifen Aprikosen hatte. Das Zweite waren ihre Hände, die sie auf der Decke ganz fest zur Faust geballt hatte. Kaum war ich an ihr Bett getreten, stand auch schon die Nachtschwester neben mir – eine riesige Frau, deren Gang mich an ein stampfendes Schiff erinnerte und deren Schuhe auf dem Linoleumboden laut quietschten. »Sie dürfen sie auf keinen Fall aufregen«, erklärte sie, während sie mit ihren gewaltigen Fingern nach dem zarten Handgelenk der Frau griff und es eine Minute lang festhielt, wobei sie den Kopf schräg legte, als würde sie einem Geräusch lauschen. Dann verließ sie quietschenden Schrittes den Raum und zog die Tür hinter sich zu.

»Hallo, Bryony.« Sie starrte mich an, als könnte sie mich nur unscharf sehen. Ihre Pupillen waren geweitet. Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich. Dabei fiel mir auf, dass ich zwei verschiedene Socken trug. »Ich heiße Kit.«

»Hallo«, murmelte sie und kämpfte sich in eine sitzende Haltung, sodass ihr Haar nach vorn fiel. Sie hatte ein sehr auffallendes, etwas flaches Gesicht mit hohen Wangenknochen und einem markanten Kinn. Ihre Augen waren hellbraun, fast golden.

»Sie haben einen Schock erlitten«, fuhr ich fort, »aber jetzt sind Sie in Sicherheit. Es besteht für Sie kein Grund mehr, sich zu fürchten. Okay?«

Sie nickte und brachte ein kleines Lächeln zustande. »Sie müssen entschuldigen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Es tut mir Leid, dass ich noch so schwach bin.«

Ich erwiderte ihr Lächeln. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Kann ich Ihnen irgendetwas bringen? Tee? Oder etwas zu essen?«

»Nein, danke.«

»Sehen Sie, draußen wird es schon hell.« Ich deutete auf das kleine Fenster. »Die Nacht ist fast vorüber.«

»Ich möchte nach Hause.«

»Ich bin sicher, das wird sehr bald möglich sein. Wo sind Sie zu Hause?«

»Nach Hause«, wiederholte sie, ohne auf meine Frage einzugehen, und hob eine Hand an den Kopf. »Warum fühle ich mich so komisch?«

»Sie haben ein schockierendes Erlebnis hinter sich. Da ist es ganz normal, dass Sie sich komisch fühlen.«

»Wie die Leute nach der Fußballkatastrophe?«

»So ungefähr.«

»Aber ich bin gar nicht dieser Typ Mensch.« Sie strich

mit den Fingern über ihr Gesicht, als müsste sie ihre Gesichtszüge nachzeichnen, um sich auf diese Weise ins Gedächtnis zu rufen, wer sie war. »Was ist passiert?«

»Sie erinnern sich nicht?« Oban würde noch niedergeschlagener sein, wenn er das hörte.

»Ich kann mich nur an Bruchstücke erinnern, wie in einem Nebel. Erzählen Sie mir, was passiert ist. Bitte.« Sie beugte sich vor und berührte ganz leicht meinen Handrücken.

Ich musste an jene verwirrten, nebeligen paar Sekunden auf dem Polizeirevier von Stretton Green denken, die Wärme des Blutes auf meiner Haut. »Sie sind am Kanal von einem Mann überfallen worden. Aber Sie hatten Glück. Zwei andere Männer sind Ihnen zu Hilfe gekommen. Ihr Angreifer rannte davon. Natürlich wird alles, woran Sie sich erinnern können, der Polizei von großem Nutzen sein, aber Sie sollten nicht versuchen, etwas zu erzwingen. Lassen Sie es einfach von selbst wiederkommen, und verdrängen Sie es dann nicht.«

Sie nickte, setzte sich noch ein wenig aufrechter hin und zog die Bettdecke um ihren Körper.

»Mein Kopf tut weh«, sagte sie, »und ich habe Durst. Kann ich ein Glas Wasser haben?«

Ich schenkte aus dem Krug, der auf dem Nachttisch neben ihrem Bett stand, einen Plastikbecher voll. Als sie danach griff, zitterten ihre Hände so heftig, dass ein wenig Wasser auf die Bettdecke schwappte und sie die zweite Hand zu Hilfe nehmen musste.

»Danke«, sagte sie. »Gott, bin ich müde. Kommt Gabriel bald?«

»Gabriel?«

»Mein Mann.«

»Ich bin sicher, dass die Polizei ihn verständigt hat.«

»Gut.« Sie legte sich wieder hin.

»Können Sie mir erzählen, woran Sie sich erinnern, Bryony?«

»Ich erinnere mich … ich erinnere mich an eine Gestalt in der Dunkelheit. Eine Gestalt, die aus der Dunkelheit kam.« Sie schloss die Augen. »Und daran, dass jemand etwas gerufen hat.« Sie riss die Augen wieder auf. »Ich kann nicht!«, sagte sie. »Bitte. Noch nicht. Es ist alles so wirr in meinem Kopf. Wenn ich versuche, etwas zu fassen zu bekommen, entgleitet es mir sofort wieder, als würde ich versuchen, mich an einen Traum zu erinnern. Einen schrecklichen, schrecklichen Traum.«

»Das ist ganz normal. Lassen Sie sich Zeit. Kannten Sie den Mann, der Sie angegriffen hat?«

»Nein! Nein, daran würde ich mich doch bestimmt erinnern, oder? Oder nicht?«

»Was ist mit den Männern, die Ihnen geholfen haben?«, fragte ich in möglichst neutralem Tonfall.

»Was?« Sie sah mich blinzelnd an und fuhr sich dann erneut mit den Händen übers Gesicht.

»Hatten Sie diese beiden Männer schon mal gesehen?«

»Gesehen? Nein. Ich weiß nicht. Wer waren sie? Warten Sie, warten Sie einen Moment!«

Ich stand auf und ging zu dem kleinen Fenster hinüber. Draußen brach der Morgen an. Durch das Fenster konnte man direkt in ein anderes Zimmer hineinsehen. Es war leer. Die Gedanken im meinem Kopf drehten sich im Kreis. Was, zum Teufel, hatte Doll dort zu suchen gehabt? Ich würde später mit ihm sprechen müssen. Mein Mund war von dem Whisky, den ich am Vorabend getrunken hatte, völlig ausgetrocknet, meine Augen schmerzten. Ich

brauchte dringend ein wenig Koffein.

»Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. »Es tut mir Leid.«

»Bryony.« Ich drehte mich zu ihr um. Sie starrte mich erwartungsvoll an. »Sollten Sie sich doch noch an irgendetwas erinnern, egal, was, selbst wenn es ein noch so banales Detail zu sein scheint, dann ist es sehr wichtig, dass Sie das jemandem sagen. Der Polizei oder mir, das ist egal. Hauptsache, Sie sagen es. Ja?«

Sie nickte. In dem Moment schwang die Tür auf, und Oban streckte den Kopf in den Raum. »Mrs. Teale«, sagte er, »Sie bekommen Besuch. Ihr Mann ist auf dem Weg zu Ihnen.«

»Ich gehe jetzt, Bryony, aber ich werde später noch mal wiederkommen, wenn Sie nichts dagegen haben«, erklärte ich, während ich mich auf die Tür zubewegte, wo Oban mit müdem Blick und sorgenvoll gerunzelter Stirn wartete. Sie nickte mir zu und schloss dann die Augen.

»Und?«, flüsterte Oban, als wir auf dem Gang standen.

»Sie kann sich kaum an was erinnern.«

»Verdammt«, sagte er. »Verdammt, verdammt, verdammt.«

»Aber das kommt wieder«, beruhigte ich ihn. »Sie steht noch unter Schock. Geben Sie ihr Zeit.«

»Zeit, sagen Sie. Zeit ist das Einzige, was ich nicht zu vergeben habe. Was, wenn er wieder zuschlägt?«

Ein großer Mann ging an uns vorbei, Bryonys Mann, wie ich vermutete. Er hatte eine gerade Nase, dunkles Haar und buschige dunkle Augenbrauen. Er erinnerte mich an ein Bild eines römischen Kaisers, das ich als Kind mal in einem Buch gesehen hatte.

»Möchten Sie, dass ich später noch mal mit ihr rede?«,

fragte ich Oban.

»Würden Sie das tun?«

»Natürlich. Wie Sie selbst schon gesagt haben, ist es in Anbetracht dessen, was passiert ist, wohl am besten, wenn eine Frau mit ihr spricht.«

»Ja.«

»Was ist mit Doll? Soll ich mit dem auch sprechen?«

»Verdammt«, sagte er wieder. »Keine Ahnung. Er ist gerade auf dem Polizeirevier und macht seine Aussage.«

»Dann war er definitiv nicht der Angreifer?«, fragte ich vorsichtig.

»O Gott, Kit, fragen Sie mich in ein paar Stunden wieder. Der andere Zeuge ist auch dort. Endlich mal ein vernünftiger Mensch.«

»Sie meinen, ein Anzugträger mit Handy?«

»Ja, genau. Jedenfalls mache ich mich jetzt auf den Weg zurück ins Revier. Vielleicht kann ich dort mehr in Erfahrung bringen.« Er gab ein entnervtes Grunzen von sich, ehe er hinzufügte: »Aber nur vielleicht.«

»Gut, rufen Sie mich an. Auf meinem Handy – ich bin wahrscheinlich unterwegs.«

»Ja. Danke.« Er klang geistesabwesend. Dann sagte er: »Wissen Sie, was mich am allermeisten nervt?«

»Was?«

»Wir haben drei Zeugen, falls man den bescheuerten Mickey Doll mitrechnet. Einer davon ist ein Geschäftsmann, einer steht unter Schock, und der dritte ist ein gottverdammter Perverser und so durchgeknallt, dass er nicht mal drei vernünftige Gedanken aneinander reihen kann, und gehört außerdem auch noch zum Kreis der Verdächtigen – oder würde zumindest gern dazugehören. Ich brauch jetzt erst mal eine Pause.«

»Lassen Sie sich Zeit. Vielleicht sollten Sie sich wirklich mal eine Pause gönnen.«

»Vielleicht.«

»Wir reden später weiter.«

Ich wurde von einem Polizeiwagen nach Hause gefahren. Obwohl es noch früh am Morgen war, herrschte auf den Straßen bereits dichter Verkehr. Die nassen Gehsteige glänzten im Sonnenlicht. Die Metalljalousien vor den Zeitungsständen wurden hochgezogen. Asiatische Händler schleppten Orangenkisten und Körbe voller Pflaumen, die sie vor ihren Läden zu Pyramiden aufschichteten. Ein Wagen der Müllabfuhr bewegte sich langsam die Straße entlang, um die großen Plastiksäcke einzusammeln, die am Straßenrand standen. Ich lehnte mich zurück und ließ London an mir vorüberziehen. Ich dachte an Will, sein sorgenvolles Gesicht im Kerzenlicht, und an Bryony Teale mit dem apricotfarbenen Haar, dem müden Lächeln und den zitternden Händen. Ich stellte mir Bryony neben Lianne und Philippa vor. Ich berührte meine Narbe. Willkommen im Klub, dachte ich. Dann versuchte ich, an gar nichts mehr zu denken.

27. KAPITEL

Julie war noch im Bett. Ich hörte, wie sie sich in dem Zimmer, das vor langer Zeit mal mein Arbeitszimmer gewesen war, auf dem Sofa umdrehte. Ich setzte den Wasserkessel auf und gab Kaffeebohnen in die Mühle. Bevor ich sie anschaltete, deckte ich sie mit einem Geschirrtuch ab, hörte Julie aber trotzdem durch die Wände hindurch stöhnen. Als ich fertig war, hielt ich die Nase über den frisch gemahlenen Kaffee und atmete tief ein. Im Kühlschrank fand ich eine Nektarine, die ich auf einem Teller viertelte, und einen kleinen Becher griechischen Jogurt. Während ich langsam den starken, aromatischen Kaffee trank, aß ich abwechselnd kleine Stücke von der süßen, saftigen Nektarine und Löffel voll cremigem Jogurt. Es war sieben Uhr.

Ich musste einen Termin mit Doll vereinbaren, eventuell auch mit dem anderen Zeugen. Außerdem musste ich noch mal zu Bryony Teale. Und ich wollte Will sehen. Ich legte die Hand an meinen Hals, meine Wange. Meine Haut fühlte sich zart und weich an. Ich schloss die Augen und stellte mir sein Gesicht vor. Vielleicht wollte er mich ja gar nicht mehr sehen – vielleicht war es das wirklich schon gewesen, ein paar Stunden in einer schlaflosen Nacht.

Julie wankte herein. Sie trug ein Männerhemd, das verdächtig nach einem von Albie aussah. Wo hatte sie das bloß aufgestöbert? »Hallo«, sagte sie und tapste zum Kühlschrank, wo sie sich eine Tasse Milch einschenkte und in einem Zug austrank. Dann drehte sie sich zu mir um, einen weißen Schnurrbart an der Oberlippe. »Alles in Ordnung?«

»Ja, ich denke schon.«

»Notfalleinsatz beendet?«

»Zumindest vorerst.«

»Gut. Möchtest du eine Scheibe Toast?«

»Nein, danke.«

Ich stand auf, ging zum Fenster und blickte auf die Straße hinunter, als bestünde die Chance, dass er dort gerade vorbeiging.

»Ich wünschte …«

»Ja? Was?«, fragte Julie.

Ich hatte schließlich seine Privatnummer. Warum nicht? Ich rief ihn an. Es läutete ein paar Mal, bevor er ranging. Der Laut, mit dem er sich meldete, klang ein bisschen wie: »Anngh.«

»Ich bin's«, sagte ich. »Kit.«

Es folgte ein weiterer unverständlicher Laut, dann eine Pause. Vielleicht musste er sich erst mal sammeln. »Bist du gerade aufgewacht?«, fragte er.

»Nein, ich bin gerade heimgekommen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich bin in der Nacht noch mal rausgerufen worden. Ein Notfall.«

»Oh.« Er schwieg einen Moment. »Sollen wir zusammen frühstücken?«

»Jetzt?«

»Wie spät ist es denn?« Ich hörte ihn nach etwas suchen und dann stöhnen. »Gegen acht?«

»Bei dir?«, fragte ich.

»Ich frühstücke eigentlich nie zu Hause.«

Ich war enttäuscht. Ich wollte seine Wohnung sehen.

Manche Leute behaupten, auf seinem eigenen Territorium sei man am stärksten, aber das stimmt nicht. Auf seinem eigenen Territorium ist man am verletzlichsten. Anderswo kann man den Touristen spielen, aber der Ort, wo man schläft, verrät eine Menge über eine Person. Ich hatte Schwierigkeiten, mir vorzustellen, dass Will überhaupt irgendwo wohnte. Er beschrieb mir, wie ich zu dem Café kam, in dem er auf dem Weg zur Arbeit immer frühstückte. Es sei aber nichts Besonderes, fügte er hinzu, nur ein ganz schlichtes Café. Nachdem ich aufgelegt hatte, überlegte ich, wie viele Stunden ich eigentlich geschlafen hatte. Eine, vielleicht zwei. Ich ging ins Bad, füllte das Waschbecken mit kaltem Wasser und tauchte mein Gesicht hinein. Dann betrachtete ich mein Spiegelbild. Hatte die letzte Nacht tatsächlich stattgefunden? Inzwischen vermischten sich die Bilder in meinem Kopf, wie in einem Traum. Doch mein Gesicht war der beste Beweis dafür, dass tatsächlich etwas passiert war. Bleich und hohläugig – was für ein Anblick!

Andy's Café war sehr verraucht, und die meisten Gäste trugen alte Lederjacken und Stahlkappenstiefel. Will winkte mir aus dem hintersten Winkel zu. Ich nahm ihm gegenüber Platz. Wir berührten uns nicht.

»Ich nehme ein schlichtes Pfannenfrühstück«, sagte er. »Und du?«

»Bloß einen Kaffee.«

»Den Kaffee hier kann ich nicht empfehlen.«

»Dann Tee.«

»Nichts zu essen?«

»Ich habe etwas gegessen, als ich nach Hause gekommen bin.«

Ein großer ovaler Teller mit Wills Frühstück wurde gebracht, dazu zwei dunkelbraune Tassen Tee. Er häufte eine Ladung von dem gebratenen Speck mit Ei und Tomate auf seine Gabel.

»Tut mir Leid«, sagte er, bevor er sie sich in den Mund schob.

»Was tut dir Leid?«

Er musste eine ganze Weile kauen und schlucken, bevor er wieder in der Lage war zu sprechen. Er nahm einen Schluck Tee. Ich folgte seinem Beispiel. »Dass ich einfach gegangen bin«, sagte er. »Ich kann in einer fremden Umgebung nicht schlafen. Da werde ich total unruhig.«

Ich gab ihm keine Antwort. Will aß weiter, ohne mich anzusehen.

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte ich schließlich. »Mir ist es lieber, du bist offen und ehrlich zu mir. Ich habe es satt, irgendwelche Spielchen zu spielen. Vielleicht bin ich auch nur müde.«

Will war gerade damit beschäftigt, mit einem Stück Toast den Eidotter von seinem Teller zu tunken. Das war fast mehr, als ich um diese Tageszeit ertragen konnte. Er schob das Brot in den Mund und kaute energisch darauf herum. Dann wischte er sich den Mund mit einer Papierserviette ab, hob den Kopf und sah mich an. In dem Moment wurde mir klar, wie selten er das tat. Die meiste Zeit sah er seitlich an mir vorbei, über meine Schulter. Ich hatte ihn schon nackt gesehen, war mit ihm im Bett gewesen, hatte aber noch kaum Gelegenheit gehabt, ihm in die Augen zu blicken. Er war ein paar Jahre älter als ich, um die vierzig, sah aber um einiges älter aus. Sein Haar wurde bereits grau, und die Haut über seinen hohen Wangenknochen wies nicht nur kleine Knitterfältchen, sondern richtig tiefe Furchen auf. Seine grauen Augen

aber waren sehr klar, wie die eines Kindes.

»Es war nicht bloß das«, erklärte er, wobei sich sein Gesicht leicht rötete. »Ich habe dich betrachtet, nachdem du eingeschlafen warst. Ich habe dir die Haare aus dem Gesicht gestrichen. Du schläfst sehr tief.« Er lächelte ein wenig. »Du hast sehr hübsch ausgesehen.«

»Hör zu, du musst nicht … ich weiß, dass ich nicht …«

»Sei still und hör mir zu. Ich versuche damit nur zu sagen, dass du anders ausgesehen hast. Zum ersten Mal, seit ich dich kenne, hast du nicht traurig oder besorgt gewirkt, oder …«, er zögerte einen Moment, ehe er weitersprach, »… oder zu hoffnungsvoll.«

»Oh, tja, hoffnungsvoll«, sagte ich. Es klang ziemlich kläglich, als wäre ich ein Hund, dem gleich jemand einen Tritt versetzen würde.

»Sogar als du in deinem Wohnzimmer auf mich zugekommen bist, hast du ein bisschen traurig gewirkt. Aber dann, nachdem du eingeschlafen warst und dir keine Gedanken mehr darüber machen konntest, ob jemand da war oder nicht, hast du ganz jung und friedlich ausgesehen.«

Ich nahm einen Schluck von dem Rest Tee in meiner Tasse. Er schmeckte noch bitterer als am Anfang.

»Und da hatte ich plötzlich das Gefühl«, fuhr Will fort, »dass ich dir keinen größeren Gefallen tun konnte, als dich in Ruhe zu lassen.«

»Ich brauche keinen Beschützer«, begehrte ich auf. »Ich kann selbst entscheiden, was gut für mich ist. Außerdem glaube ich, dass du trotz allem ein recht glücklicher Mensch bist, wenn auch auf deine ganze eigene, grimmige Art. Was eigentlich erstaunlich ist, wenn man bedenkt, wie viele Leute dich hassen.

Eigentlich müsste es Teil deines Jobs sein, gut mit der Polizei und den Sozialdiensten auszukommen.«

»Ich habe keinen Job«, entgegnete Will stirnrunzelnd. »Genau wie viele von den Kids, die ich von der Polizei und den Sozialdiensten fern zu halten versuche.«

»Du redest, als hätten sie es auf dich abgesehen.«

»Sie *haben* es auf mich abgesehen.«

»Ich hörte ein paar Leute über Drogenhandel in deinem Haus reden. Sie sprachen von deiner möglichen Mittäterschaft. Dafür könntest du zehn Jahre ins Gefängnis wandern.«

»Die können mich mal«, antwortete er mit einer wegwerfenden Handbewegung.

»Haben sie Recht? Drückst du tatsächlich beide Augen zu?«

Er antwortete mit einem unverbindlichen Grunzen.

»Du kannst es mir ruhig sagen, ich bin nicht verkabelt.«

Er zuckte mit den Achseln. »Du hast doch gesehen, wie es bei uns zugeht. Natürlich versuchen wir die Dealer draußen zu halten, aber Drogen sind nun mal ein Teil dieser Jugendszene. Wir wollen diesen jungen Leuten helfen. Ein schwieriges und chaotisches Unterfangen. Die Praxis ist ganz anders als bei einem Vortrag in einem Seminar.«

»Weißt du, was ich glaube?«

Nun gestattete er sich so was wie ein gutmütiges Grinsen.

»Nein, Kit, ich weiß nicht, was du glaubst.«

»Ich glaube, ein Teil von dir würde gern verhaftet und eingesperrt werden, nur, um deine Weltsicht zu bestätigen.«

»Ich bin an großen Gesten nicht interessiert.«

»Das hängt davon ab, ob Märtyrertum auch als Geste zählt.«

Ich sah ihn an. Würde er mit einem Wutanfall oder einem sarkastischen Lächeln reagieren? »Vielleicht ist es sogar irgendwie schmeichelhaft, verhasst zu sein«, meinte er schließlich.

»Das könnte man als eine Definition von Paranoia interpretieren«, entgegnete ich. »Wahrscheinlich ist die Vorstellung, dass es alle auf einen abgesehen haben, besser als die Angst, von niemandem beachtet zu werden.«

»Aber du hast vorhin bestätigt, dass es *tatsächlich* ein paar auf mich abgesehen haben.«

»Ja, das stimmt. Wirst du mich jemals zu dir nach Hause einladen?«

»Wie meinst du das?«

»Du hast gesagt, du könntest in einer fremden Umgebung nicht schlafen. Ich würde mir gern mal ansehen, wie du es in deinem eigenen Bett schaffst.«

Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Wenn es nicht schon so spät wäre, würde ich dich jetzt sofort einladen, aber ich habe um neun einen Termin.«

»So habe ich es nicht gemeint.«

Nun wirkte er fast ein wenig verlegen. So hatte ich ihn noch nie erlebt. »Du bist jederzeit willkommen«, meinte er schließlich.

»Wie wär’s mit heute Abend?«

»Zum Beispiel«, antwortete er. »Ich möchte dich bloß vorwarnen, es ist – unter anderem – ziemlich spartanisch. Na ja, es fehlt eben die Hand einer Frau.«

»Das freut mich zu hören.«

Plötzlich wirkte er wieder ernst. »Erwarte nicht zu viel von mir, Kit«, entgegnete er, jetzt wieder in seinem üblichen, distanzierten Tonfall.

Ich seufzte. »Ich glaube, ich erwarte sowieso nicht viel.«

Dann musste ich heftig gähnen.

»Müde?«

»Ich schätze, der heutige Tag wird ziemlich anstrengend.«

»Was ist gestern Nacht passiert?«

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und sah ihn an.

»Willst du das wirklich wissen? Es ist nicht sehr interessant.«

»Ja, ich will es wissen.«

Also bestellte ich zwei weitere Tassen Tee für uns und lieferte ihm eine Zusammenfassung meiner Nacht im Krankenhaus.

»Und wie geht’s jetzt weiter?«, fragte er, als ich fertig war.

»Die Frau stand noch unter Schock, als ich mit ihr sprach. Ich werde in den nächsten Tagen noch mal mit ihr reden, vielleicht kann ich dann mehr in Erfahrung bringen.«

»Was muss sie aber auch nach Mitternacht allein am Kanal spazieren gehen!«, meinte Will verächtlich. »Also ehrlich!«

»Du meinst, sie hat es herausgefordert?«

»Ich meine, dass sie sich wie eine Vollidiotin verhalten hat.«

Er nahm einen Schluck von seinem Tee. »Wie hieß noch mal ihr Mann?«

Es dauerte einen Moment, bis sich der dichte Nebel in

meinem Kopf lichtete. »Gabriel.« Wieder dieses sarkastische Lächeln. »Kennst du ihn?«, fragte ich.

»Ich weiß zumindest, um wen es sich handelt.«

»Wer ist er?«

»Du hast bestimmt schon von dem Theater gehört, das in einem der Lagerhäuser an der Bahnlinie eröffnet hat? The Sugarhouse oder so ähnlich. Du weißt schon, ungarische Pantomimen auf Stelzen, so was in der Art. Das ist er.«

»Ja, ich glaube, ich habe davon gehört.«

»Er will frischen Wind in den Stadtteil bringen. Der Typ soll sich zurück nach Islington verziehen, dann wird seine Frau auch nicht mehr belästigt.«

»Frischen Wind in den Stadtteil zu bringen ist dein Job, stimmt's?«

Ohne zu antworten, ließ Will einen Finger über den Rand seiner Tasse gleiten. Dann hob er den Kopf und sah mich an.

»Und was willst du?«, fragte er.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, worum geht es dir bei dieser Sache? Willst du dazu beitragen, dass die Polizei am Ende gut dasteht, oder glaubst du, du kannst den Mörder ganz allein fangen?«

»Ich habe nur eine Beratungsfunktion, das ist alles«, antwortete ich zögernd.

»*Mich* brauchst du nicht zu überzeugen«, sagte er. »Was weiß ich schon? Soweit ich sehe, fährt da so ein Irrer durch die Stadt und überfällt Frauen. Er ist gefährlich, und er muss gefasst werden. Das ist klar. Ich verstehe bloß nicht, was du dabei für eine Rolle spielst. Oder, warum. Warum du dich so engagierst. Worum es dir bei der ganzen Sache geht.« Er hob die Hand und fuhr mit seinem

Zeigefinger sanft meine Narbe nach. Seine Berührung ließ mich erschaudern. »Du bist schon einmal angegriffen worden. Reicht dir das nicht?«

Ich nahm seine Hand in meine. »Lass das«, sagte ich. »Ich sollte dich ein paar von den Detectives vorstellen. Was meine Arbeit betrifft, scheint ihr euch alle einig zu sein. Trotzdem muss ich jetzt ein bisschen mit dieser sinnlosen Arbeit weitermachen.« Ich stand auf.

»Ich habe nicht gesagt, dass das, was du tust, sinnlos ist. Ich verstehe es einfach nicht.«

Ich beugte mich zu ihm hinunter und küsste ihn. »Das Problem ist, dass man bei allem immer erst am Ende, wenn es zu spät ist, weiß, ob es die Mühe wert war. Aber jetzt muss ich wirklich los. Wir sehen uns.«

»Heute Abend?«

»Möchtest du das überhaupt?«

»Soll ich dich auf Knien bitten?«

Ich ließ den Blick durchs Café schweifen. »Das ist vielleicht nicht der richtige Ort«, antwortete ich. »Also, ich stehe hier, ganz hoffnungsvoll, wie du es ausgedrückt hast, und erkläre dir, dass ich dich Wiedersehen möchte, heute Abend, bei dir. So, jetzt du. Willst du es auch?«

»Ja«, sagte er ganz leise, fast im Flüsterton. »Ja.« Wir starrten uns an.

Als ich das Café verließ, saß er noch immer vor seinem leeren Teller und dem kalten Tee und machte ein ernstes Gesicht. In zwölf Stunden würde ich ihn wieder in meinen Armen halten.

28. KAPITEL

Endlich, dachte ich, ein Zeuge, mit dem man normal reden konnte, ein Mann, der seine Gedanken klar aussprach, der sich an die Fakten hielt, der sah, was es zu sehen gab, und dessen Urteilsvermögen nicht durch irgendwelche Fantasien beeinträchtigt wurde. Er schüttelte mir energisch die Hand und räusperte sich, um für unser Gespräch bereit zu sein. Meine Augen brannten. Der viele Kaffee und die zwei Tassen bitteren Tees, die ich an diesem Morgen getrunken hatte, waren Gift für meinen Körper.

»Dr. Quinn«, stellte ich mich vor.

»Ich bin Terence Mack. Aber die meisten Leute nennen mich Terry.«

»Machen Sie das öfter, dass Sie nach Mitternacht am Kanal spazieren gehen?«, wollte ich wissen.

Er schnaubte leicht verächtlich. »Ich glaube nicht, dass ein Kerl wie ich sich deswegen Sorgen zu machen braucht.«

Da musste ich ihm Recht geben. Er war ein kompakt gebauter, rötlicher Typ mit haarigen Knöcheln und Handgelenken und auffallend langen Ohrläppchen. Sein dunkelgrauer Anzug spannte ein wenig um den Bauch, und zu seinem weißen Hemd trug er eine rot-schwarz gestreifte Krawatte, von deren Anblick mein Kopf noch mehr wehtat. Er musste ebenfalls die halbe Nacht auf gewesen sein, wirkte aber kein bisschen müde, sondern saß aufrecht und hellwach vor mir.

Trotzdem brachte er uns keinen Schritt weiter. Wie die meisten Zeugen hatte er erst im Nachhinein realisiert, was eigentlich passiert war. Ich hatte seine Aussage vor mir

liegen. Sie war kurz und präzise. Er hatte sich sogar die genaue Zeit des Überfalls gemerkt, weil er kurz danach auf die Uhr gesehen hatte – ein Uhr neunzehn war es gewesen, und seine Uhr ging auf die Sekunde genau, wie er betonte. Seiner Aussage zufolge war er am Kanal entlanggegangen, weil er nach einer Besprechung mit Kunden aus Singapur, die im nahe gelegenen Pelham Hotel stattgefunden hatte, kein Taxi hatte auftreiben können. Der Treidelpfad war der kürzeste Weg zu einer viel befahrenen Kreuzung nahe der U-Bahn-Station Kersey Town, wo es einen Taxistand gab.

»Ich kam gerade aus dem Tunnel«, erklärte er. »Er ist nachts beleuchtet, sodass ich also aus dem Licht in die Dunkelheit trat und einen Moment lang überhaupt nichts sehen konnte. Sie wissen ja, wie das ist.« Ich nickte. »Ich hörte nur ein Geräusch. Dann konnte ich ein paar Schatten erkennen, irgendein Handgemenge am Rand des Kanals. Und ehe ich mich versah, hatte ich diese schreiende Frau im Arm.«

»Und sie sagte …« Ich warf erneut einen Blick auf seine Aussage: ›»Hilfe! Hilfe! Bitte helfen Sie mir!‹«

»Vielleicht hat sie sogar noch öfter ›Hilfe!‹ gerufen, das weiß ich nicht mehr so genau. Sie schrie es aus voller Kehle, obwohl sie nur ein paar Zentimeter von mir entfernt stand. Ihr Haar hing vor meinen Augen, sodass ich kaum etwas sehen konnte, aber ihre Stimme war klar und deutlich zu vernehmen.«

»Und danach haben Sie auch nichts mehr gesehen.«

»Nur diesen anderen Typen, der ein paar Meter entfernt stand.«

»Sie meinen den anderen Zeugen?«

Er zog seine buschigen Augenbrauen hoch. »Ein seltsamer Kauz.«

»Was hat er getan?«

»Wer?«

»Der seltsame Kauz.«

»Er hat geholfen.«

»Und da war ganz sicher noch ein weiterer Mann?«

»Wie meinen Sie das? Was glauben Sie denn, worum es hier geht?«

Ich warf erneut einen Blick auf die Aussage. »Hier steht recht wenig von einer Täterbeschreibung.«

Er wirkte ein wenig verlegen. »Es ging alles so schnell. Da waren bloß diese Gestalten in der Dunkelheit und dann die Frau, die auf mich zu stürzte. Ich wusste ja gar nicht, was da vor sich ging. Wenigstens habe ich gleich danach auf die Uhr geschaut.«

»Das war gut«, gab ich ihm Recht. »In welchem Zustand war Bryony, ich meine, die Frau?«

»Ziemlich aufgelöst«, antwortete Terence. »Ein bisschen hysterisch. Sie hat immer wieder betont, es sei alles in Ordnung, sie brauche keine Hilfe, und das, obwohl sie in einem schrecklichen Zustand war. Das arme Mädchen. Geht es ihr gut?«

»Sie steht noch unter Schock. Aber das wird bald vorüber sein, denke ich. Was hat Doll – der andere Mann – getan, während Sie die Polizei anriefen?«

»Getan? Nicht viel. Sie gehalten, sich ein wenig um sie gekümmert. Nicht gerade der Typ Mann, den man sich in einem Notfall wünscht. Sie hatte inzwischen ein bisschen zu weinen begonnen und klammerte sich an meinen Arm, wimmerte leise vor sich hin und bat mich, bei ihr zu bleiben. Ich sah, dass sie einen Schock hatte. Ihre Hände zitterten, und sie atmete schnell und stoßweise. Ich hoffe, sie haben ihr Tee mit viel Zucker gegeben, das ist in einem

solchen Zustand das Beste. Darf ich Sie was fragen?«

»Natürlich.«

»Der Typ, bei dem ich die Aussage gemacht habe, ich glaube, er hieß Gil, hat gesagt, der Angreifer sei wahrscheinlich derselbe Kerl gewesen, der Philippa Burton umgebracht habe.«

»So, hat er das gesagt?«, gab ich trocken zurück.

»Stimmt das?«

»Keine Ahnung.«

»Ich hätte ihn mir schnappen können. Ich hätte ihn bestimmt eingeholt. Ich wusste nur nicht, was vor sich ging.«

»Sind Sie sicher, dass Sie sich, was diese vierte Person betrifft, an gar nichts erinnern können – Größe, Haarfarbe, Kleidung?«

Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Es ging alles so schnell.«

»Haben Sie gesehen, in welche Richtung er gelaufen ist?«

»Nein. Ich bin davon ausgegangen, dass er zur Straße hochgerannt ist, aber gesehen habe ich es nicht. Ich hätte ihm folgen sollen, stimmt's?«

»Sie haben telefonisch Hilfe herbeigeholt. Das war das Wichtigste. Es ist Sache der Polizei, hinter den Leuten herzurennen.«

»Sie hat so gefroren. Ich habe ihr meine Jacke um die Schultern gelegt, bis der Krankenwagen und die Polizei kamen.«

»Gut. Das war gut.«

»Aber der Mörder von Philippa Burton. Das wäre was gewesen …«

»Eine hübsche Dame«, sagte er mit zitternder Stimme. »So eine hübsche kleine Dame.«

»Michael.« Ich versuchte seinen Blick festzuhalten, der ständig durch den Raum schweifte und nirgendwo lange verweilte, mit Ausnahme des Fensters, durch das man auf den Parkplatz hinaussehen konnte.

»Zweimal.« Seine Stimme klang seltsam hoch. »Zweimal ist mir das nun schon passiert. Ich bin zweimal dabei gewesen, Kit.«

Er sah schrecklich aus. Von seinem linken Nasenloch zog sich eine hässlich klaffende, nässende Wunde über den Mundwinkel bis zum Kinn hinunter, was sein Gesicht leicht verzerrt wirken ließ und außerdem den Eindruck erweckte, als wäre sein Mund ständig zu einem leichten, zuckenden Lächeln verzogen. Die Wunde war rot und angeschwollen. Ich vermutete, dass er sich an ihr zu schaffen gemacht hatte, denn an mehreren Stellen ragten Enden eines Nylonfadens hervor. Selbst während wir sprachen, konnte er seine Hände nicht still halten und zupfte dauernd daran herum. Seine Lippe war geschwollen, und er befühlte sie immer wieder mit der Zungenspitze. An der Stirn hatte er eine große Schürfwunde. Eines seiner Augen war blutunterlaufen, sein Haar fettig, und seine Sachen hingen an ihm, als hätte er binnen weniger Tage mehrere Kilo abgenommen. Außerdem roch er ziemlich streng – ein penetranter, säuerlicher Geruch erfüllte den winzigen Raum.

»Warum ich, Kit?«, fragte er mit seiner quengeligen Stimme.

»Warum trifft es immer mich?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Trotzdem geht es Ihnen einigermaßen, oder? Sie Held

der Stunde.«

»Eine hübsche Dame«, sagte er wieder. Für einen Moment blieb sein Blick an mir hängen. »Nicht so hübsch wie Sie. Sie sind immer die Hübscheste, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Aber sie hatte weiches Haar.« Er gab ein seltsames Geräusch von sich, eine Art leises Miauen, bei dem es mir kalt über den Rücken lief.

Seine Aussage war ein Durcheinander sich widersprechender Behauptungen – dass er gesehen habe, wie ein großer Mann, ein wahrer Riese von einem Mann, versucht habe, Bryony zu erwürgen, dass sie sich von ihrem Angreifer direkt in seine Arme geflüchtet habe, dass er sich auf den Mann gestürzt habe, um sie zu retten, dass der Mann in einem blauen Lieferwagen davongefahren sei, vielleicht sei es auch kein blauer, sondern ein roter Wagen gewesen, vielleicht auch kein Lieferwagen, nein, jetzt falle es ihm wieder ein, der Mann sei entlang des Kanals davongelaufen, und Bryony sei ohnmächtig geworden.

»Erzählen Sie mir nur das, woran Sie sich wirklich erinnern, Michael. Warum waren Sie so spät noch am Kanal unterwegs?«

»Ich war beim Fischen. Gute Zeit dafür. Vollmond. Kein Mensch unterwegs, kein störender Lärm.«

»Wo befanden Sie sich? Direkt am Ufer?«

»An meiner üblichen Stelle. Im Schatten, gleich neben dem Tunnel, wo mich keiner sieht, ich aber alle sehen kann.«

»Was haben Sie gesehen?«

»Sie wissen schon«, antwortete er. »Die Dame. Den Mann, der hinter ihr her war. Und den anderen Mann. Terry. Haben Sie Terry schon kennen gelernt? Wir haben sie gemeinsam gerettet. Den Kerl verjagt und sie gerettet.«

»Können Sie den Angreifer beschreiben?«

»Es war ein Mann. Ein großer Mann.«

»Sonst noch was?«

»Eigentlich nicht. Ich habe bloß ein paar Schatten gesehen, dann bin ich aufgestanden, ich glaube, ich bin aufgestanden, ich weiß es nicht mehr genau, ich war total durcheinander, jeder wäre da durcheinander gewesen, Kit. Ich hab sie nur festgehalten, damit er ihr nichts tun konnte.«

»Sind Sie sicher? Sind Sie ganz sicher, dass es so war? Sie haben sie von ihm weggezerrt?«

»O ja.« Er lächelte mich mit seinem verunstalteten Mund an.

»Ich habe sie gerettet. Ich bin ganz sicher, dass ich sie gerettet habe. Weiß sie das überhaupt? Die Zeitungen schreiben schreckliche Dinge über mich, aber ich habe sie vor ihm gerettet. Sagen Sie es ihnen, ja? Sagen Sie es allen, dann werden sie Bescheid wissen. Es wird ihnen Leid tun, was sie getan haben. Allen wird es Leid tun.« Wieder berührte er mit der Hand sein Gesicht, leckte über den Schnitt in seiner Lippe.

»Was ist danach passiert?«

»Danach?«

»Nachdem Sie sie von ihm weggezerrt hatten.«

»Da kam dieser Mann aus dem Tunnel. Sie rannte zu ihm hin, und der andere lief davon. Und sie schrie und schrie und schrie. Ich habe gar nicht gewusst, dass ein Mensch so laut schreien kann.«

»Hören Sie zu, Michael. Sie müssen jetzt genau nachdenken. Können Sie sich an irgendwas erinnern, was auch immer es sein mag, das Sie gesehen oder gehört haben, egal, und wovon Sie der Polizei oder mir noch

nichts erzählt haben?«

»Ich habe ihr Haar gestreichelt, um sie zu trösten.«

»Ja.«

»Und der andere Mann, der aus dem Tunnel gekommen ist, der hat gesagt – entschuldigen Sie, Kit – ganz laut hat er gesagt: ›Verdammte Scheiße.‹ Tut mir Leid.« Doll hatte eine prüde Miene aufgesetzt.

»Wohin gehen Sie jetzt, Michael?«

»Wohin?« Sein Blick richtete sich auf mich. »Könnte ich nicht vielleicht mit zu …«

»Sie sollten nach Hause gehen, Michael. Sehen Sie zu, dass Sie was Anständiges in den Magen bekommen. Und ziehen Sie sich saubere Sachen an. Sie sollten sich ein wenig ausruhen.«

»Ausruhen«, wiederholte er. »Ja. Das war alles ein bisschen viel für mich. Sie haben mir Pillen gegeben, aber ich weiß nicht, wo ich sie hingetan habe.«

»Gehen Sie heim, Michael.«

»Bin ich nicht in Gefahr?«

»Stehen Sie unter Polizeischutz?«

»Man hat mir gesagt, sie würden ein Auge auf mich haben.«

»Gut.« Ich lächelte. Trotz meiner Verwirrung, meiner bleiernen Müdigkeit und meines Abscheus vor Doll empfand ich plötzlich ein Gefühl von Zärtlichkeit für diesen armen Kerl mit seinem aufgeschlitzten Gesicht, seinen geröteten Augen und seiner Hoffnungs- und Hilflosigkeit. »Ich glaube wirklich nicht, dass Sie in Gefahr sind. Aber passen Sie trotzdem ein bisschen auf sich auf.«

»Kit. Kit.«

»Ja?«

Aber er hatte mir nichts mehr zu sagen, starrte mich nur ein paar Sekunden lang an. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Sie liefen ihm über die Wangen, über sein zerschnittenes Gesicht, in seinen schmutzigen Kragen.

Es war elf Uhr. Bis zu meiner Besprechung mit Oban und Furth hatte ich noch zwei Stunden Zeit, und noch drei, bis ich in Bryony Teales Haus erwartet wurde. Ich spielte mit dem Gedanken, heimzufahren und zu duschen, mich vielleicht ein wenig hinzulegen, aber plötzlich fühlte ich mich überhaupt nicht mehr müde. Ganz im Gegenteil, der Mangel an Schlaf gab mir ein Gefühl besonderer Scharfsicht und Klarheit, als würde ich auf einem hohen Berg stehen und dünne Luft einatmen.

Ich verließ das Revier und kaufte mir an der Hauptstraße eine große Flasche Mineralwasser, mit der ich mich zu einer kleinen Grünfläche in der Nähe begab, wo neben Rosensträuchern mit tief herabhängenden Zweigen ein paar Bänke standen. Dort setzte ich mich an einen Platz in der Sonne, trank mein Wasser und beobachtete die vorübergehenden Leute. Die Wärme auf meiner Haut fühlte sich angenehm, sanft und beruhigend an. Seufzend schloss ich die Augen und legte den Kopf zurück. In meinem Kopf schwirrten Bruchstücke der letzten vierundzwanzig Stunden herum. Ich hörte Will stöhnen, spürte seine Hand auf meiner Brust. Ich sah ihn, wie er am Morgen gewesen war, sehr darauf bedacht, mir ja nichts zu versprechen. Ich stellte mir Bryonys Gesicht auf dem Krankenhauskissen vor, das blassorangefarbene Haar und die karamellfarbenen Augen, ihre zitternden Hände. Dann musste ich an Doll denken, seine wehleidige Stimme, seine wirren Aussagen, sein verunstaltetes Gesicht. Der andere Zeuge – Terence Mack mit den kräftigen, haarigen

Händen – war vom Licht des Tunnels geblendet gewesen. Keiner hatte etwas Relevantes gesehen. Alle blickten immer in die falsche Richtung. Die Tragödien ereigneten sich im Schutz der Dunkelheit.

Ich saß eine ganze Weile da und dachte nach oder träumte vor mich hin, indem ich die Bilder wie Nebelschwaden vorüberziehen ließ, körperlos, aber bedeutungsschwer. Immer wieder verschwand die Sonne für eine Weile hinter den Wolken. Leute strömten aus ihren Büros und ließen sich auf der Grünfläche nieder, um ihre Sandwiches zu essen. Ich musste an Albie denken, aber er schien mir jetzt sehr weit weg zu sein – ein Mann, der mir aus der Ferne mit zurückgeworfenem Kopf und strahlend weißen Zähnen zulachte: ein Fremder. Ich konnte mir kaum mehr vorstellen, dass ich mir monatelang jeden Abend gewünscht hatte, er möge neben mir liegen, und dass ich mich morgens beim Aufwachen jedes Mal von neuem daran erinnert hatte, wie sehr er mich verletzt hatte und dass er nicht zurückkommen würde, um mich in die Arme zu nehmen und mir zu sagen, wie Leid es ihm tue. Nie wieder. Nie wieder würde er mich in den Armen halten und berühren.

Heute Abend würde ich Will zu Hause besuchen und ihn dazu bringen, mich anzusehen, mich richtig wahrzunehmen, und ich würde mich eine Weile glücklich fühlen. Ich stand auf und zwang mich, meine Gedanken wieder auf Bryony Teale zu konzentrieren.

29. KAPITEL

»Hübsch«, sagte ich, nachdem ich einen Blick aus dem Fenster geworfen hatte.

»Aber keine gute Gegend«, meinte Oban verächtlich.

Oban hatte mich informiert, dass Bryony Teale bereit sei, mit mir zu sprechen. Besonders mit mir. Einer mitfühlenden weiblichen Zuhörerin. Das hatte er nicht als Kompliment gemeint. Ich ging zu Fuß, und als ich mich dem Haus näherte, glitt bei einem Auto, das vor dem Haus wartete, eine Scheibe nach unten, und eine Hand winkte mir. Oban öffnete die Tür und lud mich ein, neben ihm auf dem Rücksitz Platz zu nehmen, er wolle vorher noch mit mir reden. Dabei wäre es draußen viel schöner gewesen, aber Oban fühlte sich im Wagen offenbar wohler.

Das Haus war Teil einer Häuserreihe, die leicht geschwungen verlief, nicht so sehr wie ein kühnes C, eher wie ein Klammerzeichen. Die Häuser aus der spätviktorianischen Zeit waren hoch und schmal. Manche wirkten recht schäbig, bei einem hatte man Türen und Fenster mit Brettern vernagelt, aber ein paar trugen deutliche Zeichen neuer Pracht: lackierte Haustüren, frisch verfugte Mauern, Metallfensterläden an den Fenstern im Parterre. Oban deutete die Straße hinunter: »Vor zehn Jahren war dort ein Berg von Blumen aufgetürmt.«

»Warum?«

»Ein paar Jungs waren Richtung Euston Road unterwegs, als sie auf eine andere Gruppe Jugendlicher trafen. Sie rannten ihnen nach, bis sie da vorn bei dem Geländer einen erwischten. Sie verprügelten ihn, und als sie damit fertig waren, stieß ihm jemand ein Messer

zwischen die Rippen.« Er richtete den Blick wieder auf das Haus. »Ich weiß nicht, warum solche Leute unbedingt hierher ziehen müssen.«

»Wie ich gehört habe, versuchen sie, was Gutes für die Gegend zu tun und ein wenig Vertrauen in die hier ansässigen Leute zu beweisen.«

Oban zog eine Grimasse. »Ja«, sagte er. »Und das ist der Dank, den sie dafür ernten. Sie sind so verdammt naiv. Ich habe das alles schon mal erlebt. Diese Frau spaziert am Kanal entlang, als wär's ein Feldweg auf dem Land. Vor ein paar Jahren ist so was mal einer Frau passiert, die in einem Hotel hier in der Gegend wohnte. Kennen Sie die Geschichte?«

»Ich weiß nicht«, antwortete ich. »Ich höre so viele Geschichten über Frauen.«

»Diese blieb wenigstens auf der Straße, aber ein paar Jungs schleppten sie auf den Treidelpfad hinunter. Dort vergewaltigten sie sie, und hinterher fragten sie sie, ob sie schwimmen könne. Sie war so clever, Nein zu sagen. Die Kerle warfen sie in den Kanal, doch sie konnte sich ans andere Ufer retten.«

»Was würden Sie uns Frauen raten?«, wollte ich wissen. »Daheim zu bleiben, alle Türen abzusperren und den Fernseher einzuschalten?«

»Sicherer wär's.«

»Noch besser wäre es, wenn *alle* am Kanal spazieren gehen würden.«

»Wer möchte schon an einem stinkenden Kanal spazieren gehen?«

Langsam hatte ich genug von diesem Gespräch. »Was meinen Sie, sollen wir jetzt reingehen und mit Bryony Teale sprechen?«, fragte ich.

Oban schien zu überlegen. »Vielleicht wäre es besser, wenn Sie erst mal allein mit ihr reden.«

»Ich bin nicht sicher, ob wir überhaupt etwas aus ihr herausbekommen werden«, gab ich zu bedenken. »Gestern schien sie in ziemlich schlechter Verfassung zu sein.«

»Tun Sie einfach Ihr Bestes, ja? Bringen Sie uns irgendwas, egal, was.« Dann murmelte er etwas, das ich nicht verstand.

»Was haben Sie gesagt?«

Oban öffnete den Mund, aber es kam nur eine Art Prusten.

»Dieser verdammte Doll!«, brachte er schließlich heraus. »Er hat irgendwie mit der Sache zu tun.«

»Sie haben doch gesagt, er war nur Zeuge.«

»Der war nicht nur Zeuge, da verwette ich meinen Arsch!«

Oban hatte inzwischen einen hochroten Kopf. Der Beamte am Steuer drehte sich um und warf mir einen viel sagenden Blick zu. »Ich will diesen Scheißkerl endlich hinter Gittern sehen. Fragen Sie die Frau nach Doll. Fragen Sie sie, was er dort gemacht hat.«

»Entschuldigen Sie«, entgegnete ich, »aber wenn ich es richtig verstanden habe, handelte es sich doch um denselben Ort, denselben Kanalabschnitt und dieselbe Entführungsmethode. Doll verbringt nun mal sein Leben dort, er sitzt jeden Tag mit seiner Angel und seinen Maden am Kanal. Und zufällig waren das Mädchen und der andere Zeuge ebenfalls dort. Doll hat ihr geholfen.«

Oban stieß ein sarkastisches Lachen aus. »Ich habe keinen blassen Schimmer, was da eigentlich abgeht«, sagte er. »Aber Doll hängt von Anfang an wie ein übler Geruch in dieser Sache drin. Ich weiß es einfach, und Sie

wissen es auch. Sie haben schließlich mit ihm gesprochen, und Sie haben gesehen, wo er lebt.«

Ich schauderte. »Ja. Also gut, ich werde sie fragen. Soll ich einfach an der Tür klopfen?«

»Ja. Wir haben rund um die Uhr eine Beamtin dort postiert, auch wenn sie wahrscheinlich nur mit Teekochen beschäftigt ist. Sie wird Ihnen aufmachen.«

»Und was tun *Sie* inzwischen?«

»Ich fahre wieder. Falls sie in der Lage ist, eine Aussage zu machen, schicke ich einen von meinen Detectives vorbei.« Als ich die Wagentür öffnete, legte Oban seine Hand auf meine.

»Sehen Sie zu, dass Sie etwas in Erfahrung bringen können, Kit. Ich brauche dringend neue Informationen.«

Die junge Beamtin kam an die Tür. »Dr. Quinn?«

»Ja. Wie geht es ihr?«

»Weiß nicht. Sie hat nicht viel gesagt.«

Ich sah mich um. Obwohl der Holzboden und die Treppe abgezogen und frisch eingelassen waren, hatte der Eingangsbereich etwas Lässiges, leicht Verwegenes an sich. Ein Fahrrad hing an einem dicken Haken an einer Wand. In der Diele standen Regale mit Reihen zerlesener Taschenbücher, ebenso oben am Treppenabsatz. Von der Diele aus gelangte man in die Küche, die auf einen Garten hinausging. Die Tür neben mir schwang auf, und ein Mann trat heraus, der Mann, den ich im Krankenhaus gesehen hatte. Er war unrasiert und sein dunkles, lockiges Haar zerzaust. Er trug ein marineblaues Sweatshirt, eine Jeans und ausgelatschte Tennisschuhe ohne Socken. Er sah so aus, wie ich mich fühlte. Wahrscheinlich hatte er noch weniger geschlafen als ich. Er war groß, mindestens eins achtzig. Er schüttelte mir die Hand. »Ich bin Gabe«,

stellte er sich vor.

»Wir haben uns schon gesehen«, antwortete ich. Er starrte mich verwirrt an. »Im Krankenhaus. Gestern Nacht. Heute Morgen. Wie auch immer.«

»Oh, ja, tut mir Leid, da war ich nicht gerade in Bestform. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?«

»Ich mache Tee«, bot die Beamtin dienstbeflissen an und trottete wie ein Dienstmädchen in die Küche.

»Wie geht es Ihrer Frau?«

Gabes Miene wurde sorgenvoll. »Ich weiß es nicht. Besser als gestern Nacht.«

»Das ist gut. Kann ich kurz mit ihr sprechen?«

Gabe schien sich nicht recht wohl in seiner Haut zu fühlen. Er schob die Hände in die Hosentaschen, zog sie aber gleich wieder heraus. »Darf ich Sie vorher etwas fragen?«

»Natürlich.«

»Ist Bry wirklich von demselben Kerl angegriffen worden, der diese schrecklichen Morde begangen hat?«

»Es scheint zumindest möglich. Ihre Frau ist genau an der Stelle überfallen worden, wo eine der Leichen gefunden wurde.«

»Aber das kommt mir so unwahrscheinlich vor«, erwiderte er. »Warum um alles in der Welt sollte jemand an die Stelle zurückkehren, wo er bereits einen Mord begangen hat? Das klingt so riskant.«

»Ja, aber Mörder tun so etwas. Das ist keine Theorie, sondern es passiert täglich. Mörder kehren an den Tatort zurück.«

»Gut, gut«, sagte Gabe, als spräche er mit sich selbst. Am liebsten hätte ich ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ihn getröstet, aber es war besser, ihn reden zu lassen.

»Was ich Sie fragen wollte, klingt wahrscheinlich dumm oder paranoid, aber ich würde gern wissen, ob Bry noch in Gefahr ist. Könnte er versuchen, ein weiteres Mal an sie heranzukommen?«

Ich überlegte einen Augenblick. Ich wollte ihm keine vorschnelle Antwort geben.

»Die ermittelnden Beamten sind der Meinung, dass der Mann, der diese Verbrechen begangen hat, ein Opportunist ist. Spätnachts am Kanal stellte Ihre Frau für ihn natürlich eine leichte Beute dar.«

Gabe sah mich aus schmalen Augen an. »Und was ist *Ihre* Meinung?«

»Ich sollte vielleicht vorausschicken, dass ich von der Polizei engagiert worden bin, damit ich neue Ideen einbringe, in andere Richtungen denke. Ich habe von Anfang an vermutet, dass irgendwas die beiden ersten Opfer miteinander verbindet.«

»Was? Warum?« Gabe Teale klang, als befände er sich gerade mitten in einem Albtraum.

»Keine Ahnung. Es ist nur so ein Gefühl. Vielleicht stimmt es gar nicht, und ich liege völlig falsch. Die Polizei ist jedenfalls nicht meiner Meinung, so viel steht fest. Ich wollte nur offen zu Ihnen sein.«

»Aber falls Sie nicht falsch liegen …«, sagte er ganz langsam, als könnte er vor Müdigkeit kaum noch klar denken, »… dann würde das bedeuten, dass Bry noch in Gefahr ist.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, versuchte ich ihn zu beruhigen. »Es steht völlig außer Frage, dass die Polizei für ihre Sicherheit sorgen wird.«

»Dann ist es ja gut«, antwortete er, wirkte aber nicht sehr überzeugt. »Danke.«

»Kann ich jetzt Ihre Frau sehen?«, bat ich ihn so sanft wie möglich.

»Ich bringe Sie zu ihr. Möchten Sie unter vier Augen mit ihr sprechen?«

»Das liegt ganz bei Ihnen«, antwortete ich. »Bestimmt ist es ihr lieber, wenn Sie dabei sind.«

»Sie befindet sich da drin.« Er schob die Tür auf und streckte den Kopf hinein. »Bry? Die Frau Doktor ist da.«

Ich folgte ihm hinein. Sie hatten aus zwei Räumen einen großen gemacht, der die ganze Breite des Hauses einnahm. Durch das große Fenster auf der einen Seite konnte man auf die Straße hinaussehen, durch die Verandatür auf der anderen Seite in den Garten. Auf der Gartenseite saß Bryony Teale auf einem großen, rostfarbenen Sofa. Sie war barfuß und hatte die Beine angezogen. Über einer blauen, dreiviertellangen Hose trug sie einen kräftig orangefarbenen Pulli. Ihr Mann zog einen Sessel für mich heran. Dann setzte er sich neben seine Frau auf das Sofa, sodass sie sich an ihn lehnen konnte. Die beiden tauschten einen Blick, und Gabe lächelte sie beruhigend an.

An der Wand über ihr hing ein postergroßes Foto von einem kleinen Mädchen auf einer menschenleeren Großstadtstraße. Das Mädchen war wie eine Zigeunerprinzessin gekleidet, aber am allermeisten beeindruckten mich ihre dunklen, wilden Augen, die direkt in die Linse blickten. Es sah aus, als hätte sie sich gerade in dem Moment umgedreht und ihren eindringlichen Blick auf den Fotografen gerichtet. Man wollte mehr über das Mädchen wissen, was aus ihr geworden war, wo sie sich inzwischen aufhielt.

»Wirklich erstaunlich«, erklärte ich.

Bryony wandte den Kopf und brachte zumindest den Anflug eines Lächelns zustande. »Danke«, sagte sie. »Das

habe ich gemacht.«

»Dann sind Sie Fotografin?«

»Ich weiß nicht, ob ich mich überhaupt noch so nennen darf«, antwortete sie leicht wehmütig. »Ich habe Schwierigkeiten, Leute zu finden, die bereit sind, die Sorte Fotos, die ich machen möchte, zu veröffentlichen.«

»Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Das da habe ich letztes Jahr etwa einen halben Kilometer von hier aufgenommen«, erklärte Bryony. »Ich war zu Fuß unterwegs, und sie ist mir mit ihrer Familie über den Weg gelaufen. Es waren Flüchtlinge aus Rumänien. Ist sie nicht schön?«

Wieder betrachtete ich das Bild. »Sie schaut so wild«, bemerkte ich.

»Vielleicht habe ich ihr Angst gemacht«, meinte Bryony.

»Wie fühlen Sie sich heute?«, fragte ich.

»Tut mir Leid, dass ich so aus der Fassung geraten bin.«

»Seien Sie nicht albern«, entgegnete ich. »Sie brauchen doch niemandem etwas zu beweisen. Sie brauchen nicht mal mit mir zu reden, wenn Sie nicht wollen.«

»Nein, nein, ich möchte mit Ihnen sprechen. Es sieht mir überhaupt nicht ähnlich, mich so gehen zu lassen.«

Ich betrachtete sie genauer. Allem Anschein nach ging es ihr besser als nachts im Krankenhaus, aber sie war noch immer sehr blass und hatte dunkle Augenringe. »Nach dem, was Sie durchgemacht haben, wäre jeder geschockt«, sagte ich. »Ihre Arbeit bringt es wohl mit sich, dass Sie oft zu Fuß an seltsamen Orten unterwegs sind?«

»Hin und wieder schon«, antwortete sie.

»Sie sollten trotzdem aufpassen. Ich habe gerade mit dem Leiter der Mordkommission gesprochen. Er hält es für keine sehr gute Idee, nachts am Kanal spazieren zu

gehen.«

»Das sage ich ihr ständig«, mischte sich Gabe ein. »Aber sie ist völlig furchtlos. Und starrköpfig. Sie ist schon immer gern spazieren gegangen.«

»Inzwischen sehe ich das ein bisschen anders«, erklärte sie kleinlaut.

»Na ja, vielleicht nicht mehr allein, wenigstens nicht nachts«, entgegnete ich betont munter, weil ich das erste Aufkeimen eines Streits spürte. »Macht es Ihnen wirklich nichts aus, darüber zu sprechen?«

»Ich möchte helfen.«

»Wenn Sie ein schlechtes Gefühl dabei haben, dann sagen Sie es mir, und ich höre sofort auf.«

»Es geht schon.«

»Können Sie mir schildern, was passiert ist?«

»Ich denke schon die ganze Zeit darüber nach, aber ich glaube nicht, dass ich Ihnen eine große Hilfe sein werde. Es ist alles so schnell passiert. Ich spazierte den Pfad entlang. Plötzlich spürte ich einen Arm, der an mir zerrte. Er zerrte und zerrte, und ich stieß einen Schrei aus. Dann waren da schon diese anderen Leute, die mich packten. Es klingt so blöd, aber anfangs kapierte ich überhaupt nicht, dass sie versuchten, mir zu helfen. Bevor ich wusste, wie mir geschah, war der Mann schon davongelaufen.«

»Das war alles?«

»Alles?«

»Hören Sie, Bryony, Sie haben durch den Überfall einen schweren Schock erlitten. Ein Trauma. Sie brauchen das, was Ihnen passiert ist, nicht herunterzuspielen.«

»Oh.« Sie stieß ein zittriges Lachen aus. »Also, um ehrlich zu sein, habe ich mir vor Angst fast in die Hosen gemacht. Es stimmt, dass meine Arbeit es mit sich bringt,

dass ich mich an den seltsamsten Orten herumtreibe, aber wenn man ständig vor allem Angst hat, bringt man nie etwas Anständiges zuwege.

Dann würde ich bloß in meinem Garten sitzen und Selbstporträts machen.« Wieder stieß sie ein kurzes Lachen aus. »Aber um ehrlich zu sein, glaube ich, dass dieser Spaziergang am Kanal fast so eine Art Herausforderung an mich selbst war. – Klingt das in Ihren Ohren total verrückt?«

»Nein. Es klingt gewagt, aber nicht verrückt.«

»Jedenfalls war mir sowieso schon ein bisschen mulmig zumute, als ich da so in der Dunkelheit dahinmarschierte« – sie blickte zu Gabe hoch, der ihr aufmunternd zunickte –, »und plötzlich tauchte da diese bedrohliche Gestalt auf, und ich spürte überall seine Hände. Ich dachte, er würde mich umbringen oder in den Kanal werfen. Oder vergewaltigen.« Sie schauderte. »Jetzt im Nachhinein versuche ich mir einzureden, dass gar nichts passiert ist, aber gestern Nacht dachte ich, ich müsste sterben. Ich habe sogar davon geträumt und bin weinend aufgewacht.«

»Ist Ihnen an dem Mann irgendwas aufgefallen?«

Sie schüttelte verzagt den Kopf. »Es war zu dunkel. Es ist wirklich traurig, wie wenig ich dazu sagen kann. Ich glaube, er war ziemlich klein. Wenn ich mich richtig erinnere, hatte er kurz geschorenes Haar, aber ich bin nicht ganz sicher. Das ist alles.«

»Ein Weißer?«

»Ja. Glaube ich zumindest.«

»Können Sie sich erinnern, was er anhatte?«

»Nein.«

»Oder was er nicht anhatte? Einen Anzug? Einen langen Mantel? Joggingshorts?«

Ihr Mund verzog sich zu einem schmalen Lächeln. »Nein, nichts davon.«

»Eins noch«, sagte ich. »Vielleicht können Sie mir etwas über die beiden Zeugen sagen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was haben sie gemacht?«

Bryony starrte mich verwirrt an. »Ich verstehe nicht recht.

Sie wissen doch, was sie getan haben. Sie haben den Mann verscheucht.«

Mir fiel nichts ein, was ich ihr hätte antworten sollen. Ich musste es anders versuchen. »Nach allem, was Sie erzählt haben, war es ein schreckliches Durcheinander. Vielleicht hatten Sie das Gefühl, von drei Leuten angegriffen zu werden. Oder von zwei, die von der dritten Person verscheucht wurden.«

»Warum?«

»Nur so eine Überlegung von mir.«

Bryony starrte nachdenklich vor sich hin. »Ich versuche gerade, das Ganze vor meinem geistigen Auge Revue passieren zu lassen. Ich kann dazu nur sagen, was ich schon gesagt habe: Ich bin von einem Mann angegriffen worden, der dann davongelaufen ist. Das ist alles.«

»Nur der Angreifer und zwei Zeugen, die ihn verjagt haben?«

»Ja.« Sie wirkte verwirrter als zuvor.

»Sicher?«

»Ja. Nein. Nun ja, so sicher man bei solchen Dingen eben sein kann.«

»Wenn Sie bei der Polizei eine Aussage machen, wird man Ihnen noch viele andere Fragen in dieser Richtung

stellen. Es ist erstaunlich, an was man sich alles erinnern kann, wenn man es von der richtigen Seite her anpackt.«

»Ich werde mein Bestes tun, Dr. Quinn, das verspreche ich Ihnen.«

»Bitte, nennen Sie mich doch Kit. Wenn jemand Dr. Quinn zu mir sagt, blicke ich mich immer suchend im Raum um, ob nicht jemand anders gemeint ist.«

»Dann also Kit. Darf ich noch etwas sagen?«

»Natürlich.«

Sie schluckte. »Ich bin so dankbar für alles, was jetzt für mich getan wird, aber … aber …«

»Was?«

»Ich frage mich, ob es bloß ein versuchter Raubüberfall war. Vielleicht hatte er es nur auf meine Geldbörse abgesehen.«

»Einer von den Zeugen hat das bereits erwähnt«, antwortete ich. »Seiner Aussage zufolge haben Sie gesagt, es sei doch gar nichts passiert. Demnach wollten Sie nicht mal die Polizei verständigen. Er hat darauf bestanden, das mit seinem Handy zu tun.«

Sie zog die Beine noch höher an den Körper, sodass sie mit den Knien fast an ihr Kinn stieß. »Finden Sie das seltsam?«

Ich setzte mein beruhigendstes Doktorlächeln auf. »Überhaupt nicht. Waren Sie schon mal dabei, wenn jemand auf dem Gehsteig stolperte und hinfiel? Dabei landen die Betreffenden manchmal ganz schön hart, aber in den meisten Fällen warten sie nicht mal, bis der Schmerz ein wenig nachlässt. Sie rappeln sich sofort wieder auf und versuchen weiterzugehen, als wäre nichts geschehen. Wir Menschen neigen dazu, so zu tun, als gingen die Dinge weiter ihren normalen Gang. Man erlebt

das sogar bei schweren Unfällen. Leute mit stark blutenden Wunden versuchen, ihren Weg in die Arbeit fortzusetzen. Es ist ganz natürlich, dass Sie sich einzureden versuchen, es sei nichts Ernstliches passiert. Vielleicht versucht unser Gehirn auf diese Weise, sich vor Stress zu schützen.«

»Aber es könnte tatsächlich so gewesen sein.« Ihre Stimme hatte einen flehenden Unterton. »Vielleicht war es nur ein Raubüberfall. Ein schrecklicher Zufall.«

»Vielleicht haben Sie ja Recht. Wir werden diese Möglichkeit auf jeden Fall in Erwägung ziehen. Aber ich habe schon mit Ihrem Mann darüber gesprochen. Wir wollen kein Risiko eingehen.«

»Das ist gut«, antwortete sie niedergeschlagen.

Ich beugte mich vor. »Man hat Ihnen das wahrscheinlich schon gesagt, aber ich möchte es noch mal wiederholen: Es kommt häufig vor, dass Menschen, die etwas Derartiges durchgemacht haben, danach eine Weile an Depressionen leiden. Man ist verwirrt, macht sich möglicherweise selbst Vorwürfe oder bekommt sie von anderen zu hören.«

Ich warf einen Blick zu Gabe hinüber. »Ich weiß, was Sie meinen«, erklärte er. »Ich weiß auch, dass wir manchmal in etwas gereiztem Ton miteinander reden. Aber es gibt nichts, weswegen ich Bry Vorwürfe machen könnte.«

»So habe ich es nicht gemeint«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen. »Ich wollte damit nur sagen, dass solche Dinge Probleme machen können, mit denen man erst gar nicht rechnet. Und dass es für den Partner ebenfalls schwierig ist.«

Bryony lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Ich möchte nur, dass das alles aufhört.«

»Ich glaube, für Sie hat es schon aufgehört«, antwortete ich.

»Da bin ich fast sicher. Und nun wollen wir dafür sorgen, dass es für alle anderen auch aufhört.«

Sie lehnte sich an Gabe, der ihr zärtlich übers Haar strich. Plötzlich empfand ich ein klein wenig Neid, und da ich mich außerdem vollkommen überflüssig fühlte, verabschiedete ich mich.

30. KAPITEL

Als ich von der belebten Hauptstraße nach links in die Sackgasse abbog, in der Will wohnte, war ich ein wenig überrascht. Wie er am Telefon gesagt hatte, handelte es sich bei seinem Haus um eine kleine viktorianische Doppelhaushälfte, die Seite mit der flaschengrünen Tür und dem schwarzen Eisentor, nicht die mit der unordentlichen Ligusterhecke und dem zugenagelten Fenster im ersten Stock. Was er nicht verraten hatte, war, dass diese beiden die einzigen alten Häuser in einer großen neuen Wohnanlage waren, bestehend aus mehreren hohen Wohnblöcken, einem Netzwerk aus Gehwegen und Parkplätzen und einem kleinen Spielplatz mit Karussell. Zwei rauchende Teenager schwangen auf den für Kleinkinder gedachten Schaukeln hin und her und ließen dabei ihre Absätze über den gummierten Asphalt schleifen. Wills Haus sah mit seinem Vorgarten und dem ordentlichen Zaun ziemlich surreal aus, als wäre es aus irgendeiner mittelständischen Wohnstraße herausgerissen und aus Versehen hier abgesetzt worden.

Ich glaube, ich hatte mir vorgestellt, er würde die Tür öffnen und mich sofort hineinzerren, woraufhin wir uns tief in die Augen blicken und einander in die Arme sinken würden. Natürlich war die Realität ganz anders. Als Will mir die Tür aufmachte, hielt er ein schnurloses Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt und winkte mich wortlos herein. Dann verschwand er mit seinem Telefon in die Küche und ließ mich allein im Wohnzimmer stehen, wo das Lächeln auf meinen Lippen langsam erstarb.

Immerhin gab mir das Gelegenheit, mich ein wenig umzusehen. Das Zimmer war fast leer; es standen genau

vier Gegenstände darin: ein wundervoll großes und tiefes senfgelbes Sofa, eine elegante Stereoanlage in der Ecke, ein Drehständer voller CDs und einer von jenen schönen Apothekerschränken mit Dutzenden kleinen Schubladen, die man für mehrere tausend Pfund in den überteuerten Antiquitätenläden Nord-Londons erstehen konnte. Das war alles. Kein Tisch, keine weiteren Sitzgelegenheiten, kein Fernseher oder Videorecorder. Keine Bücherregale, keine Haken mit Mänteln und Jacken, keine Bilder oder Fotos an den weißen Wänden. Kein Krimskrams, der über den ganzen Raum verteilt war. Ich musste an meine Wohnung denken: egal, wie ordentlich und karg sie auch sein mag, es liegt und steht trotzdem alles Mögliche herum – Stifte und Notizblöcke, Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, dekorative Schalen mit Würfeln oder Schlüsseln oder einem einzelnen Paar Ohrringe, Kerzenhalter, Spiegel, Gläser, Blumen. Hier aber gab es absolut nichts vom üblichen Krempel des täglichen Lebens.

Ich zog meine Wildlederjacke aus, legte sie über die Armlehne des Sofas und warf einen Blick auf die CDs. Ich konnte keinen einzigen mir bekannten Namen entdecken. Ich ging zu dem Schrank hinüber und zog vorsichtig eine der Schubladen auf. Sie war leer, ebenso wie die nächsten drei. In der fünften fand ich einen Vorrat Büroklammern und mehrere Schubladen später eine zerbrochene Schachfigur. Sonst nichts.

»Tut mir Leid.«

Erschrocken fuhr ich zusammen. Er war lautlos wie eine Katze hereingeschlichen und hatte mich dabei ertappt, wie ich in seinen Sachen herumschnüffelte – bloß, dass er keine Sachen zu besitzen schien.

»Lebst du wirklich hier?«

»Wie meinst du das?«

»Na, das hier.« Ich machte eine ausladende Handbewegung. »Was tust du, wenn du dich hier aufhältst? Hier ist doch nichts. Nichts, was auf deine Anwesenheit hindeutet. Richtig unheimlich. Das ist nicht mal mehr minimalistisch, sondern absolutes Minimum.«

»So ist es auch gedacht.«

»Wie lange wohnst du schon hier?«

»Zwei Jahre.«

»Zwei Jahre! Du hast in zwei Jahren gar nichts angesammelt? Wo hast du vorher gelebt?«

»In einem sehr vollen Haus.«

»Mit einer Ehefrau?«

»Das war einer der Gründe, warum es so voll war, ja.«

»Und das hast du alles zurückgelassen?«

»Du hältst dich nicht lange mit Smalltalk auf, oder? Möchtest du was trinken?«

»Ja. Was hast du denn?«

Ich folgte ihm in die Küche, die nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den Küchen aufwies, die ich bisher kannte. In der Nähe des nach hinten hinausgehenden Fensters war ein Spülbecken angebracht, darunter stand ein großer Mülleimer aus Edelstahl, in der Ecke ein Kühlschrank. Die üblichen Küchengeräte und Arbeitsflächen aber fehlten, und ich konnte auch keinen Herd entdecken. Stattdessen stand an einer Wandseite ein alter Kieferntisch mit einem Wasserkocher, einem Toaster, einer Kaffeemühle und zwei scharfen Messern.

»Mein Gott, Will, das ist wirklich ein bisschen ungewöhnlich.«

»Ich habe Whisky, Gin, Brandy, Wodka, Campari und

irgendeinen seltsamen isländischen Schnaps, den ich noch nicht aufgemacht habe.« Er stöberte in einem großen Schrank herum.

»Im Kühlschrank stehen außerdem Bier und Wein. Oder Tomatensaft.«

Mir war weder nach Bier noch nach Wein zumute und ganz bestimmt nicht nach Tomatensaft. Ich wollte spüren, wie der Alkohol in meinem Hals brannte und durch meine Adern floss.

»Ich probier mal das isländische Zeug.«

»Sehr mutig von dir. Ich schließe mich wohl besser an.«

Ich trat an die Tür, die in den Garten führte, und sah hinaus. Es war schon fast dunkel, aber ich konnte noch erkennen, dass der Garten aus einer kleinen Rasenfläche und einem großen Lorbeerbaum bestand, der genau in der Mitte stand. Will gab ein paar Eiswürfel in unsere Gläser und goss mehrere Fingerbreit einer klaren Flüssigkeit darüber.

»Danke.« Ich prostete ihm zu und kippte dann die Hälfte meines Drinks hinunter. »Teufel noch mal!« Mein ganzer Hals brannte, und meine Augen tränten.

»Ist was?«

»Du hast noch gar nichts probiert.«

Er trank, ohne mit der Wimper zu zucken, und stellte sein Glas auf dem Tisch ab. Obwohl uns nur ein paar Meter Boden trennten, erschien er mir Meilen entfernt, völlig unerreichbar.

»Ich weiß eigentlich gar nicht, wieso du mich sehen wolltest«, sagte er.

Ich gab ihm keine Antwort. Stattdessen kippte ich den Rest meines Drinks hinunter. Der Raum schwankte einen Moment, dann pendelte er sich wieder ein. Was spielte es

schon für eine Rolle, was passieren würde? Zumindest war ich hier, und irgendetwas würde passieren. »Willst du, dass ich wieder gehe?«

»Nein.«

»Gut. Ich bin sowieso schon über dem Limit. Und jetzt?«

»Was zu essen?«

»Nein, danke.«

»Hast du geschlafen?«

»Nein.«

»Kein Schlaf, kein Essen.«

»Ich werde nicht den ersten Schritt tun, Will.« Der Alkohol machte mich mutig.

»Okay.«

»Weil nämlich du an der Reihe bist.«

»Um erst mal auf deine Frage zu antworten: Ich bin gegangen, weil ich eines Tages völlig verkatert aufwachte und plötzlich alles unsäglich satt hatte.«

»Deinen Job?«

»Meinen Job, meine Gewieftheit, meine erstaunliche Fähigkeit, das Gesetz dem Buchstaben, aber nie dem Geist nach zu befolgen, meine belanglosen Triumphe und Erfolge, mein Trinken, meinen zunehmenden Kokainkonsum, mein Haus mit seinen schönen antiken Möbeln, mein Geld auf der Bank, meine Aktenmappe, meinen Laptop und mein Handy, das ich tagtäglich dabei hatte, wenn ich am frühen Morgen mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr, eingezwängt zwischen all den anderen Männern, die genauso waren wie ich. Angewidert von all meinen Besitztümern. Je mehr man hat, desto mehr braucht man. Das neueste, kleinste Handy, allerlei ausgefallene Gerätschaften, eine Uhr, die eigentlich ein

Computer ist. Angewidert von der verdammten Hosenpresse, den Anzügen und Krawatten, den Cocktailpartys, den Besprechungen mit all den anderen Männern, die auch solche Anzüge trugen wie ich und ebenfalls Hosenpressen und antike Möbel besaßen. Ganz zu schweigen von den Urlauben in Cape Cod, den Gesprächen über Golf, Schulgebühren und gute Weine. Eines Tages wachte ich einfach auf und wusste, dass ich nicht mehr konnte. Ich konnte keinen Tag länger so weitermachen. Es war ein bisschen wie eine Alkohol-Vergiftung. Ich verspürte ein Gefühl von Abscheu gegen mich, gegen die Welt, in der ich lebte. Es kotzte mich richtig an, wie blind ich für das gewesen war, was um mich herum passierte. Kennst du das? Jeden Morgen und jeden Abend war ich an diesen obdachlosen jungen Leuten vorbeigegangen – jungen Leuten wie denen, mit denen ich jetzt meine Tage verbringe. Ich war an Pennern und Prostituierten vorübergegangen, ohne sie überhaupt wahrzunehmen, es sei denn, sie standen mir direkt im Weg.«

»Und dann hast du sie plötzlich wahrgenommen?«

»Na ja, ein Damaskuserlebnis war es nicht gerade.«

»Aber dein Gewissen hat dich dazu gebracht, alles zurückzulassen und das Jugendhaus zu gründen?« Ich wollte, dass er etwas Gutes über sich sagte.

»Ich benutze dieses Wort nur, wenn ich versuche, aus irgendeinem Geschäftsmann, der sich als Wohltäter fühlen möchte, eine Spende herauszuquetschen. Die Politiker haben es entwertet. Gewissen. Integrität. Ehre. Wahrheit. Aufrichtigkeit. Liebe.«

Seine Stimme klang verächtlich. »Es war eher eine Art Zwang. Mach keinen Kreuzritter aus mir. Ich habe es für mich getan, um mich selbst zu retten. Möchtest du noch

einen Drink?«

»Ja. Warum nicht? Und deine Frau?«

»Sie ist geblieben.«

»In dem vollen Haus.«

»Ja.«

»Kinder?«

»Nein.«

»Siehst du sie noch manchmal?«

»Nein.«

»Fehlt sie dir?«

»Nein.«

»Bist du einsam?«

»Nein. Oder doch, aber erst jetzt.«

»Warum jetzt?«

»Warum wohl, Kit?«

»Machst du das oft?«

»Was?«

»Was wir gleich tun werden.«

»Nein. Du?«

»Nein. Weißt du das denn nicht?«

»Menschen können auf eine bestimmte Art wirken und in Wirklichkeit ganz anders sein.«

»Wie wirke ich denn auf dich?«

»Wie eine Frau, die Angst hat, sich aber zwingt, es trotzdem zu tun.«

»Wovor habe ich denn Angst?«

»Ich weiß nicht. Vor mir?«

»Warum sollte ich Angst vor dir haben?« Dabei hatte er Recht – ich war erfüllt von Angst und Unruhe.

»Dann vielleicht vor der Welt. Angst davor, verletzt zu werden?«

»Eigentlich bin ich diejenige, die so banales psychologisches Zeug von sich geben sollte.«

»Trink aus.«

»Fertig. Und jetzt?«

»Wenn ich dich jetzt bitten würde, mit nach oben zu kommen, was würdest du sagen?«

»Frag mich, dann weißt du es.«

»Kommst du mit mir nach oben?«

»Ja.«

Er packte die Flasche am Hals, und ich folgte ihm über die schmale, nackte Treppe in sein Schlafzimmer: ein Futon, ein Schrank, eine große Stehlampe und unerwartet fröhliche gelbe Vorhänge, die halb zurückgezogen waren und sich im Wind, der durch das offene Fenster hereinwehte, leicht bewegten.

»Knöpf deine Bluse auf.«

»Gib mir die Flasche. Ich muss mir erst Mut antrinken. Jetzt. So?«

»Ja. Du bist wirklich sehr hübsch.«

»Warum schaust du dann so gequält?«

»Weil du so hübsch bist.«

»Ach was.«

»Du solltest mir nicht vertrauen, Kit.«

»Das tue ich nicht. Ich vertraue dir kein bisschen. Das ist genau der springende Punkt.«

»Ich werde dir nicht gut tun.«

»Das spielt keine Rolle.«

Hinterher lag ich auf seinem Futon und betrachtete durchs Fenster den Dreiviertelmond am tintenschwarzen Himmel. Will lag schweigend neben mir und starrte aus halb geschlossenen Augen zur Decke hinauf. Nach einer Weile sagte er: »Ich habe Hunger.«

»Ich habe Durst.«

»Möchtest du was essen?«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass du viel zu essen dahast.«

»Habe ich auch nicht, aber ich könnte uns was holen. Italienisch, indisch, chinesisch, thailändisch, griechisch. Es gibt hier in der Nähe sogar einen Japaner.«

»Ist mir egal. Irgendwas.«

»Ich bin gleich wieder da.« Er schlüpfte in seine alte Jeans und ein graues Sweatshirt. »Geh nicht weg.«

Ich blieb auf dem Bett liegen und lauschte seinen Schritten auf der hölzernen Treppe. Dann hörte ich die Haustür ins Schloss fallen. Ich war ganz allein in Wills Haus. Nach ein paar Minuten ging ich ins Bad. Sehr sauber und funktionell. Nachdem ich mich gewaschen hatte, schlüpfte ich in den dicken blauen Bademantel, der an der Tür hing, und wanderte ins Nachbarzimmer, einen quadratischen Raum mit Blick auf den Garten hinter dem Haus. In dem Zimmer standen nur ein großes Klavier und ein Hocker. Ich berührte eine der elfenbeinfarbenen Tasten, und ein einzelner Ton schwebte durch den Raum. Es schien ein bisschen verstimmt zu sein. Ich klappte den Deckel des Hockers hoch und fand ein paar Musikstücke mit Eselsohren und Bleistiftanmerkungen am Rand, außerdem eine Dose Bier.

Ich ging nach unten, um mir etwas zu trinken zu holen, weil sich mein Mund nach dem ganzen Alkohol völlig trocken anfühlte. Als ich gerade die Diele durchquerte,

klingelte das Telefon, und der Anrufbeantworter schaltete sich ein. »Will«, sagte eine gedämpft klingende Männerstimme. »Will, ich bin's, Kumpel. Ich muss mit dir reden. Will, bist du da? Bitte! Es ist dringend!« Ein paar Sekunden war nur sein lautes Atmen zu hören. Dann schaltete sich das Band aus.

Ich nahm eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und trank ein Glas, dann noch eins. Es war fast elf. In den vergangenen vierzig Stunden hatte ich ungefähr zwei Stunden geschlafen, wenn überhaupt. Trotzdem fühlte ich mich nicht wirklich müde, sondern eher auf eine seltsame Weise überdreht. Meine Haut prickelte, mein Herz pochte, meine Gedanken rasten. Alle Gegenstände im Raum erschienen mir unnatürlich scharf konturiert, als wären sie von hinten beleuchtet. Ich ging ins Wohnzimmer und ließ mich mit angezogenen Füßen auf dem weichen, tiefen Sofa nieder. So fand Will mich vor, als er fünfzehn Minuten später zurückkam. Er trug eine große Tüte und schien in Gedanken vertieft. Sein Gesicht wirkte müde und deprimiert – so sah er also aus, wenn er sich unbeobachtet wähnte. Dann entdeckte er mich. Er lächelte nicht, aber es war, als würde ein Schatten von ihm genommen. Ich bewirkte das, dachte ich, während ich aufstand, um Platz zu machen. Er sagte nichts, legte aber den Arm um mich und zog mich an sich. Seine Wange war von der Nachtluft ganz kalt. Seufzend beugte er sich vor und holte zwei schwarze Tabletts aus der Tüte.

»Das sieht schön aus, wie ein Kunstwerk. Viel zu schade, um es zu zerstören.«

»Wir sollten Sake dazu trinken.«

»Ich möchte nichts mehr trinken.«

»Hier, probier das.«

Er fütterte mich mit einem Stück Tunfisch, das mit einer scharfen grünen Paste bestrichen und in Sojasauce getaucht war. Ich kaute es gehorsam. Es schmeckte nicht nach Fisch oder Salzwasser, nur nach Frische. »Wundervoll.«

»Und noch eins.«

»Mmm.«

»Nicht die Augen schließen.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Iss das. Kit, Kit.«

Ich versuchte, die Augen offen zu halten, aber es war alles so schön, dass ich es nicht länger ertragen konnte – das warme Zimmer, das tiefe Sofa, der Bademantel mit seinem Geruch an meinem nackten Körper, das ungewohnte Essen, das leichte Prickeln der Angst irgendwo in meinem Bauch, seine Hand in meinem Haar, seine Stimme in meinem Ohr. Sein Atem an meiner Wange. Ich spürte, wie ich in eine selige Dunkelheit glitt.

31. KAPITEL

Bevor ich zu Michael Doll hinging, beobachtete ich ihn eine Weile. Entlang des Kanals saßen eine ganze Reihe von Männern. Es war ein Mittwochmorgen. Hatten diese Leute denn alle keinen normalen Beruf? Aus zwei Radios schallte unterschiedliche Musik. Die Teleskop-Angelruten der Fischer waren enorm lang, manche reichten nach hinten bis über den Treidelpfad und nach vorne bis zur anderen Seite des Kanals. Während ich dort stand, kam ein Radfahrer des Weges, sodass die Fischer unter viel Gebrumme und Gemurre ihre Ruten aus dem Weg räumen mussten.

Ein, zwei Grüppchen von Männern kauerten beieinander, eine Tasse mit einem wärmenden Getränk aus einer Thermoskanne in der Hand, aber die meisten von ihnen saßen allein an ihrem Platz. Irgendwie wirkte Michael Doll besonders allein. Die Stelle, wo er fischte, war ein ganzes Stück von den anderen entfernt. Ob sie von ihm gehört hatten? Sein Hund saß reglos neben ihm. Das Einzige, was sich an ihm bewegte, war der Speichel, der zwischen seinen gelben Zähnen hervortröpfelte. Um zu ihnen zu gelangen, musste ich über mehrere Angelruten steigen und mich zwischen Plastikboxen mit Haken, Spulen und Maden hindurchschlängeln. Obwohl es nicht kalt war, trug Doll eine rot-schwarz karierte Jacke, in der er aussah wie ein kanadischer Holzfäller, und dazu eine recht flotte dunkelblaue Kappe. Er blickte starr geradeaus, und als ich näher kam, hörte ich, dass er leise vor sich hinsang. Dann, als würde er mich wittern, drehte er sich plötzlich um. Vielleicht hatte er meinen Blick gespürt. Er lächelte, aber seine Miene wirkte nicht überrascht, sondern

erwartungsvoll, was mir einen Schauder über den Rücken jagte. »Hallo, Kit«, sagte er. »Wie geht es Ihnen?«

»Gut.« Ich schob die Hände in die Hosentaschen und sah mich um. »Ich habe Sie noch nie fischen gesehen.«

Er stieß ein leises, kehliges Lachen aus. »Das ist ein gutes Leben hier unten«, erklärte er. »Gute Leute.« Er zog seine Angelrute hoch. Es hing nichts am Haken. »Die schlauen Kerle knabbern die Würmer runter.« Wieder dieses Lachen. Er bewegte die Rute so, dass der Haken genau auf ihn zuschwang, und fing ihn geschickt. Er saß auf einem Camping-Klappstuhl. Neben seinem linken Stiefel stand eine Tabakdose voller Würmer. Er wühlte mit den Fingern darin herum, bis er einen gefunden hatte, der ihm passend schien.

»Die anderen benutzen Maden«, stellte ich fest.

»Maden sind rausgeschmissenes Geld«, gab er zurück. »Ein Stück weiter hinten kann man die Würmer ausgraben. So viele, wie man will. Außerdem ist ein Wurm fleischiger.« Mit zusammengekniffenen Augen brachte er den Wurm in Position, um ihn auf seinen Haken zu spießen. »Es ist schon komisch«, sagte er, »die Leute sorgen sich um Füchse und Robbenbabys, aber um Fische und Würmer machen sie sich keine Gedanken. Ich meine, sehen Sie sich diesen Wurm hier an. Die Leute behaupten, ein Wurm spüre keinen Schmerz, aber sehen Sie ihn sich an.« Er schob die Spitze des Hakens durch den Wurm. Eine graue Flüssigkeit quoll heraus. Hatten Würmer Blut? Ich konnte mich dunkel erinnern, dass wir das mit dreizehn in Biologie durchgenommen hatten, aber an die Einzelheiten konnte ich mich nicht mehr erinnern. »Sehen Sie sich diesen Wurm an«, wiederholte er unnötigerweise, »er windet sich jetzt stärker als vorher. Man könnte wirklich meinen, dass er Schmerzen hat und zu entkommen versucht, finden Sie nicht auch? So,

stillgehalten!« Letzteres war an den Wurm gerichtet. Weit davon entfernt, seinem Schicksal zu entrinnen, wurde der Wurm ein zweites Mal auf den mit Widerhaken versehenen Haken gespießt. »Wer kann schon sagen, ob ein Wurm nicht genauso Schmerz empfindet wie Sie oder ich?«

»Warum tun Sie es dann?«

Doll schwang die Rute, und der Wurm verschwand im dunklen Wasser des Kanals. Der kleine Schwimmer kippte und wippte, bis er sich schließlich in einer aufrechten Position einpendelte. »Ich denke nicht darüber nach«, antwortete er.

»Doch, das tun Sie. Sie haben doch gerade darüber gesprochen.«

Er runzelte konzentriert die Stirn. »Na ja, es dringt in mein Gehirn, wenn Sie das meinen. Aber es macht mir nichts aus. Es ist schließlich nur ein Wurm.«

»Hmm. Fangen Sie viele Fische?«

»Manchmal bringe ich es auf zehn. Manchmal sitze ich auch den ganzen Tag im Regen und erwische gar nichts.«

»Was machen Sie damit?«

»Ich werfe sie zurück, es sei denn, der Haken steckt zu tief. Wenn man ihn rauszieht, kann es sein, dass man ihnen das Maul aufreißt und ihre Eingeweide mit herauszieht. Dann breche ich ihnen den Hals und gebe sie einem Kater, der immer in der Nähe meiner Wohnung rumstreunt. Der frisst sie für sein Leben gern.«

Ich schob die Hände noch tiefer in die Taschen und bemühte mich weiter um eine höflich interessierte Miene. Doll murmelte etwas vor sich hin. Als ich genauer hinhörte, wurde mir klar, dass seine Worte den Fischen galten, den unsichtbaren Fischen im öligen dunklen

Wasser, die er auf diese Weise an seinen Haken zu locken versuchte. »Da seid ihr ja«, flüsterte er. »Kommt schon, meine Schönen! Nun kommt schon!« Er zog den Haken aus dem Wasser. Es hing kein Fisch dran, aber der halbe Wurm war schon wieder abgefressen. Er stieß ein anerkennendes Lachen aus. »Diese schlauen Kerle!«

»Michael, ich bin eigentlich hier, um mit Ihnen über das zu sprechen, was am Kanal geschehen ist.« Er murmelte etwas, das ich nicht verstand. »Fanden Sie es nicht seltsam, dass Sie schon wieder in der Nähe waren, als es passierte?«

Er blickte sich um. »Gar nicht seltsam«, antwortete er. »Ich bin immer hier. Das ist mein Stammplatz. Wenn er an meinem Stammplatz Mädchen umbringen will, dann bin ich da.«

»Verstehe«, sagte ich. »Ihr Stammplatz. Haben Sie den Mann erkannt? Ist er Ihnen irgendwie bekannt vorgekommen?«

»Nein«, antwortete Doll. »Es ging alles so schnell. Und es war so dunkel. Konnte nichts sehen.«

»Geht es Ihnen gut, Michael? Sie sind nicht noch einmal angegriffen worden?«

»Nein.« Er lächelte. »Es ist alles vergessen. Vergessen und vergeben.«

Ich warf einen argwöhnischen Blick auf seinen Schwimmer. Wahrscheinlich war mittlerweile nur noch ein Viertel des Wurms übrig. »Versuchen Sie nachzudenken, Michael«, sagte ich. »Wenn Ihnen irgendwas einfällt, egal, was, dann melden Sie sich bei mir. Sie können mich über die Polizei erreichen.«

»Ich habe doch Ihre Privatnummer.«

»Ach ja, stimmt«, antwortete ich mit einem unguten

Gefühl im Bauch.

»Ich weiß, wo Sie wohnen.«

»Sie können sich auch an die Polizei wenden.«

»Sehen Sie, ein Fisch, endlich ein Fisch!«

Etwas Blitzendes, Silbernes hing von Dolls Schnur. Ich brach sofort auf, um ja nicht mit ansehen zu müssen, wie ihm die Eingeweide durchs Maul gezogen wurden.

Auf dem Nachhauseweg kam ich an einem Café mit einem verführerisch leeren Tisch in der Sonne vorbei. Ich ließ mich nieder, bestellte einen doppelten Espresso und versuchte, ein wenig Ordnung in das Chaos in meinem Kopf zu bekommen.

Nach der zweiten Tasse rief ich Oban an. Bryony hatte inzwischen ihre Aussage gemacht, und er war ziemlich am Ende.

»Wie Sie wissen, haben wir aus Mickey Doll alles rausgequetscht, was auch nur einen Hauch von gottverdammtem Sinn ergab – entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise –, und was unsere Täterbeschreibung betrifft, haben wir Terence mit seinem eher großen Mann und Bryony mit ihrem eher kleinen. Vielleicht sollten wir die beiden mal zusammenbringen, damit sie ihre Geschichten aufeinander abstimmen können.«

»Es war ein wirres Durcheinander, noch dazu mitten in der Nacht«, gab ich zu bedenken. »Was haben Sie erwartet?«

»Ich kann einfach nicht fassen, dass dieser Mistkerl aus seiner Deckung hervorgekrochen ist, ein paar Leute ihn gesehen haben und wir trotzdem nicht das Geringste über ihn wissen. Was treiben *Sie* denn gerade?«

»Ich sitze in einem Café und trinke Kaffee.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen Gesellschaft leisten. Ach, übrigens, haben Sie vor, uns irgendeine Art von Bericht über die Sache zu schreiben? Wie denken Sie inzwischen darüber?«

»Bryony hat zu mir gesagt, sie glaube, es könnte sich auch um einen missglückten Raubüberfall gehandelt haben, der gar nichts mit unseren Fällen zu tun hatte.«

»Ja, das hat sie zu uns auch gesagt. Was ist mit ihr los? Will sie nicht berühmt werden?«

»Darüber sollten wir nachdenken.«

»Wollen Sie ihr die Leitung der Ermittlungen übertragen? Ich wäre heilfroh, wenn ich den Mist los wäre.« Ich musste lachen. »Sind Sie noch da, Kit?«

»Wir dürfen uns nicht vom Wesentlichen ablenken lassen«, erklärte ich. »Es ist nicht nur Bryony. Die ganze Sache passt irgendwie nicht ins Bild.«

»Wie meinen Sie das? Die Sache passt sogar verdammt gut ins Bild! Dieselbe Stelle am Kanal, und dann auch noch Doll. Das sollte eigentlich reichen. Sogar Ihnen.«

»Ich denke dabei mehr an den Überfall selbst. Die anderen beiden wurden in gewisser Weise recht geschickt durchgeführt, aber dieser dritte Versuch erscheint mir ziemlich dilettantisch.«

»Nun hören Sie aber auf, Kit! Solche Mörder steigern sich, sie werden leichtsinniger. Sie müssen ein größeres Risiko eingehen, um denselben Kick zu bekommen. Wären unsere Zeugen nicht ein Waschlappen und ein Schwachkopf, dann hätten wir ihn gehabt. Und was diesen verfluchten Schwachkopf angeht …«

»Ich weiß nicht, Dan, ich habe gerade unten am Kanal mit Doll gesprochen.«

»Sagen Sie nichts. Sie glauben, er ist zu nett, um als

Täter in Frage zu kommen.«

»Ganz im Gegenteil. Wäre Doll ein Mörder, dann wäre er viel brutaler vorgegangen. Ich kann das beurteilen, ich habe ihm gerade dabei zugesehen, wie er einen Wurm auf einen Haken spießte.«

»Ist das die Grundlage für Ihr Urteil?«

»Unter anderem.«

»Dann halte ich Sie wohl besser von meinem dreizehnjährigen Sohn fern. Sie sollten mal sehen, was der mit ein paar Käfern und einem Vergrößerungsglas anstellen kann.«

Meine Tasse war inzwischen leer. Als die Sonne hinter einer Wolke verschwand, wurde es plötzlich kalt.

»Was haben Sie jetzt für Pläne?«, fragte ich Oban.

Am anderen Ende der Leitung herrschte eine Weile Schweigen, sodass ich schon befürchtete, unser Gespräch wäre unterbrochen worden.

»Ich habe das schreckliche Gefühl, dass wir im Grunde nur herumsitzen und warten können, bis er etwas noch Dümmeres tut und sich erwischen lässt. In der Zwischenzeit werden wir zumindest versuchen, ein bisschen mehr Publicity zu kriegen. Ich habe ein paar Journalisten über den neuen Fall informiert. Außerdem habe ich versucht, Mrs. Teale dazu zu bringen, im Fernsehen aufzutreten, aber sie schien nicht besonders erpicht darauf zu sein. Vielleicht könnten Sie sie noch ein bisschen bearbeiten.«

»Mach ich.«

»Irgendwelche anderen Ideen? Wie sehen denn *Ihre* Pläne aus?«

Jetzt war es an mir, einen Moment zu schweigen. Wie sahen meine Pläne aus? »Ich schätze, ich werde das alles

noch mal durchgehen. Ich habe das Gefühl, wir übersehen was.«

»Suchen Sie nach einer weiteren Verbindung zwischen den Fällen?«

»Keine Ahnung.«

»Aber Kit!« In Obans Stimme schwang eine Spur von Verzweiflung mit. »Wir haben doch schon genug Verbindungen. Eine der wichtigsten haben Sie selbst entdeckt. Wieso suchen Sie nach anderen?«

»Ich weiß es nicht.« Es kam mir vor, als hätte ich plötzlich überhaupt keine Energie mehr. »Vielleicht tappe ich einfach nur im Dunkeln.«

»Das haben Sie gesagt, nicht ich«, meinte Oban. »Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie den Lichtschalter gefunden haben.«

Nun hatte er wirklich aufgelegt.

Ich fuhr in die Klinik und verbrachte einen hektischen Tag damit, Anrufe entgegenzunehmen, Post zu beantworten und den Vorsitz bei einer Besprechung zu führen, bei der es um einen Jungen ging, der das Haus seiner Pflegeeltern in Brand gesteckt hatte. Anschließend fungierte ich als Beisitzerin bei zwei Bewerbungsgesprächen ziemlich hoffnungsloser Kandidaten. Ich machte interessierte Bemerkungen, ich diskutierte und argumentierte, war aber in Gedanken ganz woanders. Als ich schließlich um acht nach Hause kam, fand ich auf dem Tisch einen Zettel vor: »Bin ausgegangen. Wird sehr spät. Der Verrückte hat wieder angerufen. Liebe Grüße. J.« War ihm doch noch etwas eingefallen?

Ich nahm ein ausgedehntes Bad und schlief dabei kurz ein. Mir war bekannt, dass man beim Autofahren

einschlafen und einen tödlichen Unfall haben konnte. Konnte man auch in der Badewanne ertrinken, wenn man einschlief? Ich ging das Risiko lieber nicht ein, stieg aus der Wanne und schlüpfte in den Bademantel. Dann rief ich Will an. Er ging nicht ran. Ich warf einen Blick in den Kühlschrank und fand eine Schüssel Reis, die ich im Stehen aß. Warm, mit Olivenöl und Parmesan hätte er besser geschmeckt. Danach verspeiste ich zwei Essiggurken und eine Tomate. Im Kühlschrank stand eine offene Flasche Wein. Ich schenkte mir ein Glas ein.

Dann schaltete ich das Radio an und stellte ohne große Überraschung fest, dass die Stimme, die ich hörte, Seb Weller gehörte. Er sprach gerade über Lianne und Philippa. Gott, er war wirklich ein Profi. Seine Worte kamen glatt und flüssig, ohne Zögern, nur hin und wieder unterbrochen von einer kurzen Pause, um seine Spontaneität zu demonstrieren.

»Offensichtlich berührt dieser Fall bei vielen Frauen, die hier in der Gegend leben, einen wunden Punkt«, erklärte er gerade.

»Ich denke oft, dass Männer das nicht so richtig verstehen können.«

»Mit Ausnahme von dir, natürlich«, murmelte ich, schämte mich aber sofort meiner Worte.

»Männer wissen nicht, wie es für eine Frau ist, eine dunkle Straße entlangzugehen, an einer einsamen U-Bahn-Station Schritte auf sich zukommen zu hören oder nachts im Bett zu liegen und den seltsamen Geräuschen draußen zu lauschen. Jede Frau, egal, ob mutig oder ängstlich, hat diese unterschwelligen Ängste in sich. Ich nenne es gern …« – er legte eine weitere Pause ein – »… ich nenne es gern ihren roten Raum …«

»Lieber Himmel!«, rief ich laut aus.

»In diesem roten Zimmer liegen alle die Dinge verborgen, vor denen sie am meisten Angst …«

Das Telefon klingelte. Wütend drückte ich auf den Ausknopf des Radios.

»Ich bin's.«

»Wer?«

»Mike.«

Es dauerte einen Moment, bis ich den Namen mit Michael Doll in Verbindung brachte. Neuerdings also Mike.

»Hallo?«

»Was machen Sie gerade?«

Ich spürte leichte Übelkeit in mir aufsteigen. Würde er mich als Nächstes fragen, was ich gerade anhatte? Ich zog meinen Bademantel enger um den Körper. »Warum rufen Sie an, Michael? Ist Ihnen etwas eingefallen?«

»Ich wollte mich bloß mal melden«, antwortete er. »Sie haben heute ja auch einfach so am Kanal vorbeigeschaut.« Er schwieg einen Moment. »Es hat gut getan, Sie zu sehen.«

»Ich muss jetzt leider weg«, erklärte ich.

»Kein Problem.«

»Gute Nacht.«

»Schlafen Sie gut.«

Was nach diesem Gespräch aber nicht der Fall war. Ich wälzte mich stundenlang hin und her. Als ich am Morgen aufwachte, kam es mir vor, als hätte ich kein Auge zugetan. Meine Zunge fühlte sich an, als wäre sie am Gaumen festgeklebt. So viel hatte ich doch gar nicht getrunken, oder? Als ich schließlich aufstand, war es bereits halb neun. Julie saß mit einer Kanne Kaffee und

einer Zeitung am Tisch. Weitere Zeitungen lagen über den Tisch verstreut. Julie war vier Stunden später als ich ins Bett gegangen, sah aber aus, als wäre sie gerade einem Jungbrunnen entstiegen.

»Was gibt's Neues?«, fragte ich.

»Ich wollte mir eine Zeitung holen, hab aber gleich mehrere mitgenommen, weil was über dein Verbrechen drinstand.«

»Es ist nicht wirklich *mein* Verbrechen.«

»Das ist wirklich erstaunlich. Eine Frau behauptet, sie könne den Mörder mit Hilfe von Kristallen finden. Eine andere glaubt, dass es was mit dem Mond zu tun hat. Außerdem gibt noch ein anderer Psychologe seinen Senf dazu. Hier ist ein Foto von ihm.« Sie hielt die Zeitung hoch. »Er erinnert mich definitiv an jemanden, aber mir fällt nicht ein, an wen. Das treibt mich in den Wahnsinn!«

»Buster Keaton«, sagte ich.

»Stimmt. Aber der ist doch schon tot, oder?«

»Ich glaube schon. Außerdem ist es schon gute fünfundsiebzig Jahre her, dass er so ausgesehen hat.«

Das war es also, was sie aus Terence und Bryony herausbekommen hatten. Gott, sie mussten wirklich verzweifelt sein.

»Dich erwähnen sie allerdings nicht«, bemerkte Julie leicht enttäuscht. Vielleicht argwöhnte sie, dass ich das alles nur erfunden hatte – dass ich an den Ermittlungen gar nicht beteiligt war, oder bloß in einer ganz niederen Funktion. »Möchtest du es lesen?«

»Ich glaube nicht.«

Ich trank ein paar Schlucke Kaffee und zog mich rasch an. Es gab ein paar Dinge, die ich noch tun wollte. Sollte ich damit kein Glück haben, würde ich einen Schlussstrich

unter die Sache ziehen und den Versuch unternehmen, wieder ein normaler Mensch zu werden. Jemand, der nicht ständig überall Muster sah, Gestalten in den Wolken.

»Wir müssen reden«, sagte Julie, als ich an ihr vorbei nach draußen stürmte.

»Später!«, rief ich und rannte die Treppe hinunter.

Als ich vor die Tür trat, spürte ich sofort die Anwesenheit eines anderen Menschen. Ich konnte ihn fast riechen. Langsam drehte ich mich um.

»Morgen, Kit.«

Es war Doll, gefolgt von seinem Hund. Er trug dieselbe Jacke wie am Vortag und auch dieselbe Kopfbedeckung. Zusätzlich hatte er sich einen Schal um den Hals geschlungen und die Enden mit zwei extrem festen Knoten zusammengebunden. Wie würde er die jemals wieder aufbekommen? Und wie lange wartete er schon auf mich?

»Michael«, sagte ich. »Was ist los?«

»Ich muss mit Ihnen reden.«

»Ist Ihnen doch noch was eingefallen?«

»Ich muss einfach mit Ihnen reden.«

»Ich bin sehr in Eile.«

»Ich nicht.«

Seine seltsame Antwort ließ mich mitten in der Bewegung innehalten. »Ich muss wirklich los«, sagte ich und setzte mich wieder in Bewegung, aber er ließ sich nicht abwimmeln. »Ich wollte Sie besuchen«, erklärte er. »Ich wollte Sie sehen.«

»Wieso?«

»Sie verstehen mich. Ich muss über ein paar Dinge reden.«

Ich blieb wieder stehen. »Sie meinen, über die Morde?«

Er schüttelte so heftig den Kopf, dass ich mich fragte, ob ihm das nicht wehtat. »Ein paar Dinge. Sie verstehen.«

Ich versuchte, klar zu denken. Am liebsten wäre ich ihn für alle Zeiten losgeworden, aber vielleicht hatte er mir wirklich etwas Wichtiges zu sagen. »Michael, ich arbeite an diesen Mordfällen. Das wissen Sie. Wenn Sie mir dazu etwas mitteilen wollen, werde ich es mir anhören. Für alles andere habe ich im Moment keine Zeit.«

»Warum?«

»Weil ich so viel zu tun habe.«

»Das ist alles, was Sie interessiert, stimmt's? Sie kümmern sich nur um mich, weil Sie glauben, dass Sie von mir etwas Wichtiges erfahren können. Sie sind genau wie die anderen.«

»Welche anderen?«

»Das erzähle ich Ihnen später.« Er hatte inzwischen einen hochroten Kopf. »Das sage ich Ihnen, wenn mir danach zumute ist. Ich werde Sie im Auge behalten, Kit. Aber jetzt muss ich gehen. Ich habe nämlich auch viel zu tun, nicht nur Sie!«

Und weg war er, leise vor sich hinmurmelnd und hektisch mit den Armen fuchtelnd. Ein junger Mann, der ihm entgegenkam, wechselte auf die andere Straßenseite.

32. KAPITEL

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen kann«, erklärte Pam Vere. Sie hatte mir gegenüber auf einem Sessel Platz genommen, saß aber sehr aufrecht, die Hände fest auf die Armlehnen gepresst, als wollte sie jeden Augenblick wieder aufstehen und mir den Weg zur Tür zeigen.

Ich saß in den Raum, wo sonst immer Philippa gesessen hatte. Das Licht flutete durch die Verandatüren herein. Die Blumensträuße, die bei meinem letzten Besuch auf jedem freien Fleck gestanden hatten, waren verschwunden. Die Menschen verloren schnell das Interesse. Nur eine einzelne Vase mit einem üppigen Strauß aus rosaroten und dunkellila Gartenwicken stand auf dem Tisch zwischen uns – mir fiel ein, dass Philippas gesprächige Freundin Tess mir erzählt hatte, das seien ihre Lieblingsblumen gewesen. Auf dem Kaminsims hinter Mrs. Vere lehnte ein großes Schwarzweißfoto der Verstorbenen, sodass ich, wenn ich die Mutter ansah, auch auf ihre ermordete Tochter blickte, die mit ihrem ernsten Lächeln und ihren dunklen Augen eindringlich in den Raum hineinstarrte, den sie für immer verlassen hatte.

Pam Vere schien um zehn Jahre gealtert, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Sie war wahrscheinlich noch keine sechzig oder nur knapp darüber, aber ihr Gesicht war aschfahl und müde, und die Falten darin wirkten so tief, dass sie wie in Stein gemeißelte Rillen aussahen. Ihre Lippen waren zu einer schmalen Linie zusammengepresst. Bei meinen früheren Besuchen hatte mich vor allem Emilys Schicksal betroffen gemacht, keine Mutter mehr zu haben, aber ich hatte nicht wirklich darüber nachgedacht, wie es wohl für Pam war, ihre Tochter zu verlieren, ihr

geliebtes einziges Kind – bis ich jetzt in ihr trauriges Gesicht blickte und sah, wie sehr ihre Hände zitterten, wenn sie die Armlehnen des Sessels losließen.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen kann«, wiederholte sie.

»Es tut mir so Leid, dass ich Sie noch einmal stören muss. Aber wäre es vielleicht möglich, ein paar von Philippas Sachen durchzusehen?«

»Warum?«

»Hat die Polizei sie sich schon vorgenommen?«

»Nein, natürlich nicht. Warum um alles in der Welt sollte sie? Meine Tochter ist von einem Verrückten umgebracht worden, da draußen …« Ihre Hände deuteten zum Fenster.

»Ich würde mich trotzdem gern ein bisschen umsehen.«

»Sie sprechen aber nicht mehr mit Emily, oder?«

»Im Augenblick nicht, nein. Ist sie da?«

»Ja, oben, in ihrem Zimmer. Ich kümmere mich tagsüber um sie, bis ihr Vater von der Arbeit zurückkehrt. Bis die Dinge sich wieder beruhigt haben. Sie verbringt die meiste Zeit in ihrem Zimmer. Zum Glück kommt sie bald in den Kindergarten.«

»Wie geht es ihr?«

»Philippa besaß eine Strickjacke, die sie besonders gern trug. Die benutzt Emily jetzt als Decke. Sie rollt sich darauf zusammen und lutscht an ihrem Daumen. Der Arzt sagt, ich soll sie lassen, das sei ihre Art, mit Philippas Tod umzugehen.«

»Klingt vernünftig.« Ich musterte sie eindringlich. Machte ich sie irgendwie wütend? Benahm ich mich wie ein Elefant im Porzellanladen?

»Jeremy löst seine endlosen Kreuzworträtsel, und wenn

er glaubt, dass niemand ihn hören kann, weint er. Emily liegt auf ihrem Teppich …« Sie rieb sich die Augen. »Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, was am besten ist.«

»Wie werden Sie damit fertig?«, fragte ich.

»Ich?« Sie zuckte leicht mit den Schultern. »Ich komme schon irgendwie durch den Tag.« Sie stand abrupt auf. »Wonach suchen Sie?«

»Hatte sie einen bestimmten Ort, wo sie ihre Sachen aufbewahrte – Briefe, Tagebücher, solche Dinge?«

Sie holte tief Luft, als säße tief in ihrer Brust ein heftiger Schmerz. Mir war klar, dass sie mit dem Gedanken spielte, mir nahe zu legen, ich solle verschwinden und mich nie wieder blicken lassen.

»Am ehesten im Schreibtisch in ihrem Schlafzimmer«, sagte sie schließlich. »Ich bin aber nicht sicher, ob Sie dort außer Rechnungen und Briefen viel finden werden. Wir haben noch nicht alle ihre Sachen durchgeschaut.« Sie sah einen Moment zum Foto ihrer Tochter, wandte dann aber schnell den Blick ab.

»Jeremy hat inzwischen den Großteil ihrer Kleidung aussortiert und einer wohltätigen Organisation gespendet. Ihr Tagebuch hat die Polizei bereits mitgenommen.«

»Ja, ich weiß.«

»Es gibt nichts zu finden. Sie ist einfach eines Tages in den Park gegangen und nicht zurückgekommen.«

»Darf ich trotzdem einen Blick in ihren Schreibtisch werfen?«

»Meinetwegen. Was spielt das jetzt noch für eine Rolle?«

Ich kam mir vor wie eine Einbrecherin, als ich mich schließlich in dem großen Schlafzimmer umsah, das

eindeutig von einer Frau eingerichtet worden war und noch immer so aussah, als würde es von einem Paar bewohnt. An der Wand stand eine Kommode mit einer Menge Krimskrams, auf dem Bett lagen zwei aufgeschüttelte Kissen. Eine Seite des offenen Schranks aber war leer, abgesehen von den Dutzenden von Kleiderbügeln, die an der Stange hingen.

Der wie ein Sekretär aussehende Schreibtisch stand unter dem Fenster, das auf den Garten hinter dem Haus hinausging. Neben einem kleinen Krug mit Trockenblumen lag ein schnurloses Telefon, auf dem jemand ein paar Fotos abgelegt hatte. Ich setzte mich vor den Schreibtisch und blickte einmal mehr in das Gesicht von Philippa Burton, die diesmal eine jüngere Emily auf dem Arm hielt. Das kleine Mädchen hatte die Beine um die Taille ihrer Mutter geschlungen und ihre runde, gerötete Wange an die glatte, bleiche von Philippa gepresst.

Ich öffnete den Deckel. Das Innere des Schreibtisches wirkte ordentlich und nur spärlich gefüllt. Nicht sehr viel versprechend. Ich begann mit den kleinen, mit grünem Billardtuch ausgeschlagenen Fächern. Sie enthielten Kugelschreiber, gespitzte Bleistifte, Kleber, Paketband, Briefmarken für Briefe und Postkarten. Außerdem einen Stapel Papier mit Briefkopf, weiße und braune Umschläge, ein kleines Plastiktäschchen mit Tintenpatronen, Postkarten, eine Sammlung von Rechnungen mit dem Vermerk »bezahlt«. Ich sah sie durch, konnte aber nichts Ungewöhnliches feststellen: Achtzig Pfund für die Reinigung eines verstopften Waschbeckens, hundertneun Pfund für eine Kiste Wein, siebenhundertfünfzig Pfund für acht Stühle und zwei Tranchiermesser und so weiter. Außerdem fand ich einen Stapel Zeichnungen von Emily – Leute mit Köpfen und

Beinen, aber ohne Körper, klecksige Regenbogen, krakelige Blumen, krumme Muster. Philippa hatte jeweils das Entstehungsdatum auf die Rückseite geschrieben. Sie war offensichtlich eine ordentliche Frau gewesen.

Als Nächstes fand ich eine steife, glänzende Farbmusterkarte mit Farbtönen, die Sepia und altes Leinen, Safrangelb und Salonrot hießen. Außerdem ein paar Rundbriefe wohltätiger Organisationen, die um Spenden baten. Drei Einladungen zu Partys, an denen Philippa nun nicht mehr teilnehmen würde. Eine ganze Reihe sommerlicher Ansichtskarten – gekritzelte, kaum lesbare Grüße von Pam und Luke, Bill und Carrie, Rachel und John, Donald und Pascal, abgestempelt in Griechenland, Dorset, Sardinien, Schottland. Bei den Karten lagen auch zwei handgeschriebene Briefe, einer von einer Frau namens Laura, die Philippa und Jeremy für das wunderbare Abendessen dankte, der andere von einer gewissen Roberta Bishop, die sich als Nachbarin vorstellte und Philippa vorschlug, zur nächsten Anwohnerversammlung zu kommen und über das Parken auf der Straße und die geplante verkehrsberuhigte Zone zu sprechen. Die Frau benutzte eine Menge Ausrufezeichen.

Ich schloss den Deckel wieder und zog die oberste Schublade heraus. Eine Packung DIN-A4-Papier, ein Stapel Urlaubsprospekte, alte Kontoauszüge, chronologisch geordnet und sauber zusammengeheftet. Ich blätterte sie durch, aber mir stach nichts Besonderes ins Auge. Philippa war nicht sehr verschwenderisch gewesen. Sie hatte jeden Monat etwa die gleiche Summe ausgegeben, jede Woche etwa gleich viel vom Bankautomaten abgehoben. Gerade wollte ich die Schublade wieder schließen, als ich hinter der Packung Papier noch etwas spürte: ein dünnes Taschenbuch mit rosafarbenem Umschlag und dem Titel *Lucys Träume.*

Dem Klappentext zufolge handelte es sich um »einen erotischen Roman für Frauen«. Das Cover zierte ein weichgezeichnetes Bild von einer Frau mit verschwommenen nackten Brüsten, deren Brustwarzen nur als schwarze Schatten erkennbar waren. Die Frau hatte den Kopf zurückgeworfen, und ihr langes Haar fiel ihr wie ein Wasserfall über die Schultern. Ich spielte mit dem Gedanken, das Buch zu entfernen, bevor Jeremy es beim Ausräumen des Schreibtisches entdeckte, entschied mich dann aber dagegen. Für Philippa spielte es inzwischen keine Rolle mehr, was er dort fand.

In der unteren Schublade lag eine große Puppe, deren Verpackung noch nicht geöffnet war. Ihr Name war offensichtlich Sally. Sie hatte braune Locken, lange braune Wimpern und große blaue Augen, die durch die Zellophanverpackung starrten. Ihr Anblick jagte mir einen Schauder über den Rücken. In der Schachtel waren ein Schnuller und eine Flasche befestigt. Die Beschreibung auf der Verpackung verkündete, dass Sally weinen und in die Hose machen konnte, wenn man ihr Wasser zu trinken gab. Wahrscheinlich, dachte ich, hatte Philippa die Puppe für Emily gekauft, vielleicht für einen bevorstehenden Geburtstag. Darüber hinaus enthielt die Schublade auch einen kleinen Notizblock, den ich neugierig aufschlug. Auf der ersten Seite hatte sie eine Einkaufsliste zusammengestellt und die einzelnen Artikel dann abgehakt. Auf der zweiten Seite folgte eine Liste mit Dingen, die zu erledigen waren: Klempner anrufen, Schuhbänder kaufen, Kühlschrank abtauen, Wagen in die Werkstatt bringen.

Die nächste Seite war mit ziemlich gekonnt gezeichneten Früchten bedeckt. Die vierte Seite war leer, abgesehen von ein paar Londoner Telefonnummern, die Philippa ganz am Rand des Blattes notiert hatte. Auf die fünfte Seite hatte

sie ein paar einzelne Worte gekritzelt, auf die ich nur einen schnellen Blick warf, während ich den Finger benetzte, um weiterzublättern. Wie vom Donner gerührt hielt ich mitten in der Bewegung inne.

»Lianne«, stand da in krakeliger Schrift. Ich starrte auf die Buchstaben, wagte mich kaum zu bewegen, weil ich befürchtete, dass sie dann verschwinden oder zu einem anderen Wort verschwimmen könnten. Mein Mund fühlte sich plötzlich ganz trocken an. Das Wort verschwand nicht, wie lange ich es auch anstarrte. Es hieß immer noch »Lianne«.

Wie in Trance ließ ich den Blick nach unten wandern. Am unteren Rand der Seite stand, eingekreist von Fragezeichen und in etwas kleinerer Schrift, die trotzdem eindeutig die von Philippa war: »Bryony Teal«. Lianne und Bryony Teale, Letztere ohne das e am Ende. Philippa hatte die Namen der beiden anderen Opfer notiert. Da stand noch ein Name, neben den ein kleines Gänseblümchen gekritzelt war, ein Symbol für das Wort: »Daisy.«

Ganz vorsichtig, als handle es sich dabei um eine Bombe, die jederzeit explodieren könnte, nahm ich den Notizblock heraus und ließ ihn in meine Tasche gleiten. Dann schloss ich die Schublade.

Ich blieb noch eine Minute am Schreibtisch sitzen und starrte aus dem Fenster. Was ich gerade gesehen hatte, musste sich in meinem Gehirn erst einmal setzen. Eine kleine dunkle Wolke schob sich vor die Sonne, sodass der Garten plötzlich im Schatten lag. Während ich weiter hinausschaute, kam Emily in Jeansshorts und einem gestreiften Topf auf den Rasen gelaufen, blieb dort stehen und rief ihrer Großmutter etwas zu, die sich noch im Haus befand. Auf einmal blickte sie hoch und sah mich am Fenster ihrer Mutter sitzen, und einen schrecklichen

Moment lang strahlte ihr Gesicht vor überschwänglicher Freude, und sie streckte ihre Arme nach mir aus. Ihr Mund öffnete sich, um einen Namen zu rufen, ein Wort. Dann sank ihr kleiner Körper enttäuscht in sich zusammen, und sie ließ langsam die Arme sinken. Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen.

Ich stand auf und verließ den Raum, die Tasche mit dem kostbaren Inhalt über der Schulter. Das Einzige, woran ich denken konnte, waren die Namen in diesem Notizbuch. Und dass ich zu Bryony gesagt hatte, sie sei nicht in Gefahr.

33. KAPITEL

Ich rief in der Welbeck-Klinik an und gab Bescheid, dass ich nicht zur Personalversammlung kommen könne. Anschließend sagte ich mein Mittagessen mit Poppy ab. Während ich neben Oban im Auto saß, fluchte er schwitzend vor sich hin und erklärte mir zum hundertsten Mal, dass das Ganze verdammt noch mal keinen Sinn ergebe. Mit der Zeit empfand ich seine Stimme nur noch als monotones Brummen, genau wie den Verkehr draußen. Ich presste die Finger gegen meine Schläfen. Es musste eine Erklärung geben. Irgendwie gingen wir die Sache falsch an. Sobald es uns gelingen würde, sie von einem anderen Blickwinkel aus zu betrachten, würden wir sie anders sehen. All die Dinge, die jetzt keinen Sinn ergaben, würden plötzlich voller Bedeutung sein. Ich schloss die Augen und versuchte meinen Geist zu entspannen, damit sich der Knoten lösen konnte. Ich wartete auf die Erleuchtung, aber sie kam nicht. Entnervt stöhnte ich auf und rieb mir die Augen. Neben mir starrte Oban bedrückt vor sich hin. Er freute sich auch nicht auf diesen Besuch.

Sein Handy klingelte. »Ja«, bellte er hinein. »Ja. Schießen Sie los.« Sein Gesichtsausdruck wechselte, und er lehnte sich leicht vor, während er mit der freien Hand das Lenkrad umklammerte. »Sagen Sie das noch mal! In Ordnung, ja, wir kommen in etwa einer halben Stunde zurück. Länger wird’s nicht dauern. Bis dann.«

»Verdammt«, sagte er wieder einmal.

»Was ist denn?«

»Verdammt.«

»Gut, aber was noch, Daniel?«

Mit quietschenden Reifen hielt er vor dem Haus der Teales.

»Sie glauben nicht, was ich gerade erfahren habe.«

»Nun sagen Sie es mir endlich! Was ist denn?«

»Dafür haben wir jetzt keine Zeit, ich erzähle es Ihnen später.« Sprach's und sprang aus dem Wagen.

»Nein«, flüsterte sie. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht. Ihre Augen wirkten plötzlich riesengroß und dunkel. »Nein!«, sagte sie noch einmal, diesmal lauter und in scharfem Ton, und dabei hob sie beide Hände an den Mund, als wollte sie beten. »Ich verstehe das nicht. Das kann doch nicht sein! Was hat das zu bedeuten?«

»Das wissen wir noch nicht.« Ich warf einen raschen Blick zu Oban hinüber, um zu sehen, ob er meiner knappen Antwort noch etwas hinzufügen wollte, aber er saß reglos da und starrte auf seine auf dem Küchentisch ruhenden Hände hinunter, als versuchte er sich an ein Bruchstück aus einem Traum zu erinnern.

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, ließ dann aber den Kopf in die Hände sinken. Ihr prächtiges Haar hing wie ein Vorhang über ihr Gesicht. »Das kann doch nicht sein …«, hörte ich sie murmeln.

Hinter uns auf dem Herd zischte etwas und kochte dann über. Der Geruch von verbrennendem Zucker erfüllte die Küche, aber Bryony rührte sich nicht von der Stelle. Oban erhob sich schwerfällig, nahm eine Pfanne von der Platte und kam dann wieder an den Tisch zurück, wo Bryony noch immer weit vornübergebeugt dasaß.

»Eines der Opfer hat Ihren Namen aufgeschrieben«, erklärte ich. »Und trotzdem sagen Sie, Sie sind ihr nie begegnet?«

»Bin ich auch nicht«, antwortete sie langsam. »Wirklich nicht.«

Oban ließ nun seinerseits sein großes, müdes Gesicht in die Hände sinken.

»Sind Sie sicher, Bryony? Man lernt so viele Leute kennen, vielleicht haben Sie nur ihren Namen nicht gekannt. Vielleicht hat sie *Sie* gekannt.«

»Ich bin ihr nie begegnet. Glauben Sie denn, ich hätte mich nicht daran erinnert, nachdem so viel über sie in der Zeitung stand? Ich habe die Frau nie gesehen. Ich kenne ihren Namen erst, seit sie als Mordopfer berühmt geworden ist.«

»Und Lianne?«

»So glauben Sie mir doch endlich, ich bin ihr nie begegnet! Was soll ich Ihnen anderes sagen?« Ihre Stimme klang wie ein Heulen.

»Sagt Ihnen der Name Daisy etwas? Daisy Gill?« Das kam von Oban, der plötzlich den Kopf gehoben hatte.

»Nein! Nein! Wer ist das? Ein weiteres Opfer?«

Schweigend reichte Oban ihr ein Foto, das ich noch nicht kannte. Wenn es nötig ist, kann die Polizei durchaus schnell arbeiten. Es zeigte ein Mädchen mit einem blassen, dreieckigen Gesicht und stacheligen schwarzem Haar und bestand eigentlich aus vier kleinen Fotos, wie man sie in diesen Fotokabinen mit Selbstauslöser aufnehmen kann. Auf dem ersten wirkte sie ernst. Zwischen ihren leicht geöffneten Lippen lugte ein abgeschlagener Zahn hervor. Auf dem zweiten grinste sie ein wenig und blickte zur Seite. Auf dem dritten kicherte Daisy und war ein Stück zur Seite gerückt, sodass links ein Streifen ihres Gesichts abgeschnitten war. Auf dem vierten war nur noch eine winkende Hand zu sehen.

Bryony starrte eine Weile auf das Bild und schob es dann mit einem heftigen Kopfschütteln weg. »Nein«, stieß sie hervor, woraufhin sie in Tränen ausbrach. Ich beugte mich über den Tisch und nahm ihre Hand. Sie hielt sich daran fest, als würde sie ertrinken.

»Trotzdem hat Philippa Burton Ihren Namen notiert, bevor sie starb«, sagte Oban ruhig, als würde er mit sich selbst sprechen.

»Das habe ich verdammt noch mal schon begriffen!«, fauchte Bryony ihn an. »Ich habe Sie klar und deutlich verstanden. Tut mir Leid. Bitte entschuldigen Sie. Sie können ja auch nichts dafür. Das alles ist, gelinde ausgedrückt, ein ziemlicher Schock für mich.« Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht und bemühte sich sichtlich um Haltung, indem sie sich aufrechter hinsetzte und das Haar hinter die Ohren strich.

»Ich muss zusehen, dass ich das alles in den Griff bekomme. Soll ich Kaffee machen?«

»Zu einer Tasse Kaffee sage ich nicht Nein«, antwortete ich. Oban lehnte dankend ab.

Sie erhob sich mit einer anmutigen Bewegung. Sie trug einen langen schwarzen Baumwollrock und ein schwarzes T-Shirt. Wie beim letzten Mal hatte sie keine Schuhe an, sondern ging barfuß. Um ihren Knöchel hing ein silbernes Fußkettchen.

»Geben Sie mir einen Augenblick Zeit, das Ganze zu verdauen«, sagte sie, während sie den Wasserkessel füllte. »Bitte.«

Oban lächelte mich müde an und öffnete den obersten Knopf seines Hemds. Seine blauen Augen wirkten noch kleiner und heller als sonst, und er blinzelte ständig, als bekäme er dadurch einen klareren Blick. Sein wirres Haar war fettig, sein Gesicht unrasiert. Auf der Herfahrt hatte er

sich zwischen zwei hektischen Handy-Gesprächen zu mir gedreht und gesagt: »Von jetzt an möchte ich Sie an meiner Seite haben.« Es hatte sich nicht wie ein Befehl angehört, sondern wie eine Bitte, als wäre aus dem Chef von einer Sekunde auf die andere ein Bittsteller geworden. Es bestand kein Zweifel daran, dass ich die Heldin der Stunde war: die Frau, die gesehen hatte, was für alle anderen unsichtbar gewesen war. Ich konnte mich nicht besonders darüber freuen. Sicher, ich hatte ein Muster entdeckt, aber leider eines, das keinen Sinn ergab. Ganz im Gegenteil, es zerstörte eher den kleinen Rest von Sinn, der uns noch geblieben war. Und da draußen lief nach wie vor ein Mörder herum.

Ich griff nach dem Bild von Daisy Gill und betrachtete es. Sie hatte ein Piercing in der Augenbraue und, wie ich bei genauerem Hinsehen entdeckte, auch eins in der Zunge. Um den Hals trug sie ein Medaillon. Auf dem dritten Foto konnte ich es deutlicher erkennen. Es war ein kleines Herz, genau wie das, das Lianne getragen und auf dem gestanden hatte: »Beste …«. Ich fragte mich, ob auf Daisys Medaillon vielleicht »… Freundin« stand.

»Ist Ihr Mann nicht da?«, fragte ich.

»Gabe? Nein, er ist schnell zur Post gegangen, nur ein Stück die Straße runter. Er kommt bestimmt jeden Augenblick. Er arbeitet normalerweise erst später am Nachmittag. Hier, bitte, Sie trinken ihn ohne Milch, oder?«

»Ohne Milch und Zucker. Danke.«

Sie ließ sich wieder am Küchentisch nieder und legte die Hände um ihre Tasse, als würde ihr die Wärme Trost spenden. Plötzlich wirkte sie sehr jung und verletzlich.

»Und jetzt?«, fragte sie. »Was passiert jetzt?«

Oban räusperte sich, ehe er eine Antwort gab, die zwar

gewichtig klang, im Grunde aber nichts aussagte: »Wir werden umfassende Ermittlungen in die Wege leiten.«

Bryony starrte ihn verblüfft an.

»Hören Sie«, sagte ich, »es ergibt auf den ersten Blick keinerlei Sinn, dass ein Mordopfer die Identität von zwei anderen Opfern oder potenziellen Opfern kennt. Wir wissen natürlich nicht, wann sie die Namen notiert hat, und deswegen wissen wir auch nicht, ob Lianne zu diesem Zeitpunkt schon tot war oder nicht.« Ich zögerte einen Moment, aber sie war eine intelligente Frau und wusste bereits, was ich sagen wollte. »Auf jeden Fall deutet nun Einiges darauf hin, dass es sich bei dem Angriff auf Sie nicht nur um einen Raubüberfall gehandelt hat.«

Sie nickte. Ihre Lippen waren weiß.

»Und dass der Mörder nicht willkürlich handelt«, fügte ich in sanftem Ton hinzu.

»Nein«, murmelte sie. »Ich verstehe.«

»Deswegen wird die Polizei nun einige Zeit mit Ihnen verbringen und herauszufinden versuchen …«

Während ich sprach, hörte ich, wie sich die Haustür öffnete und jemand in der Diele ziemlich unmelodisch vor sich hinpfiff.

»Gabe!«, rief Bryony. »Gabe, ich bin in der Küche. Mit jemandem von der Polizei.«

Das Pfeifen brach abrupt ab. Als er hereinkam, schlüpfte er gerade aus einer alten Lederjacke. Sein Gesicht wirkte angespannt. »Was ist passiert?«, fragte er. »Bry? Alles in Ordnung?«

»Wir wollen Sie nicht beunruhigen, Mr. Teale«, begann Oban, aber Bryony schnitt ihm das Wort ab. »Philippa Burton hat meinen Namen aufgeschrieben, bevor sie ermordet wurde.«

Gabriel öffnete den Mund, brachte aber offensichtlich nichts heraus. Er starrte uns nur an, erst seine Frau, dann Oban und mich. Er wirkte total erschüttert.

»Meinen und den dieses Mädchens Lianne und den eines anderen Mädchens namens Daisy«, fuhr Bryony langsam fort, als wollte sie sicherstellen, dass er alles genau verstand. Sein Entsetzen schien ihr neue Kraft und Entschlossenheit zu verleihen.

»Daisy Gill, so war doch ihr Name, nicht?«

»Genau, Mrs. Teale.«

»Demnach war es also kein Raubüberfall. Und es sieht ganz so aus, als hätte er es auf mich abgesehen, nicht einfach auf eine x-beliebige Frau.«

Gabriel ging zu ihr, kniete sich neben ihren Stuhl, umfasste ihre Hände und küsste sie; dann vergrub er seinen Kopf in ihrem Schoß. Nachdem sie einen Moment sanft über sein dunkles, zerzaustes Haar gestreichelt hatte, hob sie sein Gesicht an und hielt es so, dass er sie ansehen musste. »Es wird alles gut«, sagte sie, »das verspreche ich dir. Es wird nichts passieren. Hörst du, mein Liebling?«

»Dürfen wir Ihnen noch ein paar Fragen stellen, bevor wir Sie der Obhut meiner Detectives anvertrauen?«, fragte Oban.

Gabriel erhob sich und stellte sich hinter Bryony, beide Hände auf ihren Schultern.

»Kennen Sie einen Mann namens Will Pavic?«, wollte Oban wissen.

Ich starrte ihn an – warum fragte er das?

»Ich glaube nicht. Oder, Gabe?«

»Nun ja, ich weiß natürlich schon, wer er ist«, antwortete Gabriel. »Ich meine, die meisten Leute hier in der Gegend kennen ihn.«

»Warum?«, fragte Oban. »Ich kenne nicht mal die Frau, die im Haus neben mir wohnt, geschweige denn das Paar von gegenüber.«

Gabriel hob die Hände. »Ich wollte damit nur sagen, dass wir alle in derselben Art von Welt leben. Ich betreibe ein kleines Theater, und eines unserer Ziele ist es, Menschen, die sich von ihrer Umwelt isoliert und im Stich gelassen fühlen, wieder in die Gemeinschaft zu integrieren. Pavic führt eine Art Herberge für junge Leute. Und er ist irgendwie berühmt, nicht? Ein Typ, der immer, wie soll ich es sagen?, der Wellen schlägt. Natürlich laufen wir uns gelegentlich über den Weg. Mehr aber auch nicht. Warum fragen Sie nach ihm?«

»Das wäre im Moment alles«, antwortete Oban. »Allerdings wird Detective Inspector Furth auch noch mit Ihnen sprechen wollen.«

Wir ließen sie in der Küche zurück. Gabriel hatte die Hände noch immer auf den Schultern seiner Frau. Sie wandte den Kopf und blickte zu ihm auf. Als ich die Panik in ihrem Gesicht sah, wurde auch ich von einer Welle der Angst überrollt.

»Was halten Sie davon, Kit?«, fragte Oban während der Rückfahrt zum Polizeirevier. »Raten Sie mal, was ich vorhin erfahren habe: In dem Monat vor Mrs. Burtons Tod haben zwischen dem Haushalt der Burtons und Pavics Centre drei Telefonate stattgefunden.«

»Oh«, sagte ich. Plötzlich fror ich, obwohl es ein schwüler Tag war.

»Oh? Ist das alles? Mein Gott, Kit, haben Sie mir überhaupt zugehört? Die ersten beiden Telefonate dauerten nur eine Minute oder so. Das letzte dauerte siebenundachtzig Minuten. Was machen Sie sich darauf

für einen Reim, hm?«

»Keine Ahnung.«

»Pavic, hm? Das wird interessant.«

»Sehr interessant«, antwortete ich langsam. Dann fügte ich in gequältem Ton hinzu: »Ich glaube, ich sollte Ihnen da was erzählen.«

»Moment.« Er tippte ein paar Nummern in sein Telefon.

»Erzählen Sie es mir später.«

»Wie Sie wollen.«

Ich lehnte die Stirn gegen das Fenster und schloss für einen Moment die Augen. Was für ein Chaos.

34. KAPITEL

Vor dem Polizeirevier angekommen, sprang Oban aus dem Wagen und spurtete mit einer solchen Geschwindigkeit los, dass ich Mühe hatte, ihn einzuholen.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte ich ihn atemlos.

»Mit ein paar Leuten reden.«

Ein uniformierter Beamter kam aus einem Seitengang und eilte neben Oban her. »Ist er schon da?«, fragte Oban.

»Er wartet in zwei«, antwortete der Mann. »Möchten Sie, dass ich mit ihm spreche?«

»Das machen wir gleich selbst. Wird nicht lang dauern.«

Ich folgte Oban nach rechts und dann nach links, bis wir schließlich vor einem Zimmer anhielten. Oban klopfte forsch. Die Tür ging auf, und eine Beamtin trat heraus. Sie nickte Oban respektvoll zu.

»Wie ist er drauf?«

»Ich weiß es nicht, Sir«, antwortete die Frau. »Er hat den Mund kaum aufgemacht. Außer, um zu gähnen.«

»Warten Sie hier«, sagte er – zu ihr, nicht zu mir. »Es dauert höchstens fünf Minuten.«

Er hielt mir die Tür auf, und ich ging hinein. Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartete, mir blieb keine Zeit zum Nachdenken. Deswegen fühlte ich mich, als ich Will Pavic sah, als hätte mir jemand ohne Vorwarnung einen Schlag ins Gesicht verpasst. Er lehnte am Tischende, die Hände in den Hosentaschen. Als er den Kopf wandte, trafen sich unsere Blicke. Nun hatte ich auch wackelige Knie. Abgesehen von einer kaum wahrnehmbaren Spur eines sardonischen Lächelns zeigte er keine Reaktion. Er

trug einen grauen Anzug und ein weißes Hemd, aber keine Krawatte. Ich fragte mich, ob er tatsächlich verhaftet worden war. Nahmen sie den Männern immer noch die Krawatten weg, damit sie sich nicht aufhängen konnten? Ich drehte mich zu Oban um. »Mir war nicht …« Mehr brachte ich erst mal nicht heraus. »Mir war nicht bewusst …«

»Mr. Pavic hat sich freundlicherweise bereit erklärt, kurz mit uns zu sprechen. Wie es aussieht, müssen wir ein, zwei Dinge klären. Bitte setzen Sie sich.«

Oban deutete auf einen der Stühle am Tisch. Will nahm Platz. Er hatte noch immer kein Wort gesagt. Ich lehnte mich gegen die Wand gleich neben der Tür, so weit weg von ihm wie nur irgend möglich. Sein gelangweilter Blick war auf den Tisch gerichtet. Ich kannte diesen Gesichtsausdruck, unnachgiebig und verschlossen. Während ich zitternd vor Aufregung neben der Tür stand, wirkte Oban umgänglich und entspannt. Er ließ sich Will gegenüber nieder, als hätten sie vor, miteinander ein Bierchen zu trinken.

»Es hat in den Mordfällen Lianne und Philippa Burton neue Entwicklungen gegeben.« Keine Reaktion von Will. Oban hüstelte. »Vielleicht ist Ihnen bekannt, dass am Kanal ein weiterer Überfall auf eine Frau namens Bryony Teale stattgefunden hat. Ich glaube, Sie kennen ihren Mann Gabriel.«

»Ich habe von ihm gehört«, antwortete Will tonlos. »Aber ich kenne ihn nicht näher.«

»Er hat auch von Ihnen gehört. Aber Sie sind ja recht bekannt, nicht wahr, Mr. Pavic? Und Sie hatten natürlich mit Lianne zu tun. Wie ich zugeben muss, habe ich bis heute Morgen bezweifelt, dass in diesem Fall zwischen allen drei Frauen eine Verbindung besteht.«

Wills Augen verengten sich, und das bissige Lächeln kam ein wenig deutlicher zum Vorschein, aber er schwieg noch immer.

»Sind Sie Bryony Teale schon mal begegnet?«, fuhr Oban fort. »Sie ist Fotografin. Allem Anschein nach verbringt sie viel Zeit damit, hier in der Gegend herumzuwandern, auf den Straßen und am Kanal.«

»Nein«, antwortete Will.

»Und Philippa Burton? Haben Sie die gekannt? Sind Sie ihr mal begegnet? Oder haben Sie von ihr gehört?«

Hinter meinem Rücken ballte ich so fest die Fäuste, dass sich meine Fingernägel in die Handflächen gruben.

Will schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Wieso sollten Sie auch?«, meinte Oban. »Sie hat in Hampstead gewohnt. Als Ehefrau eines Geschäftsmannes. Aber ich nehme an, Sie lernen alle möglichen Leute kennen.«

Keine Antwort. Diesmal sah Will zu mir herüber. Ich wich seinem Blick nicht aus, sondern versuchte, ihm mit meinem Gesichtsausdruck zu verstehen zu geben, dass ich zwar an dem Fall mitarbeitete, mir der Peinlichkeit der Situation aber durchaus bewusst war und es außerdem für völlig unangebracht hielt, ihn auf diese Weise zu befragen. Das war ziemlich viel Bedeutung für einen einzigen Gesichtsausdruck, und das Ergebnis wirkte wahrscheinlich bloß panisch. Offenbar spielte es sowieso keine Rolle, denn Will sah mich an, als wäre ich ein Mantel, den Oban beim Hereingehen neben die Tür gehängt hatte.

»Wie ich schon gesagt habe«, fuhr Oban fort, »war ich nicht davon überzeugt, dass da irgendeine Verbindung bestand. Ich ging einfach davon aus, dass die Frauen völlig willkürlich als Opfer ausgewählt worden waren. Dr. Quinn jedoch nervte mich die ganze Zeit mit ihrer Idee

von einer Verbindung. Nun hat sie bei Philippa Burton einen Notizzettel mit den Namen von Lianne und Bryony Teale gefunden. Erstaunlich, nicht? Zwei der Opfer, niedergeschrieben vom dritten Opfer.«

Will zuckte mit den Achseln. »Und was habe ich damit zu tun?«

»Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen. Wir haben die letzten Telefonrechnungen der Burtons überprüft. Das Ergebnis war größtenteils wie erwartet, Gespräche mit ihrer Mutter, ihrem Mann an seinem Arbeitsplatz, ein paar Freunden, einem Reisebüro und so weiter. Eines aber war seltsam. Am neunten Juli wurde von den Burtons aus mit Ihrem Jugendhaus telefoniert. Ich weiß, was Sie jetzt sagen werden, aber es handelte sich nicht um das öffentliche Telefon in Ihrem Eingangsbereich, von dem aus die jungen Leute ihre Drogengeschäfte abwickeln.«

»Sie benutzen dieses Telefon nicht für Drogengeschäfte«, erklärte Will. »Ich glaube, Sie werden feststellen, dass Drogendealer ihre eigenen Handys bevorzugen.«

»Ich wollte damit nur sagen, dass der Anruf vom Telefon in Ihrem Büro entgegengenommen wurde. Uns würde interessieren, was Sie dazu zu sagen haben.«

Wäre das Ganze eine Prüfung im Fach Gelassenheit gewesen, dann hätte Will zehn von zehn Punkten bekommen. Aber es war keine Prüfung, und mir war klar, dass jeder normale Mensch in Wills Situation über die Verbindung zwischen den Frauen überrascht gewesen wäre und auf die Sache mit dem Anruf mit großer Bestürzung reagiert hätte. Ein normaler, unschuldiger Mensch hätte angefangen, sich wie ein schuldiger Mensch zu verhalten. Will wirkte bloß gelangweilt. »Ich habe dazu

nichts zu sagen«, erklärte er.

»Sie meinen, Sie verweigern die Aussage. Das ist Ihr gutes Recht.«

»Nein, das habe ich damit nicht gemeint. Ich weiß nur nicht, was für eine Art Kommentar Sie erwarten. Stellen Sie mir eine Frage, und ich werde sie Ihnen beantworten.«

»Haben Sie von Ihrem Apparat aus mit Philippa Burton telefoniert?«

»Nein.«

»Haben andere Leute Zugang zu dem Telefon?«

Erneutes Achselzucken. »Wahrscheinlich.«

»Ich will kein ›wahrscheinlich‹ hören. Ja oder nein.«

Wills Kinnpartie wirkte plötzlich angespannt. »Ja.«

»Ist der Apparat dabei immer unter Aufsicht?«

»Ich bin viel unterwegs. Meine Assistentin Fran ist die meiste Zeit im Büro. Zusätzlich haben wir viele Aushilfen und freiwillige Helfer, aber ich bin sicher, dass das Telefon trotzdem hin und wieder unbeaufsichtigt ist.«

»Hat Lianne zu diesem Zeitpunkt bei Ihnen im Jugendhaus gewohnt?«

»Sie hat nie fest dort gewohnt. Es könnte natürlich sein, dass sie tagsüber mal da war.«

»Das ist ein wichtiger Punkt, denn dieses Telefonat fand statt, bevor der erste Mord geschah.«

»Offensichtlich.«

»Bitte?«, fragte Oban. »Ist mir irgendwas entgangen? Was ist daran so offensichtlich?«

Will trommelte mit den Fingern leicht auf die Tischplatte.

»Unwichtig«, antwortete er.

»Was wollten Sie damit sagen?«

Will seufzte. »Wenn diese Leute miteinander gesprochen haben, dann doch wohl, bevor sie umgebracht wurden. Das ist alles, was ich damit sagen wollte.«

»Wer hat behauptet, dass sie miteinander gesprochen haben?«

»Sie.«

»Nein. Ich habe bloß gesagt, dass von Philippas Telefon aus bei Ihnen angerufen worden ist. Es hätte ja auch sein können, dass sie mit Ihnen gesprochen hat. Zum Beispiel. Wobei Sie uns natürlich vorhin schon versichert haben, dass dem nicht so war. Es könnte auch jemand anders von Philippas Apparat aus telefoniert haben. Es gibt eine Menge Möglichkeiten. Deshalb wäre es für uns wichtiger denn je zu erfahren, wann Lianne sich bei Ihnen im Jugendhaus aufgehalten hat. Haben Sie da irgendwelche Aufzeichnungen?«

»Die sind nicht sehr genau.«

»Das ist aber schade.« Obans freundliche Stimme bekam einen schärferen Unterton. »Ein detailliertes Gästebuch wäre für uns extrem hilfreich gewesen.«

Will schob seinen Stuhl zurück, wobei dessen Metallbeine mit einem scheußlichen Geräusch über den Linoleumboden scharrten. Nun wirkte Will zum ersten Mal während dieses Gesprächs betroffen, was bei ihm gleichbedeutend mit wütend war. »Hören Sie«, begann er. »Durch jahrelange Erfahrung habe ich gelernt, dass die einzige Methode, Leute wie Sie von meinen Büchern fern zu halten, darin besteht, erst gar keine zu führen.«

Einen Moment lang konzentrierte sich Oban sehr angestrengt darauf, unsichtbaren Schmutz unter seinen Fingernägeln hervorzubefördern. »Mr. Pavic, falls Sie damit eine Art politische Aussage treffen wollen, muss ich Ihnen sagen, dass mich das nicht besonders interessiert.

Eine junge Frau, die sich zeitweise in Ihrem Jugendhaus aufgehalten hat, ist ermordet worden. Ein weiteres Opfer hat bei Ihnen im Jugendhaus angerufen. Es tut mir Leid, wenn Sie das langweilig finden.«

Beide Männer schwiegen eine Weile. Als Will zu einer Erwiderung ansetzte, klang seine Stimme ruhig, aber auch klar und eisig, sodass ich von meinem Platz auf der anderen Seite des Raums jedes Wort verstehen konnte. »Ich arbeite ständig mit diesen jungen Leuten«, erklärte er. »Der Rest der Welt tut die meiste Zeit so, als wären sie unsichtbar. Dann passiert etwas, und Leute wie Sie legen plötzlich größtes Interesse an den Tag. Dann verschwinden Sie wieder. Sie werden mir also verzeihen, wenn ich für diese Aufmerksamkeit nicht übermäßig dankbar bin.« Er stand auf. »Sie scheinen nicht zu verstehen, wie mein Haus funktioniert. Wir haben keine Stechuhr. Die Leute tragen sich auch nicht in ein kleines Büchlein ein, wenn sie das Telefon benutzen.« Zum ersten Mal sah er mich richtig an. »Es handelt sich nicht um das Cheltenham Ladies' College. Eher um einen kleinen Felsen mitten in der Brandung. Die Leute werden angespült und klammern sich eine Weile fest. Irgendwann werden sie wieder weggespült. Wenn sie dann ein bisschen stärker sind als zum Zeitpunkt ihrer Ankunft, bin ich schon froh. Auf mehr kann ich nicht hoffen.«

»War Lianne stärker, als sie ging?«

Nun konnte Will die Traurigkeit in seinen Augen nicht mehr länger verbergen. »Ich weiß es nicht.«

Als er den Raum verließ, sah er mich nicht an. Ich schaffte es auch nicht, ihm die Hand hinzustrecken oder etwas zu sagen, aber nachdem er gegangen war, biss ich mir auf die Lippe und erklärte Oban in stockenden, unausgegorenen Sätzen, dass ich seit etwa einer Woche etwas mit Will Pavic hätte. Mehr oder weniger. Oban sah

mich völlig belämmert an, als hätte ich ihn aus einem sehr tiefen Schlaf gerissen, nur um ihm etwas ganz und gar Unverständliches mitzuteilen.

»Pavic?«, fragte er benommen. »Aber ich dachte … Aber was ist mit … Sie und er? Oh.« Er runzelte verwirrt die Stirn. »Pavic? Sind Sie sicher? Sie und er, ein Paar?«

»Nun ja, ein richtiges Paar sind wir nicht gerade.«

»Wie meine Frau und ich. Ich weiß, was Sie meinen.«

35. KAPITEL

»Von jetzt an möchte ich Sie an meiner Seite haben«, hatte Oban gesagt. Deswegen stand ich nun ein weiteres Mal auf Jeremy Burtons halb überschwemmtem Rasen und war mir die ganze Zeit der Blicke Emilys bewusst, die mit dem Daumen im Mund aus dem Fenster ihres Zimmers schaute. Jeremy hatte darauf bestanden, unser Gespräch im Freien zu führen, als würde ihm im Haus die Decke auf den Kopf fallen. Obwohl er keine Jacke trug, sondern nur ein kurzärmeliges T-Shirt, schien er den eisigen Wind, der durch den Garten pfiff, gar nicht zu spüren. Ich fror trotz meiner Strickjacke. Wasser sickerte in meine Schuhe.

»Ich verstehe nicht«, wiederholte er. Recht viel mehr hatte er seit unserem Eintreffen noch nicht gesagt. Er hatte sich die Fotos von Daisy, Lianne und Bryony angesehen, jedes einzeln hochgenommen und von sich weggehalten, als wäre er weitsichtig, bevor er sie Oban zurückgab. »Nein«, hatte er bei jedem gesagt. »Nein, ich habe dieses Gesicht noch nie gesehen, und auch den Namen noch nie gehört. Nein, nein, nein. Ich weiß gar nicht, warum Sie mir diese Fotos zeigen.«

»Ihre Frau hat die Namen der anderen Opfer aufgeschrieben, bevor sie starb«, erklärte Oban geduldig. »Lianne. Und den Namen der Frau, die kürzlich am Kanal überfallen worden ist, Mrs. Teale – Bryony Teale. Und Daisy Gill war ein Mädchen, das sich vor ein paar Monaten umgebracht hat und offenbar mit Lianne befreundet war. Ihre Frau hat ihren Namen ebenfalls notiert.«

»Warum?« Er schüttelte heftig den Kopf und kniff dabei

die Augen zusammen, als könnte er uns nur unscharf erkennen.

»Warum?« Sein Gesicht wirkte schlaff. Er machte einen erschöpften Eindruck.

»Wir wissen nicht, warum, Mr. Burton«, antwortete Oban.

»Wir sind gerade erst auf diese Verbindung gestoßen, und natürlich erscheint uns nun alles in einem völlig anderen Licht.«

»Philippa hat diese Frauen nicht gekannt«, erklärte er in beharrlichem Ton. »Ganz sicher nicht.«

»Sie hat aber ihre Namen aufgeschrieben.«

»Es muss sich um einen Irrtum handeln«, entgegnete er verzweifelt. »Ich kann es nicht erklären, aber es kann sich nur um einen Irrtum handeln. Sie hat diese Frauen nicht gekannt.«

»Was macht Sie da so sicher?«, fragte ich so sanft wie möglich.

»Sie hätte es mir erzählt.«

»Was hätte sie Ihnen erzählt?«

»Was auch immer. Alles. Alles, was in ihrem Leben eine Rolle spielte.« Einen Moment lang sah er aus, als würde er gleich in Tränen ausbrechen, aber dann wurde sein Blick zornig, und er setzte sich in Bewegung. Wir folgten ihm in den hinteren Teil des Gartens.

»Mr. Burton«, meldete sich Oban energisch zu Wort. »Ich weiß, dass das für sie ein Schock ist, aber …«

»Es ist kein Schock, es ist – es ist wie ein Albtraum.«

»Könnte es sein, dass Ihre Frau bedroht wurde oder …?«

»Ich weiß nicht, warum sie die Namen aufgeschrieben hat. Warum hätte jemand sie bedrohen sollen?« Er blieb

abrupt stehen und drehte sich zu uns um, sodass wir plötzlich sehr eng beieinander standen. »Ich weiß, was Sie denken.«

»Was denken wir denn?«

»Dass sie etwas im Schilde führte, eine Affäre oder irgend so einen Unsinn. Oder vielleicht ich. Vielleicht hatte ich mit all diesen Frauen eine Affäre, und sie hat es herausgefunden. Ist es das, was ich leugnen soll? Also gut, ich leugne es.«

Er begann wieder zu laufen.

»Jeremy.« Ich eilte ihm nach und legte meine Hand auf seinen Arm, um ihn zum Stehenbleiben zu bewegen. »Nun hören Sie mir mal gut zu! Wir wollen überhaupt nichts andeuten und nehmen auch nichts in dieser Richtung an. Bitte hören Sie mir zu. Ich weiß …«

»Was wissen Sie denn schon? Nichts. Ich bin nicht gut darin, meine Gefühle zu zeigen. War ich noch nie. Das heißt aber nicht, dass ich keine habe. Phil wusste das. Sie sah es mir an, wenn ich deprimiert war oder mir Sorgen machte, oder wenn ich beruflichen Ärger hatte. Wenn ich zur Tür reinkam, brauchte sie mir bloß ins Gesicht zu sehen, und schon wusste sie, ob es mir gut ging oder nicht. Ich brauchte gar nichts zu sagen. Wir hingen nicht ständig aneinander, kein Mensch würde uns als ein leidenschaftliches Paar bezeichnen. Aber es gibt unterschiedliche Arten, jemanden zu lieben. Ich habe sie geliebt, und sie hat mich geliebt, und nun ist sie tot, und Sie stehen da und machen irgendwelche Andeutungen, die uns und unser gemeinsames Leben betreffen. Wir hatten ein gutes Leben. Die Art Leben, die wir beide führen wollten. Es war nicht sonderlich aufregend, aber wir hatten einander, und dann kam Emily. Und wir wollten noch ein Kind. Dann wären wir eine komplette Familie

gewesen. So hat sie es immer ausgedrückt. Jetzt ist sie tot, und wir werden niemals komplett sein.«

»Mr. Burton …«

Da sahen wir, dass er weinte. Er stand unter dem Apfelbaum und weinte wie ein kleiner Junge, bis sein Gesicht ganz nass und fleckig war.

»Nein«, sagte Pam Vere. Sie saß sehr aufrecht auf ihrem Stuhl. Nein, sie erkenne keines der Gesichter. Ja, sie sei sicher. Vollkommen sicher.

»Wie lange war Daisy hier, Mrs. Winston?«

Mrs. Winston war eine rundliche Frau mit lockigem Haar, die richtig gemütlich ausgesehen hätte, wären da nicht das viele Make-up in ihrem Gesicht und die gewitzten, mich prüfend musternden Augen hinter ihren dicken Brillengläsern gewesen. Wir saßen in ihrer warmen Küche, wo sich sofort drei Katzen um meine Beine schmiegten, und aßen Schokoladenkekse. Oban hatte mein Interesse an Daisy als nebensächlich abgetan und war aufs Polizeirevier zurückgekehrt. »Wir müssen uns auf die Hauptpersonen konzentrieren, Kit«, hatte er gesagt. »Außerdem waren meine Männer schon dort, die haben das bereits erledigt.«

»Wie lang?« Mrs. Winston runzelte die Stirn und nahm laut schlürfend einen Schluck von ihrem Tee. »Lassen Sie mich nachdenken. Was genau habe ich zu den netten Beamten gesagt, die schon hier waren? Allzu lang war es auf jeden Fall nicht. Normalerweise haben wir es gern, wenn unsere Kinder lange bleiben, weil man dann eine richtige Beziehung aufbauen, ihnen ein richtiges Familienleben bieten kann. Wir hatten mal ein Mädchen fast zwei Jahre lang, oder, Ken?«

Ken, der wesentlich schmächtiger war als seine Frau, nickte.

»Das stimmt.«

»Georgina, so hieß sie, ein ganz liebes Mädchen.«

»Ganz lieb«, bestätigte Ken wie ein Echo.

»Aber Daisy ist gar nicht lang geblieben. Drei Monate, vielleicht ein bisschen länger.«

»Warum nur so kurz?«

»Sie hat sich nie eingewöhnt. Wir haben es versucht, das müssen Sie uns glauben. Wir haben ihr ein eigenes Zimmer eingerichtet, mit neuen Vorhängen, die ich extra für sie genäht hatte, und schönen Möbeln. Wir haben uns auch bemüht, ihr das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, nicht, Ken?«

»Das haben wir.«

»An dem Tag, als sie kam, sagte ich zu ihr: ›Daisy, betrachte dieses Haus als dein Zuhause. Und wenn du Probleme hast, egal, ob groß oder klein, dann komm zu mir.‹«

»Und hat sie es getan? Ich meine, ist sie mit ihren Problemen zu Ihnen gekommen?«

»O nein. Nie. Sie war verschlossen wie eine Auster, dieses Mädchen. Ich wusste schon in der ersten Woche, dass es nicht klappen würde, stimmt’s, Ken?«

»O ja.«

»Sie war eine Einzelgängerin. Ist zum Essen immer in ihr Zimmer gegangen. Alles war voller Krümel. Sie hat sich uns nie angeschlossen oder sich irgendwie bemüht. Und sie hat schreckliche Dinge über meinen Sohn Bernie gesagt.« Ich hatte Bernie kennen gelernt – einen massigen, etwa siebzehnjährigen Jungen mit einem Totenkopf-aufdruck auf seinem T-Shirt. Er hatte mir die Tür geöffnet.

»Dabei versuchte er bloß, nett zu ihr zu sein.«

»Daisy hat Ihnen also nicht viel darüber erzählt, was in ihrem Leben vor sich ging?«

»Nein. So gut wie gar nichts. Sie war ein verschlossenes kleines Ding.«

»Haben Sie ihre anderen Freunde kennen gelernt?«

»Nein. Sie war viel unterwegs, hat aber nie jemanden mit nach Hause gebracht. Manchmal ist sie die ganze Nacht weggeblieben. Ich habe zu ihr gesagt: ›Daisy, ich habe nichts dagegen, wenn du ausgehst, hier hast du einen Schlüssel, aber du musst mir sagen, wann du zurückkommst.‹ Was aber nicht heißen soll, dass sie sich daran gehalten hat.«

Ich breitete die Fotos vor ihr aus.

»Nein«, sagte sie, nachdem sie sie durchgesehen hatte. »Ich habe es der Polizei schon gesagt. Natürlich erkenne ich diese Frau wieder, aber nur weil sie im Fernsehen war.«

»Philippa Burton.«

»Was hat eine Frau wie sie mit Daisy zu tun?«

»Sie sind also ganz sicher, dass sie keiner dieser Frauen je begegnet sind?«

»Das habe ich den Polizisten schon gesagt.«

»Vielen Dank, wir wollten bloß ganz sichergehen.«

»Es ist nicht leicht, eine Pflegemutter zu sein, müssen Sie wissen. Sie glauben wahrscheinlich, dass Daisy mir nicht genug am Herzen lag, aber ich habe wirklich mein Bestes gegeben. Es hat mir sehr Leid getan, als ich hörte, was mit ihr passiert ist. ›Das arme kleine Dings habe ich gesagt, nicht wahr, Ken? Aber überrascht hat es mich nicht.«

»Warum nicht?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Sie war ein zorniges, unglückliches Mädchen. Kratzbürstig und unhöflich. Sie ging wegen jeder Kleinigkeit in die Luft, rannte oft heulend in ihr Zimmer, warf vor lauter Wut Sachen durch die Gegend. Manchmal hat sie sogar nach den Katzen getreten. Ich habe sie mehrmals dabei erwischt. Sie war am Ende, und irgendwas muss das Fass zum Überlaufen gebracht haben. Sie glaubte, die ganze Welt wäre gegen sie. Es kam einfach alles zu spät.«

»Was kam zu spät?«

»Wir. Alles, nehme ich an.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben«, sagte ich und stand auf. Ich wollte raus aus dieser überheizten Küche, weg von den anhänglichen Katzen.

»Wir haben unser Bestes getan.«

»Da bin ich sicher.«

»Aber manchen Menschen kann man nicht helfen.«

»Ich finde schon hinaus.«

»Sie war selbst ihr größter Feind.«

»In gewisser Weise gebe ich mir die Schuld«, erklärte Carol Harman.

»Wer hat sie gefunden?«

»Ich. Meine Leute haben mich gerufen, weil ihre Tür abgesperrt war und sie auf ihr Klopfen nicht reagierte. Also habe ich mit meinem Hauptschlüssel aufgesperrt und sie gefunden. Sie hatte sich erhängt – aber das wussten Sie ja schon, oder?«

»Ja.«

»Wir wussten, dass sie gefährdet war. Sie hatte sich schon mehrmals mit einem Messer selbst verletzt und zeitweise

die Nahrungsaufnahme verweigert. Sie wurde im Heim entsprechend behandelt, bekam Einzelgespräche mit Therapeuten, solche Sachen. Es hätte nicht passieren dürfen.«

»Sie muss fest entschlossen gewesen sein«, sagte ich. Ich mochte diese Frau, die nicht versuchte, sich zu rechtfertigen.

»Es war kein Hilferuf.«

»Wenn es ihr nicht auf Anhieb gelungen wäre, hätte sie es bestimmt wieder versucht. Sie war ein schwieriges Mädchen, sehr starrsinnig, sehr bedürftig. Sie hatte eine schreckliche Kindheit hinter sich. Einmal meinte sie mir gegenüber: ›Zu mir hat noch nie ein Mensch gesagt, dass er mich lieb hat.‹«

»Was haben Sie geantwortet?«

»Dass *ich* sie lieb hätte, natürlich – aber das klingt nicht sehr glaubhaft, wenn es von einer Frau kommt, die man erst ein paar Wochen kennt und die dafür bezahlt wird, dass sie auf einen aufpasst.«

»Wenigstens haben Sie es gesagt.«

»Hmmm. Wie auch immer, Sie wollen von mir wissen, ob ich jemals eine von diesen Frauen gesehen habe. Ihr bin ich mal begegnet.« Sie legte eine Fingerspitze auf Liannes Gesicht. »Sie hat Daisy besucht. Sie sind zusammen in Daisys Zimmer gegangen. Das ist alles.«

»Keine von den anderen beiden?«

»Nein.«

»Warum, glauben Sie, hat sie es getan?«

»Sich umgebracht? Keine Ahnung. Sie hatte ein trauriges Leben hinter sich. Ich weiß von keinem besonderen Anlass, aber das heißt nicht, dass es keinen gegeben hat. Wahrscheinlich, weil es letztendlich einfacher war, als am Leben zu bleiben.«

36. KAPITEL

Am nächsten Tag fuhr ich in die Klinik, ließ eine Versammlung zum Thema Personalstrukturen über mich ergehen und tat anschließend so, als würde ich meinen Papierkram erledigen. In Wirklichkeit ließen mir die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden keine Ruhe. Ich dachte an die Liste der Namen, an Bryonys erschüttertes Gesicht, an Jeremys Tränen unter dem Apfelbaum.

Und ich wusste nicht, was ich wegen Will unternehmen sollte.

Würde er böse auf mich sein und mich nicht mehr sehen wollen? Wollte ich ihn überhaupt Wiedersehen? Um Viertel nach sechs rief ich ihn an. Gegen zehn vor neun warf ich einen raschen Blick auf meine Armbanduhr, ehe Will sie mir abnahm und auf den Boden neben seinem Bett legte. Als ich sie wieder überstreifte, kam ich gerade aus der Dusche. Inzwischen war es kurz nach zehn. Er lag im Bett. Ich legte mich neben ihn. Ich war noch feucht von der Dusche, er vom Schweiß und vom Sex. Ich roch nach seiner Seife, und er roch am ganzen Körper nach mir.

»Das war wundervoll«, erklärte ich, begann mich aber gleich zu entschuldigen. »Ich komme mir immer so blöd vor, wenn ich so was sage.« Ich setzte mich auf, schob mir ein Kissen in den Rücken und ließ den Blick über den Raum schweifen. Neben den Resten eines chinesischen Essens stand eine leere Flasche Wein. Eine zweite Flasche war noch zu einem Drittel gefüllt. Unsere Klamotten lagen im ganzen Zimmer verstreut.

»Das mit gestern Nachmittag tut mir Leid«, erklärte ich. »Ich wusste einfach nicht, was ich tun sollte.«

»Macht doch nichts«, antwortete er. Er ließ seine Finger über meinen Körper gleiten, ohne mich dabei anzusehen.

»Genau das hat mich so überrascht«, sagte ich. »Du hast tatsächlich den Eindruck erweckt, als würde es dir nichts ausmachen. Ich habe oft Angst vor der Polizei, obwohl ich mit ihr zusammenarbeite. Du dagegen hast völlig cool gewirkt.«

»Ist das für dich ein Problem?«

»Vielleicht bekomme ich leichter Angst als du.«

»Das wäre kein Wunder.«

»Ach, du meinst das hier?« Ich hob die Hand und berührte meine Wange, meine Narbe.

»Was hast du denn erwartet?«, fragte er. »Hätte ich auf die Knie sinken und meine Unschuld beteuern sollen?«

»Wie meinst du das, deine ›Unschuld‹?«

»Das willst du doch von mir hören, oder etwa nicht? Du möchtest, dass ich dir in die Augen blicke und sage: ›Kit, ich bin unschuldig. So wahr mir Gott helfe!‹«

»Nein«, protestierte ich. »Aber …«

»Aha, also doch.« Er stand auf. »Ich gehe jetzt unter die Dusche.«

Ich blieb im Bett und dachte nach. Als er, eingehüllt in ein großes weißes Handtuch, wieder ins Zimmer kam, sagte ich:

»Weißt du, was das Problem ist?«

»Wessen Problem? Meins oder deins?«

»Du hast dich gestern auf dem Revier keine Sekunde aus der Ruhe bringen lassen. Du hattest die Situation völlig im Griff.«

»Und die Frage ist: Würde ein unschuldiger Mensch sich so verhalten?«

»Interessiert dich das Ganze denn gar nicht?«

»Was?« Er hob die Augenbrauen. »Was die Leute über mich denken? Warum sollte mich das interessieren?«

»Nein, nein, ich meine nicht, was die Leute über dich denken. Ich meine – na ja, das Ganze eben. Lianne und Philippa und Daisy, und jetzt auch noch Bryony. Schließlich bist du irgendwie in die Sache verwickelt. Auch wenn du genau genommen nicht das Geringste damit zu tun hast – du bist in die Sache *verwickelt.* Du hast zwei von diesen Frauen gekannt, Will. Du hast Lianne gekannt, sie war jung, einsam und hilfsbedürftig, und nun ist sie tot. Drei von diesen Frauen sind tot, und trotzdem hast du gestern bloß ironisch lächelnd dagesessen und den Überlegenen gespielt. Ich meine, ich weiß, dass es dir irgendwie tief in deinem Inneren nicht egal ist, weil du sonst diesen Job und das alles nicht machen würdest.«

»Nein, das weißt du nicht. Das lässt sich daraus nicht ableiten.«

»Na gut, dann eben nicht, vielleicht ist es dir tatsächlich scheißegal, aber das fände ich ziemlich beängstigend.«

Will lächelte gehässig. »Beängstigender als die Vorstellung, dass ich eines Mordes fähig sein könnte? Wer weiß …« Er ließ sein Handtuch auf den Boden fallen und schlüpfte in einen Bademantel, ehe er weitersprach: »Vielleicht findest du den Gedanken ja sogar aufregend? Gefällt dir die Vorstellung, dass ich dazu fähig sein könnte, einen Menschen zu töten? Ich kenne dich – du stellst dich deinen Ängsten gern, habe ich Recht? Die Angst spüren und es trotzdem tun, hm?« Seine Stimme klang spöttisch und grausam.

Ich setzte mich wieder auf. »Hör zu, Will, lass uns keine solchen Spielchen spielen. Bitte. Ich bin in meinem Leben

schon vielen Mördern begegnet, ein paar Dutzend, würde ich sagen, vielleicht waren es sogar mehr. In all diesen Fällen gibt es dicke, fette Berichte, die erklären, wieso sie es getan haben. Ich kenne kein einziges Beispiel, wo jemand den Betreffenden schon vorher als potenziellen Mörder erkannt hat. Ganz im Gegenteil, mehrere dieser Täter wurden von Leuten wie mir laufen gelassen und haben dann jemanden umgebracht. Deswegen werde ich hier bestimmt nicht vor dir stehen und behaupten, du wärst nicht dazu fähig, eine Frau zu töten.«

»Sitzen.«

»Was?«

»Du stehst nicht, du sitzt.«

»O mein Gott! Genau das meine ich! Eigentlich wollte ich damit nur sagen, dass ich gestern Nachmittag, als ich dich da so sitzen sah, plötzlich das Gefühl hatte, dass es dir gar nicht unangenehm wäre, wenn die Leute dich verdächtigen würden. Im Grunde käme dir das in jeder Hinsicht entgegen. Dann wärst du nämlich einmal mehr das arme Opfer. Der große, missverstandene Will Pavic. Und es würde zeigen, wie dumm die Polizei ist. Es wäre mehr oder weniger dein Lieblingszustand – du im Recht und alle anderen im Unrecht. Was ja im Wesentlichen deine Weltsicht ist.«

Will lächelte noch immer. »Dann ist es mir also nicht gelungen, dich zu täuschen?«

Ich nahm seine Hand und zog ihn neben mich aufs Bett, streichelte über sein stacheliges, kurzes Haar und küsste ihn auf die Stirn. Dann legte ich meine Handfläche auf seine Wange, und er lehnte sich einen Moment dagegen. »Ich habe ein ziemlich schlimmes Jahr hinter mir«, erklärte ich. »Ich habe Albträume.«

»Kit …«

»Eine Weile hatte ich überhaupt kein Sexleben, aber gerade eben war es absolute Spitzenklasse, so richtig schön. Nein, schön ist das falsche Wort. Du weißt schon, was ich meine. Manchmal frage ich mich, ob ich vielleicht gerade dabei bin, mich in dich zu verlieben.«

»Kit …«, sagte er noch einmal. Wenigstens machte er sich jetzt nicht mehr über mich lustig.

»Vielleicht hast du Recht«, fuhr ich fort. »Vielleicht fühle ich mich zu dir hingezogen, weil du immer so mürrisch und abweisend bist und mir auf irgendeine Weise Angst machst. Oder weil du unglücklich wirkst und ich mir einrede, dich wieder glücklich machen zu können – du weißt schon, diese typisch weibliche Fantasie. Jedenfalls hat mich allein schon das Gefühl, wieder begehrt zu werden, ziemlich glücklich gemacht. Es hat mir das Gefühl gegeben, wieder richtig zu leben. Aber ich möchte nicht mit jemandem zusammen sein, dem alles völlig egal ist und der sich niemandem öffnen kann. Leidenschaft ohne Zärtlichkeit ist auf Dauer nicht mein Ding. Dafür bin ich nicht abgebrüht genug. Und ich bin wirklich schlecht darin, Spielchen zu spielen – da, bitte, ich lege alle meine Karten auf den Tisch. Keine Asse, wie du sehen kannst.« Ich stieß ein kurzes Lachen aus. Er schwieg noch immer. »Vielleicht brauche ich jemanden, der nicht ganz so harte Knochen hat.«

Will schob mir eine feuchte Haarsträhne hinters Ohr.

»Ich glaube, für mich wird es viel schlimmer sein als für dich, wenn wir uns nicht mehr sehen«, fuhr ich fort. »Ich bin ganz schlecht darin, jemanden zu verlassen. Das war noch nie meine Stärke. Du kannst das wahrscheinlich viel besser – ich wette, du vergeudest nicht viel Zeit damit zurückzublicken.«

»Ich möchte dich noch sehen, Kit.«

»Ja, aber nur zu deinen Bedingungen.«

»Wie sehen denn *deine* Bedingungen aus?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich mit einem leisen Schluchzen. »Aber das Problem ist, dass ich welche habe.«

Er lächelte. »Muss ich das jetzt verstehen? Klingt nämlich ziemlich verwirrend.«

»Ich weiß.« Er reichte mir ein Taschentuch. »Fest steht, dass ich jetzt gehen muss. Zumindest für heute Abend. Aber vielleicht wäre das überhaupt das Beste.« Ich legte ihm einen Finger auf die Lippen. »Schsch, sag nichts. Nicht jetzt.«

Ich stand auf und zog mich an.

»Ich halte es für keine gute Idee, wenn du um diese Zeit allein durch die Stadt läufst«, sagte Will.

»Keine Angst, mir passiert schon nichts«, antwortete ich.

»Mein Name stand nicht auf der Liste.«

Ich trat aus dem Haus und marschierte los, ohne mich noch einmal umzublicken. Der Vollmond schien so hell, dass die Ränder der Wolken wie Wellen schimmerten. Mein Körper bebte vor Anspannung, und ich spürte, wie mir heiße Tränen über die Wangen liefen. Ich atmete tief durch und wischte mir übers Gesicht. So, nun fühlte ich mich schon besser. Ich hatte das Richtige getan, so viel war klar. Kein Grund, sich deswegen noch groß aufzuregen. Wahrscheinlich war die Sache sowieso gelaufen. Ich konnte trotzdem an nichts anderes denken. Schluss jetzt, rief ich mich selbst zur Vernunft. Es gab schließlich noch andere Dinge, über die ich mir Gedanken machen musste.

Es war noch nie ein Problem für mich, nachts allein in

einer Großstadt herumzulaufen. Ich glaube, dass man, wenn man flott und zielstrebig dahinmarschiert, relativ sicher ist. Ich habe einen großen Teil meines Berufslebens damit verbracht, mit kriminellen Männern zu sprechen, und sie oft danach gefragt, wie sie ihre Opfer auswählen. Die Antwort lautet, dass sie sich Leute, hauptsächlich Frauen, aussuchen, die durch besondere Schwächen, mangelndes Urteilsvermögen oder offensichtliche Unsicherheit ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zumindest versuche ich mir einzureden, dass man, wenn man nicht wirkt wie ein Opfer, auch nicht zum Opfer wird. Vielleicht lüge ich mir da selbst in die Tasche, aber es ist irgendwie leichter, sich einzureden, dass die Leute für das, was ihnen zustößt, selbst verantwortlich sind.

Ich ging durch leere, dunkle Straßen, bis ich die Lichter und den Lärm der Hauptstraße und der U-Bahn-Station Kersey Town erreichte. Die Bremsen der Taxis quietschten, und am Zeitungsstand wurden bereits die Zeitungen des nächsten Tages verkauft. Normalerweise hätten mich die Bilder der nächtlichen Stadt fasziniert. Ich liebe es, Leuten zuzusehen, die zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein scheinen. Ich versuche mir dann immer vorzustellen, welche seltsamen Umstände und Irrwege sie dort hingeführt haben, denke mir Geschichten über sie aus. Jetzt aber waren andere Geschichten in meinem Kopf. Ich überquerte die belebte Straße und ging über den Platz, wo das geschäftige Treiben rasch nachließ. Ich musste an Bryony denken, die spät nachts am Kanal spazieren ging. Das war dumm, wie Oban ganz richtig sagte, aber ich verstand trotzdem, was sie dazu trieb. Die Dunkelheit, die Ruhe, das sich kaum bewegende schwarze Wasser, eine seltsame, geheime Welt mitten in der Stadt. Ich stellte mir Philippa vor, wie sie in Hampstead Heath am helllichten Tag auf einem überfüllten Kinderspielplatz

stand.

Ich war so in Gedanken versunken, dass ich meinen Heimweg kaum mitbekam, obwohl ich einer komplizierten Route durch Seitenstraßen und kleine Gassen folgte. Keine hundert Meter von meiner Haustür entfernt, riss mich plötzlich etwas aus meiner Träumerei. Erschrocken blickte ich mich um. War da irgendein Geräusch gewesen? Ich befand mich in einer ruhigen Straße mit einer Häuserreihe auf der einen und einem Friedhof auf der anderen Seite. Es war niemand zu sehen, aber dann nahm ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr. Ich konzentrierte mich auf die Richtung, aus der ich gekommen war, konnte jedoch nichts entdecken. War vielleicht jemand in den Schatten eines Eingangs zurückgewichen? Bis zu meiner Haustür brauchte ich höchstens noch eine Minute. Ich setzte mich wieder in Bewegung, ging mit großen, energischen Schritten weiter, die Hand in meiner Jackentasche um meinen Schlüssel gelegt. Noch eine Minute, nein, weniger, dreißig Sekunden. Im Laufschritt erreichte ich die Tür. In dem Moment, als ich den Schlüssel ins Schloss schob, legte sich eine Hand auf meine Schulter, und ich stieß vor Schreck einen kleinen Schrei aus. Mit einem beklemmenden Gefühl drehte ich mich um. Es war Michael Doll. Ich spürte seinen süßsauren Atem auf meinem Gesicht.

»Jetzt habe ich Sie gerade noch eingeholt«, sagte er lächelnd.

Ich versuchte, klar zu denken. Ruhig bleiben. Die Situation entschärfen. Ihn zum Gehen zu bewegen. Aber als Erstes musste ich die Überraschte spielen. Ich durfte nicht den Eindruck erwecken, als fände ich seine Anwesenheit mitten in der Nacht ganz normal. »Was um alles in der Welt tun Sie denn hier?«

»Ich habe Sie vermisst«, antwortete er. »Sie haben mich nicht besucht.«

»Warum hätte ich Sie besuchen sollen?«

»Ich habe viel an Sie gedacht.«

»Sind Sie mir gefolgt?«, fragte ich.

»Nein, warum sollte ich?« Er trat einen Schritt zurück und wich meinem Blick aus.

Er war mir also gefolgt. Wie lange schon? Hatte er bereits vor Will Pavics Haus auf mich gewartet?

»Waren Sie bei einem anderen?«

Bei einem *anderen?* Was bildete er sich ein?

»Ich muss jetzt gehen, Michael«, sagte ich.

»Kann ich mit reinkommen?«

»Nein, das können Sie nicht.«

»Nur für ein paar Minuten!«

»Es ist zu spät. Außerdem ist meine Freundin da.«

Er sah nach oben.

»Es brennt kein Licht.«

»Sie ist schon im Bett.«

»Ich möchte reden.«

Ich konnte einfach nicht fassen, dass ich um halb ein Uhr nachts vor meiner Tür stand und mit Michael Doll darüber diskutierte, ob er noch mit reinkommen könne. »Ich muss jetzt gehen.«

»Andere Leute würden Sie reinlassen.«

»Michael, es ist schon spät. Sie müssen nach Hause gehen.«

»Ich hasse mein Zuhause.«

»Gute Nacht, Michael.« Ich sagte das mit einem freundlichen, aber keineswegs einladenden Lächeln und

berührte ihn dabei leicht am Arm, womit ich mein Mitgefühl zum Ausdruck bringen wollte, ohne allzu herzlich zu wirken.

»Ich möchte mit zu Ihnen.« Seine Stimme klang nicht mehr ganz so drängend.

»Es ist schon spät«, antwortete ich. »Ich gehe jetzt rauf.«

So langsam und ruhig wie möglich schob ich mich rückwärts durch die Tür und versuchte, sie hinter mir zuzuziehen. Doll hatte seinen Fuß dazwischen. Er beugte sich vor, sodass ich im Türspalt sein Gesicht sehen konnte. »Sie hassen mich?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage. »Sie wollen, dass ich gehe. Am liebsten wäre es Ihnen, Sie brauchten mich nie wieder zu sehen.«

O ja, ich wollte, dass er ging. Ich wollte, dass er aus meinem Leben verschwand. Wenn er sich unbedingt an jemanden hängen musste, dann bitte nicht an mich. »So habe ich das überhaupt nicht gemeint«, sagte ich. »Ich bin bloß müde. Ich hatte einen harten Tag. Bitte.«

Sein Gesicht war jetzt ganz nah vor meinem. Jeder seiner Atemzüge wurde von einem pfeifenden Geräusch begleitet. Er streckte den Arm durch den Türspalt, und ich spürte seine Hand auf meiner Wange.

»Gute Nacht, Kit.«

Ich gab ihm keine Antwort. Die Hand zog sich zurück. Ich spürte, wie der Druck gegen die Tür nachließ, und konnte sie endlich zuziehen. Mit einem plötzlichen Gefühl von Übelkeit lehnte ich mich dagegen. Ich spürte Michael Dolls Hand noch immer auf meinem Gesicht. Ich spürte Will Pavic noch in mir. Es kam mir vor, als würde ich nach diesen Männern riechen. Ich rannte nach oben, und obwohl ich bei Will schon geduscht hatte, stellte ich mich noch einmal unter die Dusche, bis kein warmes Wasser mehr kam. Dann stöberte ich in einem Schrank herum und

fand eine Flasche Whisky, von dem ich ein Glas voll mit ins Schlafzimmer nahm. Im Bett sitzend, trank ich große Schlucke, die mein Inneres brennen ließen und mein Gehirn betäubten.

37. KAPITEL

Am nächsten Morgen rief ich Oban an und erzählte ihm von Michael Doll. Er schien das ziemlich lustig zu finden.

»Dann haben Sie also einen Bewunderer«, meinte er. »Noch einen, besser gesagt.«

»Das ist nicht lustig«, erklärte ich. »Ich glaube, er ist mir gefolgt.«

»Warum?«

Ich zögerte. Er brauchte nicht zu wissen, dass Doll mir von Wills Haus aus gefolgt war. »Es wird immer schlimmer«, antwortete ich vage. »Mittlerweile hängt er schon vor dem Haus herum und beobachtet mich. Ich fühle mich nicht mehr sicher.«

Oban stieß ein Husten aus, das auch ein Lachen hätte sein können.

»Ich glaube das einfach nicht!«, sagte er. »Wir versuchen nun schon seit Wochen, Sie davon zu überzeugen, dass Doll gefährlich ist, während Sie nur immer das Gegenteil weismachen wollen – dass er nämlich ein lieber, missverstandener Junge ist.«

»Das habe ich nie behauptet.«

»Ich weiß, meine Liebe. Wo bleibt Ihr Sinn für Humor? Aber Spaß beiseite, was soll ich Ihrer Meinung nach tun?«

»Das weiß ich auch noch nicht so genau, aber langsam fühle ich mich von ihm wirklich bedroht.«

»Oje!«, seufzte Oban. »Dabei fing ich gerade an, mich mehr für Ihren anderen Freund zu interessieren.«

»Was?«

»Das lässt sich kaum vermeiden. Ich habe nachgedacht.

Alle Wege scheinen zu Will Pavic und seinem verdammten Drogenhandelszentrum zu führen.«

»Das ist doch lächerlich.«

»Vielleicht. Trotzdem müssen wir es in Betracht ziehen. Wenn Sie wollen, kann ich jemanden zu Mickey Doll schicken, der ihm was ins Ohr flüstert.«

Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Das ist gar keine so schlechte Idee«, erklärte ich. »Das Problem ist, dass ich zu ihm sagen kann, was ich will, egal, ob freundlich oder böse, es scheint ihn bloß noch mehr zu ermutigen. Ich möchte ihm wirklich keinen Ärger machen, aber langsam wird er mir einfach lästig.«

»Keine Angst, wir werden ihm ein wenig auf die Füße treten. Auf eine nette Art, versteht sich. Kommen Sie heute aufs Revier?«

»Vielleicht später«, antwortete ich. »Ich werde heute die meiste Zeit in der Klinik sein.«

Gegen Mittag saß ich in einem der Seminarräume der Klinik einem fünfzehnjährigen Mädchen namens Anita gegenüber. Sie war in Begleitung ihrer bleichgesichtigen, fassungslosen Mutter, außerdem waren eine Sozialarbeiterin und ein Anwalt anwesend. Ich blätterte gerade eine Akte durch. Das übliche Desaster. Nein, schlimmer als das: Termine bei der Betreuerin waren nicht eingehalten worden, Therapiestunden hatten nicht stattgefunden, Unterlagen waren verloren gegangen. All das wäre nicht weiter ungewöhnlich gewesen, hätte da nicht ein Schulgebäude gebrannt. Das hatte den Ausschlag gegeben. Obwohl Anita schon zwei Selbstmordversuche unternommen und sich mehrfach selbst Verletzungen zugefügt hatte, war ihr Fall bisher im Eingangsstapel hängen geblieben. Spätestens wenn man öffentliche Gebäude in Brand steckt, bekommt man die

Aufmerksamkeit, die einem vorher versagt blieb.

Es klopfte, und die Tür wurde geöffnet. Es war die Dame vom Klinikempfang. »Telefon für Sie«, sagte sie.

Ich starrte sie ungläubig an.

»Ich rufe später zurück.«

»Es ist jemand von der Polizei. Er hat gesagt, er habe es schon auf Ihrem Handy versucht.«

»Das ist ausgeschaltet. Sagen Sie ihm, ich rufe ihn gleich zurück.«

»Er hat gesagt, ich soll Sie holen, egal, wo Sie gerade sind. Er ist noch am Apparat.«

Nachdem ich mich bei allen vielmals entschuldigt hatte, eilte ich im Laufschritt den Gang entlang und griff nach dem Telefon. »Wenn das jetzt nicht wirklich wichtig ist, dann …«

»Doll ist tot.«

»Was?«

»In seiner Wohnung. Wir treffen uns dort.«

Bei meinen früheren Besuchen bei Doll hatte ich seine Wohnung als das schmutzige, trostlose Zuhause eines seltsamen und einsamen Mannes empfunden. Doll schien mir der Typ Mensch zu sein, der niemandem auffiel, solange er lebte, und dessen Tod ebenfalls keiner mitbekommen würde. Das hatte sich inzwischen geändert. Er war berühmt geworden. Vor der Tür standen drei Polizei- und ein Krankenwagen, weitere Fahrzeuge parkten in zweiter Reihe. Der Bereich rund um den Hauseingang war abgesperrt. Zwei Polizeibeamte standen vor der Tür, und hinter der Absperrung hatte sich eine kleine Gruppe von Leuten versammelt, die an einem normalen Wochentag in Hackney offenbar nichts Besseres

zu tun hatte.

Entschuldigende Worte vor mich hinmurmelnd, bahnte ich mir einen Weg, und als ich auf die Polizisten zuging, sah ich, wie mich eine ältere, mit fahrbaren Einkaufskörben bewaffnete Frau mit ungewohntem Interesse musterte. Für wen ich wohl arbeitete? Für die Polizei? Ein Bestattungsunternehmen? Nachdem einer der Beamten hineingegangen war, hörte ich jemanden etwas rufen, und ein paar Augenblicke später tauchte Oban auf. Er wirkte mehr als geschockt und ziemlich grün im Gesicht. Ich hörte mich mit besorgter Stimme fragen, wie es ihm gehe.

»Lieber Himmel!«, sagte er mit leiser Stimme. »Das ist unglaublich. Eine gottverdammte Sauerei. Sie müssen meine Ausdrucksweise entschuldigen.« Er warf einen schuldbewussten Blick zu der alten Frau hinüber.

»Was ist passiert?«, wollte ich wissen.

»Die Jungs von der Spurensicherung fangen gerade erst an«, antwortete er. »Ich wollte, dass Sie einen raschen Blick auf das Schlamassel werfen. Damit Sie es gesehen haben, bevor sie ihn wegbringen. Meinen Sie, Sie schaffen das?«

»Ich glaube schon.« Ich schluckte.

»Es ist kein schöner Anblick.«

Ich musste mir Dinger über die Schuhe ziehen, die aussahen wie kleine Haarnetze. Oban bat mich, nichts anzufassen. Der Aufstieg zu Dolls Wohnung gestaltete sich ein wenig beschwerlich, weil die Treppe mit einer Art Laken abgedeckt war. Am Treppenabsatz forderte mich Oban auf, tief durchzuatmen. Dann schob er die Tür auf und tat einen Schritt zur Seite, um mich als Erste eintreten zu lassen.

Die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten auf dem

Boden – bloß dass sie kein Gesicht mehr hatte. Es sah aus wie ein Bild, bei dem der Kopf noch nicht fertig war. Ich erkannte die Klamotten vom Vorabend wieder. Seine Schuhsohlen wiesen in meine Richtung. Rechts war der Schnürsenkel aufgegangen. Braune Kordhose. Anorak. Darüber nur dunkle Feuchtigkeit. Ich wollte etwas sagen, aber mein Mund war so trocken, dass ich nichts herausbekam. Ich musste mehrmals schlucken.

Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. »Ganz ruhig, meine Liebe«, sagte Oban.

»Wo ist sein Kopf?«, fragte ich mit einer Stimme, die ich nicht als die meine erkannte.

»Im ganzen Zimmer verteilt«, antwortete Oban. »Wiederholte heftige Schläge mit einem sehr schweren, sehr stumpfen Gegenstand, die meisten nach Eintritt des Todes. Da hat sich jemand richtig ausgetobt. Deswegen sieht es hier auch so aus.«

Ich blickte mich um. Es war das rote Zimmer. Das rote Zimmer aus meinen Albträumen. Bisher war er für mich nur eine Fantasie gewesen, ein Symbol, aber nun stand ich mittendrin. Wände und Zimmerdecke sahen aus, als hätte jemand mit einem Schlauch Blut verspritzt. An der Decke hingen dicke Klumpen, die aussahen, als würden sie jeden Moment herunterfallen, in Wirklichkeit aber schon geronnen waren.

»Sie wissen ja, wie das bei Kopfverletzungen ist«, meinte Oban und ließ seinen Blick über den Raum schweifen. »Das blutet immer sehr stark, nicht?«

Ich bemühte mich um eine möglichst sachliche Sichtweise, musste aber ständig daran denken, wie lästig und abstoßend ich Doll gestern Abend gefunden hatte. Nun war sein ganzes widerliches Drängen auf dieses unglückliche Bündel dort am Boden reduziert. Ich hatte

ihn mit einer Art Fluch belegt. Ich hatte mir gewünscht, er möge für immer aus meinem Leben verschwinden. Hatte ich mir seinen Tod gewünscht?

»Sehen Sie sich das an«, sagte Oban.

Er hielt mir eine Klarsichthülle mit einem Blatt Papier vor die Nase. Auf dem Blatt prangten in groben Großbuchstaben zwei Worte: MÖRDERISCHER BASTAD.

»Das lag auf der Leiche«, erklärte er. »Sehen Sie sich das an. Die können nicht mal das Wort ›Bastard‹ richtig schreiben.«

»Dann haben sie ihn also doch noch gekriegt«, stellte ich fest.

Oban nickte. »Was für ein Saustall!«, meinte er. »Sie waren schon mal hier?«

»Ja.«

»Ich dachte mir, dass es vielleicht hilfreich ist, wenn Sie sich das ansehen. Lassen Sie sich Zeit, so lange Sie wollen. Oder so kurz.«

Ich hatte weiche Knie und wollte mich auf die Armlehne eines Sessels setzen, aber ein Mann trat vor und hielt mich zurück. Ich entschuldigte mich.

»Was für eine Sauerei!«, wiederholte Oban noch einmal. »Es sieht aus wie ein Schlachthaus in einem Museum.«

»Michael Doll war ein Sammler«, erklärte ich. Plötzlich hatte ich das Gefühl, mich übergeben zu müssen. Ich schluckte heftig und atmete dann flach durch den Mund.

Oban zog eine Grimasse. »Wirklich? Was hat er denn gesammelt?«

»Alles, was ihm unterkam, was er tragen konnte. Zeug vom Kanal. Das war fast schon krankhaft.«

»Die Leute, die das hier entsorgen müssen, beneide ich

jedenfalls nicht …« Den Rest des Satzes hörte ich nicht mehr, weil ich auf der anderen Seite des Raums plötzlich etwas entdeckt hatte. Nachdem ich vorsichtig um Dolls Leichnam herumgegangen war, trat ich auf ein Regal zu und streckte die Hand danach aus. Es stand zwischen einem Marmeladenglas und einer Rolle rostigen Drahts. Jemand rief etwas, und ich spürte, wie eine Hand mich zurückriss.

»Nicht anfassen!«, mahnte mich eine Stimme.

»Das!« Ich deutete darauf. »Das da!«

Der Mann trug Handschuhe. Er beugte sich vor und nahm sie ganz vorsichtig hoch.

»Was ist das?«, fragte Oban.

»Wofür halten Sie es denn?«, gab ich zurück.

»Für eine Schnabeltasse, wie man sie Kleinkindern gibt. Was steht da?«

»Emily.«

Er starrte mich verblüfft an. »Sie wollen mir doch wohl nicht erzählen, dass Doll eine Tochter namens Emily hatte?«

»Nein«, entgegnete ich. »Aber Philippa Burton.«

38. KAPITEL

»Geht's?«, fragte Oban, als wir auf seinen Wagen zusteuerten. Das Grüppchen, das vorher gaffend auf dem Gehsteig gestanden hatte, war inzwischen zu einer kleinen Menschenmenge angewachsen.

»Ja«, antwortete ich mit fester Stimme und lächelte. Ich zitterte nicht, meine Stimme klang gelassen, mein Atem ging ruhig. Ich kurbelte das Fenster herunter und ließ mir den warmen Wind ins Gesicht blasen.

»Unglaublich, nicht wahr?« Sein Gesicht hatte wieder seinen normalen Ausdruck angenommen, seine Stimme klang jovial, fast fröhlich. So wach und zugleich entspannt hatte er schon seit Wochen nicht mehr gewirkt.

»Ja.«

»Harter Job für die Jungs von der Spurensicherung. Ein Albtraum. Trotzdem können die Leute, die das getan haben, mit einer Menge Sympathie rechnen. Eindeutiger Fall von Selbstjustiz. Da brauchen wir bei der Pressekonferenz viel Fingerspitzengefühl.«

Ich schloss für eine Minute die Augen und dachte an Dolls breiige Überreste, das Meer aus Blut. Überall Blut, ein ganzes Zimmer, dunkelrot vor Blut.

»Damit hat sich der Kreis geschlossen, Kit.«

»Was?«

»Es war doch Doll. Trotz allem.«

Ich antwortete mit einem unverbindlichen Laut und starrte aus dem offenen Fenster. Der Himmel war blau und wolkenlos, die Sonne golden, die Leute auf der Straße farbenfroh gekleidet.

»Nun kommen Sie schon, Kit. Jetzt können Sie endlich einen Schlussstrich unter die Sache ziehen. Es ist vorbei, geben Sie es zu.«

»Nun, ja …«

»Lassen Sie mich raten. Sie sind noch immer nicht überzeugt. Mein Gott, wir haben Emilys Tasse mit ihrem Namen drauf in Dolls Zimmer gefunden – natürlich müssen wir uns das von Mr. Burton noch bestätigen lassen, aber ich glaube, das ist nur noch eine Formalität, glauben Sie nicht auch? Nein, Sie sind noch immer nicht überzeugt. Was wollen Sie eigentlich?« Letzteres fragte er mit einem Grinsen. Sein Ton klang eher amüsiert als genervt.

»Ich verstehe es einfach nicht.«

»Na und? Glauben Sie, wir verstehen es? Wir brauchen es nicht mehr zu verstehen, und Sie müssen vor Ihren Kollegen auch kein Seminar darüber abhalten, oder was immer Sie sonst tun. Unsere Aufgabe bestand nur darin, den Menschen zu finden, der diese Frauen umgebracht hat, und das haben wir Gott sei Dank geschafft.«

»Nein. Ich meine, es ergibt keinen Sinn.«

»Viele Dinge ergeben keinen Sinn.« Er wich einem Radfahrer in neonfarbenem Lycra aus, lehnte sich kurz auf seine Hupe.

»Aber Doll war der Mörder, Kit.«

Ich schwieg.

»Kit? Nun kommen Sie schon, sagen Sie es. Bloß ein einziges Mal. Es tut auch ganz bestimmt nicht weh.«

»Ich sage ja nicht, dass Sie Unrecht haben …«

»Aber Sie wollen auch nicht sagen, dass ich Recht habe.«

»Nein.«

Er lachte. Dann legte er eine Hand auf meine. »Sie haben gute Arbeit geleistet, Kit. Auch wenn Ihr Instinkt Sie letztendlich getrogen hat. Glauben Sie bloß nicht, dass ich nicht weiß, wie schwer das für Sie gewesen sein muss – nach allem, was passiert ist. Aber ohne Sie hätten wir völlig im Dunkeln getappt. Sie haben uns immer wieder auf die richtige Spur geführt.«

»Nein«, widersprach ich, selbst überrascht, wie entschieden meine Stimme klang. »Nein. Ich habe Sie damals, vor Wochen, davon abgehalten, Anklage gegen Doll zu erheben. Wenn Sie ihn damals vor Gericht gestellt hätten, ob schuldig oder nicht, dann wäre er jetzt noch am Leben. Vielleicht wäre er in einem Jahr bei mir im Market Hill Hospital gelandet. Ich habe zu ihm gesagt, ihm werde nichts passieren.«

»Solche Gedanken bringen nichts. Wir alle haben in diesem Fall unsere Fehler gemacht, aber Sie haben Verbindungen gesehen, die uns entgangen waren. Sie haben uns davor bewahrt, weitere Fehler zu machen.«

»Aber …«

»Lieber Himmel, Kit, lassen Sie es endlich gut sein. Kein Aber mehr. Sie sind die sturste Frau, mit der zu arbeiten ich jemals das Vergnügen und die Ehre hatte.«

»Ich werde es in meinem Lebenslauf vermerken«, antwortete ich trocken.

»Und die ehrenwerteste«, fügte er hinzu. Ich sah ihn an, aber er starrte auf die Straße.

Ich legte ihm leicht die Hand auf den Arm. »Vielen Dank, Daniel.«

Meine Wohnung wirkte vernachlässigt, als würde dort niemand mehr wohnen. Alle Fenster waren geschlossen,

die Vorhänge halb zugezogen, als wäre ich in Urlaub. Sonst hatte ich immer frische Blumen in der Wohnung, aber jetzt stand nur eine Vase mit einem vertrockneten Strauß auf dem Fensterbrett in der Küche. Die Obstschale auf dem Küchentisch war leer, auf den Armlehnen des Sofas lagen keine aufgeschlagenen Bücher, an der Kühlschranktür klebten keine Nachrichten von Julie. Ich öffnete den Kühlschrank. Er war sauber und fast leer: Ein Karton Magermilch, ein Stück Butter, ein kleines, halb volles Glas Pesto, eine Tüte Kaffeebohnen.

Wann hatte ich Julie eigentlich das letzte Mal bewusst wahrgenommen? Mit einem Anflug von schlechtem Gewissen stellte ich fest, dass ich mich nicht erinnern konnte. In der Hektik der letzten Tage war sie wie eine verschwommene Silhouette am Rand meines Gesichtsfelds gewesen, präsent, aber von mir meist ignoriert. Ich konnte mich vage daran erinnern, dass sie irgendwann gesagt hatte, wir müssten reden, als ich an ihr vorbeigestürmt war, unterwegs zu irgendeinem dringenden Termin. Wann war das gewesen?

Die Tür zu dem Raum, den ich inzwischen als ihr Schlafzimmer betrachtete, stand offen. Ich streckte den Kopf hinein. Es sah viel zu ordentlich aus. Normalerweise ließ Julie immer ihre Klamotten auf dem Boden herumliegen, ihr Bett ungemacht und ihren Lippenstift und ihre Cremedosen offen auf dem Aktenschrank stehen, den sie zur Kommode umfunktioniert hatte. Einen Moment lang fragte ich mich, ob sie vielleicht schon ausgezogen war, aber ihr Koffer stand noch da, und der Schrank war voller Klamotten.

Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück, öffnete die Fenster und wischte Staub. Dann lief ich zu dem Delikatessengeschäft an der Ecke und kaufte Ziegenkäse und ein großes Stück Parmesan, frische Pasta, Sahne,

italienische Salami, Schinken, mit Sardellen gefüllte Oliven, kleine Mandelkekse, ein kleines Töpfchen Basilikum, Artischockenherzen, vier pralle Feigen. Dabei hatte ich keineswegs den Wunsch, diese Köstlichkeiten anschließend sofort zu verspeisen, nein, ich wollte sie bloß im Haus haben, als eine Art Willkommensgruß für jeden, der durch die Tür treten würde.

Danach ging ich zu dem Gemüsehändler ein paar Häuser weiter und kaufte rote und gelbe Paprikaschoten, grüne Äpfel, eine blass gestreifte Melone, Nektarinen, violette Pflaumen und schöne schwarze Weintrauben. Im Blumenladen erstand ich einen großen, knalligen Strauß aus gelben und orangefarbenen Dahlien. Schwer beladen schwankte ich nach Hause. Die Plastiktüten schnitten mir in die Finger, und die Blumen kitzelten meine Nase. Ich setzte den Wasserkessel auf, mahlte Kaffeebohnen, steckte die Blumen in eine Glasvase, räumte den Käse in den Kühlschrank, arrangierte das Obst und das Gemüse in einer großen Schale. Na, bitte. Wenn Julie jetzt kam, würde sie wissen, dass ich wieder zu Hause war.

Ich überlegte gerade, ob ich ein Bad nehmen sollte, als das Telefon klingelte.

»Ja?«

»Kit, ich hole Sie in ungefähr fünf Minuten ab, ja? Ich bin schon fast bei Ihnen.«

»Ich dachte, Sie hätten gesagt, es sei vorbei, Daniel.«

»Ist es auch, ist es auch. Wir müssen nur noch was zu Ende bringen. Es wird Ihnen gefallen, das verspreche ich Ihnen.«

»Ich mag keine Überraschungen …«, setzte ich an, aber die Verbindung war bereits unterbrochen.

»Sie waren bei dieser Sache von Anfang an dabei. Ich dachte mir, Sie sollten auch das Ende miterleben.«

»Mich würde trotzdem interessieren, wo wir eigentlich hinfahren.«

Oban grinste. »Nun hören Sie endlich auf zu murren!«

Ein paar Minuten später standen wir vor der Haustür der Teales.

»Woher wollen Sie wissen, dass sie überhaupt da ist?«

»Ich habe vorher angerufen.«

Als Bryony die Tür öffnete, erschrak ich über ihr Aussehen. Ihr Gesicht wirkte bleich, und sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, als hätte sie seit Tagen nicht geschlafen. In ihrer alten Jeans und dem übergroßen weißen Hemd wirkte sie viel dünner als beim letzten Mal, und das Lächeln, mit dem sie uns begrüßte, erreichte ihre Augen nicht.

»Kommen Sie herein.«

»Es wird nicht lang dauern, Mrs. Teale«, erklärte Oban, als wir im Wohnzimmer standen. »Ich wollte Sie bloß fragen, ob Sie das hier kennen.« Dann zog er einen dünnen Handschuh über die rechte Hand, beugte sich zu der Tasche hinunter, die er dabei hatte, und zog wie ein Zauberer mit einer schwungvollen Bewegung einen kleinen Lederbeutel heraus.

Bryony warf einen Blick darauf und schlug die Hände vor den Mund. »Ja«, flüsterte sie.

»Er wurde in Michael Dolls Wohnung gefunden.« Er warf mir einen triumphierenden Blick zu.

»Oh!«, keuchte sie, als hätte ihr jemand einen Schlag in die Magengrube versetzt. Mit einer abrupten Bewegung ließ sie den Kopf in die Hände sinken und begann wimmernd zu weinen. Zwischen ihren Fingern quollen

Tränen hervor.

Ich starrte zornig zu Oban hinüber, der sofort aufstand, zu ihr hinüberging und ihr ungelenk eine Hand auf die Schulter legte. »Ist ja gut! Schon gut! Es ist alles vorbei, Mrs. Teale, Bryony. Er ist tot, müssen Sie wissen. Sie sind jetzt in Sicherheit.«

»In Sicherheit?« Sie hob ihr tränennasses Gesicht und starrte ihn verdutzt an. »In Sicherheit?«

»Ja. Ich möchte über Einzelheiten noch nicht sprechen, kann Ihnen aber immerhin sagen, dass nach unserem derzeitigen Kenntnisstand Doll – der Mann, der bei dem Überfall auf Sie den Zeugen gespielt hat – der Mörder war. Wir hatten ihn von Anfang an in Verdacht, und nun ist er heute Morgen tot in seiner Wohnung aufgefunden worden. In seinem Besitz befanden sich Sachen von Ihnen beziehungsweise Philippa Burton. Dass dieser Beutel Ihnen gehört, wissen wir« – er hielt den Lederbeutel hoch und schüttelte ihn ein wenig, sodass sein Inhalt klirrte –, »weil er unter anderem Ihre mit Ihrem Namen versehenen Hausschlüssel enthält. Vielleicht hatte Doll auch Sachen von Lianne, aber das werden wir wohl nie erfahren.« Er nickte ihr freundlich zu. »Trophäen, verstehen Sie?«

»Aber wie … was …?«

»Er war zuvor schon einmal das Ziel eines Versuchs von Selbstjustiz gewesen, deswegen gehen wir davon aus, dass sie ihn diesmal erwischt haben.«

»Mein Beutel«, sagte sie langsam. »Er hatte meinen Beutel.«

»Können Sie sich erinnern, wann Sie ihn verloren haben?«

»Nein. Keine Ahnung. Ich muss ihn in der Nacht des Überfalls verloren haben, aber ich wusste nicht … ich wusste, dass er weg war, aber ich konnte mich nicht

erinnern, wann genau ich ihn das letzte Mal hatte. Ich war so durcheinander. Als ich hinfiel, muss ich … ich war der Meinung, er wollte mir helfen … wie bin ich bloß auf diese Idee gekommen?«

»Geht es wieder?«, fragte ich.

Sie drehte sich zu mir um. »Ich glaube schon, ja«, antwortete sie. »Mir ist nur ein bisschen übel. Jetzt wird doch alles wieder gut, oder? Ich glaube, das ist noch gar nicht richtig zu mir durchgedrungen.« Mühsam brachte sie ein Lächeln zustande.

»Das waren ein paar sehr aufregende Tage.«

Oban streckte ihr die Hand hin. »Auf Wiedersehen, Mrs. Teale, wir werden uns sicher noch mal bei Ihnen melden. Bestimmt sind noch ein paar offene Fragen zu klären. Auch wenn es für Sie niemals klar genug sein wird, Kit.« Er grinste mich süffisant an.

»Auf Wiedersehen, Bryony.« Ich wollte ihr ebenfalls die Hand geben, aber sie nahm mich in den Arm und küsste mich auf beide Wangen. Sie roch sehr sauber und fühlte sich zart und zerbrechlich an. »Sie waren sehr lieb«, flüsterte sie mir ins Ohr.

»Danke.«

»Zufrieden?«, fragte mich Oban im Gehen.

»Seien Sie nicht so hämisch, Dan, das passt nicht zu Ihnen. Was ist denn Ihr nächster Programmpunkt?«

»Die Pressekonferenz. Ich hoffe, Sie kommen mit.«

»Sie verlieren keine Zeit, was?«

»Nicht wenn wir einen Fall zu Ende gebracht haben. Springen Sie rein!« Er hielt mir die Beifahrertür auf.

»Es ist mir ein Rätsel, warum ich mir von Ihnen so viel gefallen lasse.«

Er lachte schallend. »Das soll wohl ein Witz sein!«

Ich weiß nicht, warum, aber ich hob die Hand an die Wange und fuhr mit den Fingern leicht über meine Narbe. »Komisch«, sagte ich, »ich kann mich gar nicht mehr daran erinnern, dass ich früher nicht so ausgesehen habe.«

»Was meinen Sie?«

»Ich spreche von meiner Narbe.«

»Sie sehen immer noch gut aus«, antwortete er verlegen. Dann fügte er hinzu: »Los, steigen Sie ein, wir können nicht den ganzen Nachmittag vor Mrs. Teales Haustür stehen und über Ihr Aussehen diskutieren.«

Als ich nach Hause kam, wurde es bereits dunkel. In der Wohnung brannte kein Licht, was bedeutete, dass Julie noch nicht da war. Oben angekommen, ließ ich mir sofort ein Bad einlaufen. Vor weniger als zwölf Stunden hatte ich auf Doll hinuntergestarrt. Gegen meinen Willen tauchte vor meinem geistigen Auge sein Gesicht auf, nicht nur die blutige Masse auf dem Teppich, sondern das Gesicht, das er mir zugewandt hatte, als er am Kanal beim Fischen saß. Dieses erwartungsvolle Lächeln. Er hatte zwei Frauen umgebracht, Lianne und Philippa. Er hatte versucht, eine dritte zu töten, Bryony. Trotz alledem empfand ich plötzlich heftiges Mitleid mit diesem Mann. Er hatte nie eine Chance gehabt. Er war hinterhältig und abstoßend gewesen, ein perverser Mörder, aber er hatte nie eine Chance gehabt. Ich war schon zu vielen Menschen wie Doll begegnet.

»Hallo. Du hast Schaum im Haar.«

Ich setzte mich auf. »Ich habe dich gar nicht reinkommen hören.«

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass du unter Wasser

warst. Die Wohnung sieht hübsch aus.«

»Gut. Ich habe sie in letzter Zeit ziemlich vernachlässigt.«

»Ja.«

»Es ist vorbei.«

»Was?«

»Der Fall. Es ist vorbei. So wie es aussieht, ist es doch Michael Doll gewesen.«

»Doll? Der Mann, der hier in der Wohnung war?«

»Ja.«

»Du lieber Himmel! In Zukunft passe ich besser auf, wem ich die Tür öffne.«

»Was meinst du, Julie, sollen wir heute Abend ausgehen? Es sei denn, du hast was anderes vor.«

»Ich würde liebend gern, aber ich bin momentan ziemlich pleite, weil …«

»Du bist eingeladen. Ich habe jede Menge Geld, aber nichts, wofür ich es ausgeben könnte.«

»Oh, im Ausgehen bin ich ganz groß!«

Ich bestellte klare Brühe, thailändischen Fischkuchen, Satay mit Schwein und Huhn, Nudeln und Reis, gedämpfte Klößchen mit allerlei Gewürzen, Riesengarnelen in Chilisauce, Tintenfisch mit Zitronellgras und Koriander, Spareribs, eine Flasche südamerikanischen Wein. Julie schien beeindruckt, aber auch beunruhigt.

»Und zwei Gläser Champagner«, fügte ich hinzu.

»Wieso das alles?«

»Was?«

»Du hast genug für sechs bestellt. Du bist doch nicht

etwa schwanger?«

Der Champagner wurde serviert, und ich stieß mit Julie an.

»Ich feiere heute Silvester.«

»Wir haben August, Kit.«

»Das neue Jahr kann jederzeit beginnen.«

»Mir ist nicht ganz klar, ob du deine Sorgen ertränken oder feiern willst.«

»Ein bisschen von beidem. Ich bin froh, dass es vorbei ist und dass Doll keinen Schaden mehr anrichten kann. Aber ich verstehe nicht, wie das alles geschehen ist, nichts passt zusammen oder ergibt einen Sinn. Und deswegen fühle ich mich irgendwie …«

»Frustriert?«, schlug Julie vor.

»Mehr als das. Als hätte ich sie im Stich gelassen. Philippa und Lianne. Klingt ziemlich verrückt, was?«

»Ja, allerdings. Du hast mir schon richtig Sorgen gemacht mit deiner …«

»Heute bei der Pressekonferenz hat mich Oban entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten sehr gelobt. Er war richtig überschwänglich. Dabei komme ich mir vor wie eine Mogelpackung.«

»Weshalb?«

»Weil ich das Gefühl habe, ich hätte sie noch nicht wirklich zur Ruhe gebettet. Hört sich blöd an, stimmt's?«

»Sie sind tot, also ruhen sie schon. Die Hauptsache ist doch, dass ihr Mörder gefasst ist.«

»Er ist tot.«

»Oh.« Sie starrte mich irritiert an.

»Ermordet von Mitgliedern irgendeiner Selbstschutzgruppe, die sich völlig im Recht fühlen

werden, wenn sie erfahren, was er getan hat. Da kommt unser Essen.«

Ich aß die ganze Schale Suppe aus. Sie war so scharf, dass ich glaubte, Stecknadeln zu verschlucken. Anschließend aß ich drei von den würzigen Klößchen. Ich kaute endlos auf ihnen herum und brachte den letzten nur mit Mühe hinunter.

»Tut mir Leid, dass ich so fanatisch war.«

»Das ist schon okay. Mich würde bloß noch interessieren, wie das mit Will Pavic weitergegangen ist.«

»Ich denke, es ist vorbei.«

»Wirklich? Das ging aber schnell. Andererseits ist es vielleicht besser so. Er war ein ziemlich grimmiger Typ, oder?«

»Ich glaube, mich hat gerade das angesprochen.« Ich biss in meine Spareribs und spülte mit einem großen Schluck Wein nach. Dolls zu Brei geschlagenes Gesicht tauchte wieder vor meinen Augen auf, und dieser Raum voll von seinem Blut. Meinem Blut.

»Warum hast du es dann beendet?«

»Was? Oh, weil es einfach nicht mein Ding ist. Na ja, ich denke, ich sollte lieber versuchen, glücklich zu sein.«

»Das hört sich gut an.«

Ich spießte mit der Gabel einen Tintenfischring auf, der aussah wie Gummi. Oder wie ein Stück Eingeweide. Ich legte ihn zurück auf den Teller, starrte auf den beigefarbenen Reis und nahm dann einen Schluck Wein. Ich fühlte mich plötzlich sehr merkwürdig.

»Ich muss dir etwas erzählen«, hörte ich Julie gerade durch den Nebel vor meinen Augen sagen.

Ich blinzelte. »Was denn?«

»Ich werde ausziehen.«

»Ich weiß, du bist auf der Suche nach einer eigenen Wohnung.«

»Nein, ich gehe wieder ins Ausland. Ich halte es hier einfach nicht aus, fühle mich wie in einer Falle. Ich will nicht mehr vor einer Schulklasse stehen, für eine Plattenfirma arbeiten oder jeden Tag in einem langweiligen Kostüm mit Strümpfen und Lederschuhen in einem Büro erscheinen. Klingt das für dich nach einer Frau, die mit dem wirklichen Leben nicht so ganz zurechtkommt?«

»Ich habe noch nie was gegen das Aussteigen gehabt.« Meine Stimme schien von ganz weit her zu kommen.

»Ich möchte auch bloß glücklich sein. Genau wie du.«

Ich hob mein Glas. »Auf dein Glück.«

»Nicht weinen, Kit! Wir können doch beide glücklich sein. Gleichzeitig.« Mit Tränen in den Augen kicherten wir einander zu. »Und weil du gerade so schön betrunken und sentimental bist«, fügte sie hinzu, »sollte ich dir vielleicht gleich noch beichten, dass ich mir dein schwarzes Samtkleid ausgeliehen habe, ohne dich zu fragen. Hinterher habe ich es zu heiß gewaschen, und nun sieht es ziemlich seltsam aus. Der Saum schlägt richtig Wellen. Tut mir Leid.«

39. KAPITEL

Am nächsten Morgen weckte mich das Geräusch des Windes, der mit lautem Tosen durch die Bäume fuhr und die Fenster erzittern ließ. Einen schrecklichen Moment lang konnte ich mich an gar nichts erinnern: nicht, welchen Tag wir hatten, wo ich war oder wer ich war. In meinem Kopf herrschte völlige Leere. Ich lag da und wartete, dass sich das Vakuum wieder mit Erinnerungen füllte. Und tatsächlich begannen sie kurz darauf hereinzufluten: Als Erstes sah ich Doll vor mir, wie er ohne Gesicht in seinem eigenen Blut lag, um ihn herum die blutverschmierten Wände. Eine Folterkammer. Dann Doll mit Gesicht, den Arm erhoben, das gezackte Porzellan in der Hand, das in alle Richtungen spritzende Blut, das diesmal das meine war. Fest gegen das Kissen gepresst, lag ich mit offenen Augen da, sah aber trotzdem die Bilder in meinem Kopf. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich all die Monate nur davongelaufen. Ich hatte mir eingebildet, das rote Zimmer hinter mir lassen zu können, aber in Wirklichkeit war ich die ganze Zeit im Kreis gelaufen und nun wieder genau an meinem Ausgangspunkt angekommen.

Ich fuhr von Market Hill direkt nach Kersey Town, wo ich mir einen Parkplatz suchte. Einem Impuls folgend, lief ich los, um noch rasch ein paar Blumen zu besorgen. Ich hatte keine Ahnung, welche Blumen sie, wenn überhaupt, gemocht hatte, aber ich kaufte einen dicken Strauß Anemonen, violette, rote und rosafarbene, die noch taufeucht glänzten und wie weiche Edelsteine aussahen. Dann sprintete ich den Gehsteig entlang, weil ich nicht zu

spät kommen wollte. Pünktlich zu sein war das Mindeste, was ich tun konnte. Ich wollte ihr die letzte Ehre erweisen, wollte ihr sagen, dass es mir Leid tat.

Ich weiß nicht, warum Lianne mich so tief berührt hatte. Ich kannte sie nicht, aber sie war ohne Mutter aufgewachsen, genau wie ich. Ich hatte ihr Gesicht erst gesehen, als sie tot war, ein rundes Gesicht mit Sommersprossen auf der Nase. Ich wusste nichts über ihr Leben, ich kannte nicht mal ihren richtigen Namen. Niemand kannte ihn. Vielleicht hatte sie in Wirklichkeit Lizzie oder Susan, Charlotte oder Alex geheißen. Wie auch immer. Sie war ein unbekanntes Mädchen, das in einem städtischen Grab beerdigt wurde, und womöglich würde ich, eine fremde Frau, ihr einziger Trauergast sein.

Als ich eintraf, kamen gerade die Leute aus der vorherigen Beisetzung – Orgelmusik vom Band geleitete sie hinaus, und anschließend, nach ein paar Minuten der Stille, begleitete mich dieselbe Musik hinein. Der Raum war ziemlich lang und cremefarben gestrichen. Im hinteren Teil reihten sich neue Holzbänke aneinander. Vor den Bänken stand Liannes Sarg. Außer mir war niemand gekommen. Ich wusste nicht, was ich mit meinen Blumen tun sollte. Ich blickte mich einen Moment ratlos um, dann legte ich sie auf den hellen, glänzenden Sarg mit den goldfarbenen Griffen, setzte mich anschließend in die vorderste Reihe und lauschte der Musik. Nach einer Weile hörte ich hinter mir ein Rascheln, und eine Frau nahm neben mir Platz. Sie hatte ihr Haar mit einem Tuch zurückgebunden und sagte im Flüsterton zu mir: »Hallo, ich bin Paula Mann, von der Stadt.« Sie wartete einen Moment, ehe sie weitersprach: »Ich habe sie nicht gekannt, aber ich bin diejenige, die diese Bestattung organisiert hat. Sie ist in unserem Distrikt gestorben, und da sie sonst niemanden hat … die arme Kleine. Jedenfalls

fällt diese Aufgabe dann uns zu. Wenn unsere Zeit es erlaubt, schauen wir vorbei und erweisen den Verstorbenen die letzte Ehre. Manchmal schaffen wir es nicht, aber es ist einfach nicht richtig, sie ganz allein auf den Weg zu schicken.«

»Kit Quinn«, stellte ich mich vor, und während wir uns die Hand gaben, dachte ich: Nicht nur eine, sondern gleich zwei Frauen, die um dich trauern.

»Ich nehme an, Sie haben sie auch nicht gekannt?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir. Wenn es Angehörige oder Freunde gibt, treiben wir sie in der Regel auf«, erklärte sie. »Es ist erstaunlich, wie viele Menschen ganz allein sterben. Bei den meisten weiß man nicht mal, wo sie herkommen. Das sagt etwas über unsere Art zu leben aus, denke ich. So viel Einsamkeit.« Ihr Gesicht verzog sich.

»Sie haben also versucht herauszufinden, wer sie war?«

»Das ist mein Job. Im Grunde bin ich fast so eine Art Detektivin, bloß dass es sich in der Regel nicht um ein Verbrechen handelt. Ich bekomme die Leichen, für die sich niemand gemeldet hat, und muss herausfinden, ob es nahe Angehörige oder auch Freunde gibt. Wenn nicht, organisiere ich die Beerdigung und kümmere mich um die Habseligkeiten der Verstorbenen. In den meisten Fällen muss ich die Sachen wegwerfen. Manchmal fühle ich mich dabei ganz schrecklich, beispielsweise, wenn ich auf Fotos, Briefe oder andere Dinge stoße, die mal jemandem sehr viel bedeutet haben müssen. Wir packen alles zusammen, bewahren es ein paar Monate auf und werfen es dann weg oder verbrennen es.«

»Was haben Sie mit Liannes Sachen gemacht?«

»Bei ihr war es anders – wir wissen nicht mal, ob sie irgendwelche Sachen besaß. Alles, was wir bekamen, war

eine Leiche, die man am Kanal gefunden hatte.«

»Kommt so etwas nicht häufiger vor?«

»Nur hin und wieder – obwohl es natürlich öfter passiert, als man meinen möchte.«

Die Orgelmusik wechselte, und der Kaplan kam herein, sodass wir beide verstummten. Er sah uns mit ernster Miene an und legte die Hand auf Liannes schlichten Sarg, aber bevor er etwas sagen konnte, wurde es hinter uns laut. Ich blickte mich um und sah vier junge Leute mit verlegener Miene den Raum betreten. Ich erkannte sie sofort wieder, obwohl sie ganz anders gekleidet waren. Alle vier trugen merkwürdige schwarze Klamotten, die sie sich wahrscheinlich von Freunden ausgeliehen hatten. Da war Sylvia mit den grünen Augen, Carla, das schüchterne schwarze Mädchen, das Lianne als Letzte aus der Gruppe lebend gesehen hatte, Spike mit dem geschorenen Schädel und der haarige Laurie. Jeder von ihnen hatte einen Blumenstrauß in der Hand, auch wenn der von Sylvia aussah, als hätte sie ihn im Vorbeigehen aus einem Vorgarten gerupft. Carla hatte langstielige, wächserne Lilien dabei, die bestimmt eine Menge gekostet hatten und so stark dufteten, dass ich sie von meinem Platz aus riechen konnte. Ich lächelte den vieren zu, aber sie lächelten nicht zurück. Vielleicht erinnerten sie sich nicht an mich. Sie wirkten noch immer sehr verlegen, und Spike stupste Laurie kichernd in die Seite, als sie nach vorn zu dem Sarg schlurften und ihre Blumen neben meine legten. Dann setzten sie sich in die Bank uns gegenüber.

Die Beisetzung begann. Wenigstens tat der Kaplan nicht so, als hätte er Lianne gekannt oder könnte etwas über sie sagen, sondern beschränkte sich darauf, rasch das erforderliche Ritual hinter sich zu bringen. Als er etwa bei der Hälfte angelangt war, hatte ich mit einem Mal das Gefühl, als würde mich jemand anstarren, und drehte mich

um. Ich spürte einen leichten Stich in der Brust. Er war da. Will. In seinem strengen, schwarzen Anzug erinnerte er mich mehr denn je an eine Krähe. Er saß ganz hinten, die Arme vor der Brust verschränkt, und musterte mich. Nein, das stimmte nicht, er starrte durch mich hindurch, als wäre ich gar nicht da. In seinem hageren, stoppeligen Gesicht wirkten seine Augen wie Höhlen. Sein Haar war frisch geschoren, und ich konnte eine kleine weiße Narbe auf seiner Kopfhaut erkennen. Ich wandte mich wieder nach vorne, hatte aber das Gefühl, als würde mir sein Blick ein Loch in den Nacken brennen.

Als der Sarg davonglitt, stellte ich mir Liannes Körper vor, der nun gleich verbrennen würde. Aus dem Kühlschrank ins Feuer. Ich sah ihr liebes, kleines Gesicht, ihre abgekauten Nägel, ihr Herz-Medaillon: »Beste …« Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen traten. Auf der anderen Seite des Ganges hörte ich jemanden schluchzen. Als ich hinübersah, stellte ich fest, dass es nicht eines der Mädchen war, sondern Laurie. Laurie, der einmal von Lianne geküsst worden war. Die schüchterne Carla hielt seine Hand. Spike starrte auf seine großen, schwarzen Stiefel hinunter, sodass ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Nur Sylvia blickte mit ihren ruhigen, meergrünen Augen nach vorn.

Die Musik vom Band setzte wieder ein, und wir erhoben uns. Will saß noch immer in der letzten Bank. Sein Blick war auf die Stelle gerichtet, wo eben noch der Sarg gestanden hatte. Ich dachte, dass ihn das Ganze ziemlich kalt ließ, aber dann sah ich plötzlich, dass sein Gesicht tränennass war. Er machte sich nicht die Mühe, sie wegzuwischen oder zu verbergen. Ich ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. »Komm«, sagte ich. Er sah mich an, als wäre ich eine Fremde. »Komm schon, gleich beginnt die nächste Beisetzung.« Blinzelnd schob

ich ihn ins Sonnenlicht hinaus. Seine Hand war kalt, und er bewegte sich steif.

»Geht es dir nicht gut, Will?«

Er gab keine Antwort, sah mich aber endlich mit seinen tränennassen Augen an. Ich wischte ihm mit einem Taschentuch das Gesicht ab. Er stand reglos da und ließ es geschehen. Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter, hatte dabei aber das Gefühl, ein Brett zu berühren. »Will? Will, soll ich dich nach Hause fahren?«

»Nein.« Er entzog mir seinen Arm.

»Wo steht dein Wagen?«

»Ich bin zu Fuß da«, stieß er hervor. Er wirkte benommen, als hätte ihm jemand einen Schlag versetzt.

»Lass mich dir helfen.«

»Ich brauche keine Hilfe.«

Ich betrachtete sein verschlossenes Gesicht, seine Verzweiflung, und die alte Zärtlichkeit stieg wieder in mir auf. Er brauchte mehr Hilfe als sonst ein Mensch, den ich kannte.

»Komm«, sagte ich und schob meinen Arm unter seinen.

»Wir gehen ein Stück.«

Schweigend ließen wir das Krematorium hinter uns. Er ging, wohin ich ihn führte, war völlig abwesend. Nach einer Weile aber spürte ich, wie er sich entspannte. Am liebsten hätte ich ihn mit nach Hause genommen, ihm den Nacken massiert, ein Bad für ihn eingelassen, ihm etwas gekocht, ihn zum Lächeln gebracht, ihn festgehalten und geküsst – nicht, um Sex mit ihm zu haben, sondern um seine Nähe zu spüren, zu fühlen, dass man in dieser kalten Welt jemanden neben sich hatte. Aber er würde das nie zulassen. Nicht auf diese Weise.

»Hier steht mein Wagen. Ich fahre dich nach Hause.«

Er widersetzte sich nicht. Ich öffnete die Beifahrertür und schob ihn hinein. Er sah mich an und schien etwas sagen zu wollen, überlegte es sich dann aber anders. Ich fuhr die Strecke schweigend und setzte ihn vor seiner Haustür ab. Im Rückspiegel sah ich, dass er noch immer dastand wie ein Fremder, der nicht wusste, wo er war. Er wirkte so einsam und verloren.

Ich rief Poppy an. Sie begrüßte mich ziemlich kühl.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Nichts«, antwortete sie in beleidigtem Ton, fügte dann aber hinzu: »Ich habe dich nur immer wieder angerufen und bei dieser Julie Nachrichten für dich hinterlassen, aber du hast es nie der Mühe wert gefunden, mich zurückzurufen.«

»Es tut mir Leid«, sagte ich. »Ich hatte so viel zu tun.«

»Schön für dich. Aber man kann Menschen nicht einfach so auf Eis legen.«

»Oh, Poppy, es tut mir wirklich Leid. Soll ich bei dir vorbeikommen?«

»Nein. Seb und ich gehen was trinken. Wir wollen uns aussprechen – nicht, dass es was helfen wird.« Sie lachte bitter.

»Was ist los? Habt ihr Probleme?«

»Ach, du weißt schon, das Übliche. Erfolgreicher Mann und Heimchen am Herd.«

»Du meinst …«

»Ich weiß nicht, Kit. Lass uns später darüber reden, ja? Ich muss unbedingt noch ein bisschen Make-up auflegen. Ich sehe zur Zeit aus wie eine hässliche, alte Matrone.«

»Aber nein!«

»Doch. So ist es nun mal.«

»Nein, das stimmt nicht. Du siehst gut aus.«

»Sei nicht albern. Ich passe in keins von meinen Kleidern mehr rein.«

»Nein, ich meine das ehrlich. Du bist eine hübsche, wundervolle Frau, und dein Mann weiß gar nicht, was für ein Glückspilz er ist.«

Sie schniefte. »Tut mir Leid, dass ich so unfreundlich zu dir war.«

»Nein, mir tut es Leid.«

Ich setzte einen Topf Nudelwasser auf. Viel schöner hätte ich es gefunden, mich auf mein Sofa zu setzen und jemanden zu haben, der mir Tee und Gebäck servierte, mich ein bisschen verwöhnte, sich um mich kümmerte. Einen Moment lang gestattete ich mir, dem Traum nachzuhängen, meine Mutter würde kommen, mir übers Haar streicheln und zu mir sagen, ich könne mich jetzt ausruhen. Die Beisetzung hatte mich emotional sehr mitgenommen, ich fühlte mich ganz schwach und zittrig. Ich musste wieder daran denken, wie Liannes Sarg seinen Weg in die Flammen angetreten hatte. Ich stellte mir Poppy vor, wie sie verzweifelt vor dem großen Spiegel in ihrem Zimmer stand, ein Kleid nach dem anderen anprobierte und voller Enttäuschung auf ihr Spiegelbild starrte. Dann stellte ich mir Will vor, ganz allein in seinem leeren Haus.

Plötzlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich schlüpfte in meine Wildlederjacke und rannte zum Wagen. Ich fuhr sehr schnell, schimpfte über jede rote Ampel. Als er mir die Tür öffnete, trug er noch immer seinen schwarzen Anzug. Er trat zur Seite, um mich hereinzulassen. Ich führte ihn zum Sofa, zwang ihn mit sanfter Gewalt zum

Hinsetzen und ließ mich neben ihm nieder, nahm seine kalten Hände zwischen meine und wärmte sie. Dann öffnete ich die obersten Knöpfe seines Hemds und zog ihm seine steifen schwarzen Schuhe aus.

»Ich mache dir eine Tasse Tee.« Er erhob keinen Widerspruch.

In der Küche toastete ich zwei Scheiben Brot und bestrich sie mit der Marmelade im Kühlschrank.

»Du bemutterst mich ja richtig«, stellte er fest, biss aber trotzdem ein großes Stück Toast ab.

Ich fragte ihn nicht, warum er so traurig gewesen war, sah ihm bloß zu, wie er den Toast aß und den Tee trank. Dann führte ich ihn nach oben, zog ihn wie ein Kind aus, setzte mich neben ihn aufs Bett und streichelte seinen stacheligen Kopf. Als er schließlich die Augen schloss, nahm ich meine Hand weg.

»Ich schlafe nicht«, sagte er leise.

»Ich wollte nur, dass es dir gut geht.«

»Ja, ja. Du solltest dir nicht so viele Sorgen um andere machen, Kit.«

»Ich kann nichts dagegen tun.«

»Aha.« Ich spürte, wie er mir entglitt. »Denke mehr an dich selbst.«

»Warum?«

»Als gute Ärztin solltest du das eigentlich wissen.«

»Will?«

»Mmm.«

»Was ich gesagt habe …«

Aber er war bereits eingeschlafen. Sein müdes Gesicht wirkte plötzlich weicher. Ich blieb noch eine Weile bei ihm sitzen, dann stand ich auf, zog die Vorhänge zu und ging.

40. KAPITEL

Der Mann, mit dem ich verabredet war, ließ auf sich warten, deswegen holte ich mir ein Bier und stellte mich draußen auf die Treppe, um zu beobachten, wie die Theatergänger eintrudelten. Gabe Teales Theater, das Sugarhouse, war eine ehemalige Lagerhalle, die zwischen dem großen Gaswerk und dem Kanal auf einem Eisenbahngrundstück stand. Reste eines Gerüsts und Bautoiletten wiesen darauf hin, dass ein eiliger Umbau stattgefunden hatte, aber die Leute, die zum Teil schöne Abendgarderobe und hohe Absätze trugen, mussten noch immer zwischen Schutthaufen hindurchgehen, um zum Eingang zu gelangen. Bis zum West End war es zu Fuß nur eine Viertelstunde, aber man hatte den Eindruck, auf einem anderen Kontinent zu sein. Das mochte ich so an London. Egal, auf welch sicherem und vertrautem Terrain man sich zu bewegen schien, man war nie weiter als einen fünfminütigen Fußmarsch von Seltsamem entfernt.

Die ehrenwerten Bürger wanderten bis zum provisorischen Haupteingang, blieben dort fast ohne Ausnahme stehen, blickten sich einen Moment um und begannen dann mit kindlicher Freude zu lächeln, wahrscheinlich, weil sie etwas ihnen Vertrautes an solch einem ungewöhnlichen, fast schon unheimlichen Ort taten. Oder es gewagt hatten, hierher zu kommen.

Die Leute im Eingangsbereich bewegten sich langsam zu ihren Platzen. Ich warf einen Blick auf meine Uhr. Zwanzig nach. Er würde mich hoffentlich nicht versetzen. Aber da war er auch schon, leicht keuchend. Als er mich erblickte, unternahm er einen ziemlich lächerlichen Versuch, im Zeitlupentempo zu joggen, um mir zu

demonstrieren, wie sehr er sich beeilte.

»Ich komme doch nicht zu spät, oder?«, fragte Oban und blickte sich unsicher um.

»Wir haben noch ein paar Minuten. Soll ich Ihnen einen Drink holen?«

Er spitzte die Ohren. »Gibt's hier eine Bar?« Als Antwort hielt ich mein Bier hoch. »Einen doppelten Scotch, bitte.«

Ich kämpfte mich durch die Menge. Als ich ihm schließlich seinen Drink in die Hand drückte, hatte bereits die Glocke geläutet. »Jetzt müssen wir uns aber sputen«, erklärte ich. Er kippte den Scotch in einem Zug hinunter.

»Das hab ich jetzt gebraucht«, erklärte er mit heiserer Stimme.

»Ich bin so was einfach nicht gewöhnt.«

»Ich auch nicht«, gab ich zurück. »Ich war schon seit Monaten, nein, seit Jahren nicht mehr im Theater. Ich habe mir nur gedacht, dass es nett wäre, sich das hier mal anzuschauen. Sozusagen als Abschlussfeier.«

Oban sah mich skeptisch an. »Ich glaube, mein letztes Mal war 1985. So eine Art Musical. Auf Rollschuhen. Danach hatte ich nie wieder das Bedürfnis, in so was reinzugehen. Worum geht's denn heute?«

Ich warf einen Blick auf das Programm. »Keine Ahnung«, antwortete ich. »Anscheinend hat es was mit der Geschichte der Gegend zu tun.«

Oban starrte wehmütig in sein leeres Glas. »Ich wusste gar nicht, dass die Gegend eine Geschichte hat, abgesehen von einer kriminellen.«

Eine Lautsprecherstimme verkündete, dass die Vorstellung gleich beginne. Wir begaben uns an unsere Plätze, aber wie sich herausstellte, gab es keine.

Markttag war ebenso wenig ein normales Theaterstück, wie das Sugarhouse ein normales Theater war. Man hatte eher den Eindruck, sich auf einem überdachten Volksfest zu befinden. Es gab Jongleure, Clowns, Artisten auf Stelzen, Redner, die auf Apfelsinenkisten Ansprachen hielten. Gruppen von Kindern spielten, sangen und schrien. Erwachsene unterschiedlichen Alters führten Sketche auf. Die Kostüme, die sie dafür brauchten, holten sie aus einer Kiste, die in der Mitte der Arena stand. Überall war etwas los und man musste herumwandern, um möglichst viel mitzubekommen. Anfangs war ich leicht genervt, weil ich das Gefühl hatte, auf der anderen Seite der Halle etwas zu verpassen, aber nach einer Weile entspannte ich mich und behandelte das Ganze wie einen Spaziergang durch eine fremde, exotische Stadt. Oban murrte erst ein bisschen vor sich hin, dass das Stück ja gar keine richtige Handlung habe, aber dann wurde er plötzlich von einer bildhübschen jungen Zauberin aus der Menge gezogen. Sie fragte ihn nach seinem Namen und was er beruflich mache. Als er gestand, dass er Polizist sei, wurde das von den Umstehenden mit lautem Gelächter quittiert. Er lief knallrot an und schaute verblüfft, als sie aus der Innenseite seiner Jackentasche ein Ei herauszog.

Ich fand das Ganze großartig – nicht zuletzt deshalb, weil es mir auf seltsame Weise Gelegenheit zum Nachdenken bot. Ich ging die Ereignisse der letzten Monate im Geist noch einmal durch und versuchte eine Ordnung hineinzubringen, natürlich ohne Erfolg, aber inmitten dieser fröhlichen Menschenmenge erschien mir das gar nicht so schlimm.

In der Pause verschwanden die Künstler nicht in ihre Garderoben, sondern wanderten herum, stellten sich den Leuten vor und plauderten mit ihnen. Oban und ich sprachen mit einem der Jongleure, einem

Akkordeonspieler und einer Gruppe von Kindern, die die nahe gelegene Grundschule besuchten. Als Oban schließlich in hoffnungsvollem Ton vorschlug, ein wenig mit der jungen Frau hinter der Bar zu sprechen, gingen wir ins so genannte Foyer hinaus, das in Wirklichkeit nur ein weiterer Bereich der alten Lagerhalle war. Oban lud mich auf einen Gin Tonic ein und gönnte sich selbst noch einen doppelten Scotch. Das Mädchen, das ihn bediente, war noch im Teenageralter. Sie hatte sehr kurzes, blond gefärbtes Haar und jede Menge Piercings, an den Ohren, der Nase, der Unterlippe. Ich fragte sie, wie lange sie schon an der Theaterbar arbeite.

»Ein paar Wochen«, antwortete sie.

»Sind Sie von hier?«

»Hmm.«

»Es muss schön sein, solch einen Ort in der Nähe zu haben.«

»Hmm.« Als ein Mann hinter mir in ziemlich barschem Ton eine Flasche mexikanisches Bier bestellte, räumten wir das Feld.

»Prost!«, sagte ich zu Oban, und wir stießen an. »Mit diesem Theater tut Gabe wirklich was für die Leute hier«, stellte ich fest. »Irgendwie kommt es mir fast ein bisschen vor wie Will Pavics Jugendhaus.«

Oban nippte mit sichtlichem Genuss an seinem Drink. »Ich glaube, er macht das ein bisschen besser als Will Pavic«, meinte er. »Diese Show ist zwar nicht so ganz mein Ding, ich habe lieber eine richtige Handlung, das meiste habe ich nicht kapiert, aber ich sehe durchaus, dass es gut gemacht ist. Ja hallo, schauen Sie mal, wen wir da haben!«

Er nickte in eine bestimmte Richtung, und als ich mich umdrehte, sah ich Gabe Teale, im Gespräch mit einem

sehr trendy aussehenden jungen Paar. »Lassen Sie uns zu ihm rübergehen«, schlug ich vor.

»Er sieht recht beschäftigt aus.«

»Dann stören wir ihn eben ein bisschen.«

Nachdem wir uns einen Weg durch die Menge gebahnt hatten, stupste ich Gabriel am Arm. Er wandte den Kopf und zuckte erschrocken zusammen, was ja nicht weiter verwunderlich war. »Überraschung, Überraschung!«, sagte ich.

»In der Tat«, erwiderte er.

Er stellte uns den beiden Leuten vor, mit denen er gerade sprach. Ich bekam ihre Namen nicht richtig mit, aber das war nicht weiter schlimm, denn nachdem uns die beiden einen Moment lang neugierig gemustert hatten, schlenderten sie zu einer anderen Gruppe von Leuten hinüber, die ebenfalls recht hip aussahen.

»Sie haben uns wohl kein kulturelles Interesse zugetraut«, meinte ich.

Er starrte uns an. Irgendetwas schien ihn ernstlich zu verwirren. Hielt er uns womöglich für ein Paar? Ob das wohl an mir lag? Egal, welch seltsamen Kauz ich an meiner Seite hatte, die Leute gingen anscheinend sofort davon aus, dass ich mit ihm zusammen war.

»Nun ja …«, begann er.

»Es ist fantastisch!«, sagte ich. »Was für eine ungewöhnliche Show! Mir war nicht klar, dass das so riesig ist und so viele Leute aus der Gegend hier arbeiten.« Hör auf zu plappern, Kit, ermahnte ich mich.

»Dafür bin ich nicht allein verantwortlich«, entgegnete er.

»Ich bin nur der künstlerische Leiter. Es gibt einen Vorstand und alle möglichen anderen wichtigen Leute.«

»Sie sind zu bescheiden«, erwiderte ich. »Ist Bryony auch da?«

»Sie arbeitet nicht hier«, antwortete er. »Sie ist zu Hause. Es geht ihr noch immer nicht besonders.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

»Tja«, sagte ich dann, »Sie haben wahrscheinlich noch einiges zu tun.«

»Ja«, antwortete er. »Ich muss mich tatsächlich noch um ein paar Dinge kümmern.«

Wir reichten uns förmlich die Hand. Es war einer dieser seltsamen Abschiede, bei denen man im Grunde schon weiß, dass man sich kaum mehr Wiedersehen wird. Zwar hatten Gabriel und Bryony nicht gerade Auswanderungspläne, aber so, wie London nun mal war, würden wir uns wahrscheinlich nie wieder über den Weg laufen.

Nachdem er gegangen war, sah Oban mich grinsend an.

»Sie wirken recht fröhlich«, stellte ich fest.

»Das bin ich auch. Ich habe schon anderthalb Stunden mit Ihnen verbracht, ohne dass Sie gesagt haben, ich hätte mit allem Unrecht.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen«, erklärte ich. Die Glocke läutete den zweiten Teil ein. Ich nahm einen Schluck von meinem Drink. »Ich habe heute nämlich auch gute Laune. Es ist ein schöner Abend, und ich bin endlich mal wieder unter Leuten. Das Problem ist nur, dass ich, sobald ich fröhlich bin, sofort anfange, mir Sorgen zu machen. Ich glaube, die Menschen sind nur deswegen glücklich, weil es irgendwo irgendwas gibt, das sie noch nicht wissen.«

»Mit der Einstellung werden Sie nie glücklich werden«,

meinte Oban.

»Ja, das bekomme ich ständig zu hören. Ich muss auch nur noch eine einzige Sache loswerden, dann halte ich den Mund.

Ich weiß, wir sollten zufrieden mit uns sein, weil wir unseren Job gut gemacht haben und all das, aber etwas nagt noch an mir – es ist, wie wenn man ein Hemd kauft und, egal, wie gewissenhaft man es absucht, immer noch eine Nadel übrig bleibt, die einen sticht.«

Oban starrte mich erstaunt an. »Und darüber wollten Sie unbedingt noch mit mir sprechen? Über Hemden?«

»Nein, hören Sie mir erst mal zu. Bei Michael Doll wurden doch diese Trophäen gefunden.«

»Das ist nicht weiter ungewöhnlich, oder? Sie sind doch diejenige, die sich mit solchen Sachen auskennt. Mörder behalten solche Dinge, nicht?«

»Ja, das tun sie«, gab ich ihm Recht. »Das kommt sehr häufig vor. Sie machen das, um weiter Macht über ihre Opfer zu haben, die Erfahrung immer wieder neu durchleben zu können. Aber offensichtlich handelt es sich hier nicht um die übliche Art von Trophäen. Die Schnabeltasse gehörte dem kleinen Mädchen, das nicht sein Opfer war.«

»Ja, aber die Tasse war trotzdem eine Trophäe, oder etwa nicht? Sie erinnerte ihn daran, dass er die Mutter der Kleinen umgebracht hat. Vielleicht war ja in dem Müllhaufen, in dem er lebte, noch was anderes, das Philippa Burton gehört hat.«

»Möglich«, antwortete ich. »Aber der Lederbeutel von Bryony war genauso wenig eine normale Trophäe. Schon allein deshalb, weil Bryony gar nicht tot ist.«

»Er hat den Beutel während des Kampfes an sich

genommen und behalten. Praktischerweise steckte darin ja auch noch der Schlüssel zu Bryonys Haus. Er hätte Gebrauch davon machen können.«

»Ja«, antwortete ich. »Ich erwähne jetzt nur noch zwei Punkte, die mir seltsam vorkommen, und dann gehen wir wieder hinein, sehen uns die Show zu Ende an und reden nicht mehr darüber, in Ordnung? Also, wir nehmen inzwischen ja an, dass es sich bei dem Mann, der Bryony Teale auf dem Treidelpfad überfallen hat, um Michael Doll handelte. Das würde jedenfalls den seltsamen Zufall erklären, dass er erneut am Tatort war. Aber was ist mit dem anderen Mann?«

»Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht.«

Oban nahm einen weiteren Schluck von seinem Drink. »Wir haben das Ganze anfangs aus dem falschen Blickwinkel betrachtet. Statt Terence Mack und Mickey Doll, die Bryony vor einem unbekannten Mann retten, haben wir nun Terence Mack und einen unbekannten Mann, die Bryony vor Mickey Doll retten. Nachdem die verschiedenen Versionen von Mack und Bryony sowieso total nutzlos waren, verwundert es auch nicht weiter, dass beide nicht kapiert haben, worum es da eigentlich ging.«

»Und dieser unbekannte Held ist davongelaufen, weil er zu bescheiden war, um sich mit all dem Ruhm zu schmücken?«

»Es gibt genug Leute, die nichts mit der Polizei zu tun haben wollen, nicht einmal als Zeuge. Vielleicht hatte er Drogen bei sich, irgendwas in der Art.«

»Also gut«, sagte ich. »Letzte Frage. Was ist mit Philippa Burtons Liste? Was ist mit den Telefonaten mit dem Jugendhaus?«

Oban leerte sein Glas und stellte es auf die Bar. »Fakt ist, dass wir das nun nicht mehr zu wissen brauchen. Wenn

ein Mörder stirbt, bevor ihm der Prozess gemacht werden kann, dann bleiben immer ein paar Fragen offen. In diesem Fall könnte es alle möglichen Erklärungen geben. Vielleicht … vielleicht …« Er überlegte. »Vielleicht hat Bryony ein Foto von Lianne gemacht, und … und Philippa hat es bei einer Ausstellung gesehen und wollte einen Abzug und …«

»Bryony behauptet, keine von beiden gekannt zu haben. Und warum hätte sie dann im Jugendhaus anrufen sollen? Und wieso hätte das Michael Doll dazu veranlassen sollen, sie alle umzubringen?«

»War ja bloß ein erster Versuch«, gab Oban gereizt zurück.

»Wenn Sie mir ein bisschen Zeit lassen, fällt mir vielleicht was Besseres ein.«

»Bereitet Ihnen das kein Kopfzerbrechen?«

»Was mir Kopfzerbrechen bereitet, ist das halbe Dutzend Mordfälle, bei denen ich nie zu einem Ergebnis gekommen bin. An diese Fälle muss ich jeden Abend vor dem Schlafengehen denken. Einmal im Jahr grabe ich die alten Akten aus und frage mich, ob wir etwas übersehen haben, oder ob es inzwischen neue Ermittlungsmethoden gibt, die wir vielleicht anwenden könnten. Dieser Fall dagegen ist abgeschlossen, und darüber bin ich froh. Mit den paar offenen Fragen habe ich kein Problem. Vergessen Sie nicht, die Realität ist immer schlauer als wir. Man darf nicht erwarten, alles zu verstehen.«

Ich hätte gern noch etwas gesagt, aber ich hatte ihm versprochen, nach meinen zwei Fragen den Mund zu halten, und außerdem hatte drinnen ein Blasorchester zu spielen begonnen.

41. KAPITEL

Lottie und Megan saßen im Gras, vertieft in ein kompliziertes, nur ihnen verständliches Spiel. Eine Stunde zuvor hatte ich Lottie einen violetten Gummisaurier und Megan eine rotweiße Gummischlange geschenkt, und beide Tiere spielten jetzt eine wichtige Rolle. Amy hatte ich eine grün-blaue Krabbe mitgebracht. Sie war gerade damit beschäftigt, den Hügel hinunterzurollen und die Krabbe zu ermutigen, es ihr gleichzutun. Hinter ihnen lag London, das an diesem schwülen Nachmittag von Primrose Hill aus recht dunstig aussah.

Ich lag auf einer Decke, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, und trank gekühlten Weißwein.

»Ich möchte alles darüber hören«, sagte Poppy. »Natürlich hat mir Seb schon einiges erzählt …« Sie warf erst einen Blick zu Megan, dann zu Amy hinüber. »Megan, lass das! Oder ich nehme es dir weg! Aber Sebs Version der Geschichte unterscheidet sich wahrscheinlich ziemlich von der deinen.« Ihr Ton klang sarkastisch.

Ich legte mich auf den Rücken.

»Ich weiß gar nicht, ob ich sie zusammenhängend erzählen kann«, antwortete ich. »Noch dazu an einem Nachmittag wie diesem, mit zwei Glas Weißwein intus.«

Es war ein reines Frauenpicknick. Drei Mädchen spielten im Gras, während zwei Mütter und eine Nichtmutter auf der Decke lagen. Die zweite Mutter war Ginny, eine alte Freundin von Poppy. Die Väter waren anderweitig beschäftigt. Ginnys Mann spielte irgendwo Kricket, und Seb saß in einem Fernsehstudio.

»Worüber spricht er denn zurzeit?«, fragte ich. »Noch

immer über den Philippa-Burton-Fall?«

»Ich glaube schon. Er macht Werbung für sein neues Buch, das schon fast fertig ist.«

»Über den Fall? Das ging aber schnell!«

»Er hat es praktisch parallel zum Fall geschrieben.«

»Ist zwischen euch wieder alles in Ordnung?«

»Nicht wirklich.« Sie sah wieder zu den Mädchen hinüber.

»Aber ich kann jetzt nicht darüber sprechen.«

»Natürlich. Später.«

»Was das Buch angeht – da wirst du dich bestimmt sehr geschmeichelt fühlen. Rate mal, warum?«

»Die Idee dazu hat er teilweise aus dieser Gutenachtgeschichte, die du den Mädchen erzählt hast, als du vor Monaten mal bei uns zum Abendessen warst. Danach konnten sie wochenlang nicht mehr schlafen. Irgendwas über ein Schloss.«

»Welchen Titel hat das Buch?«

»*Das rote Zimmer*, glaube ich. Kann das sein?«

»Ja, das kann sein. Das war ein Albtraum, der mich damals quälte. Darum ging es in der Geschichte.«

»Oh, verstehe. Seb hat bestimmt mit dir darüber gesprochen.«

Ich schwieg, weil ich gerade von einer Welle des Selbstmitleids überrollt wurde. Man hatte mir das Gesicht zerschnitten, und danach schlug ich mich lange Zeit mit einem Albtraum herum. Nun hatte ich das Gefühl, als wäre ich auch noch überfallen und meines Albtraums, eines ganz persönlichen, privaten Albtraums beraubt worden. Ich leerte mein Glas und dachte: Na und, verdammt noch mal? Wen interessiert das?

Über unsere Decke verstreut lagen Sandwiches, Obst, Brausedrinks für die Kinder und ein paar Sachen, die im Supermarkt in meinem Einkaufskorb gelandet waren: Plastikbehälter mit Kichererbsencreme und Taramasalat, Pitta-Brot, Oliven, Grissini, kleine Schweinepasteten, Babymöhren, mundgerecht zerteilte Blumenkohlröschen. Ich tauchte die Spitze einer Babykarotte in einen rosafarbenen Dip und nagte vorsichtig daran.

Während ich so dalag und nagte, nippte und plauderte, fühlte ich mich – auf fast angenehme Weise – betäubt, merkte aber trotzdem, dass die beiden anderen Frauen nie ganz bei der Sache waren. Egal, ob sie mir gerade etwas Wichtiges erzählten oder auf einem Blumenkohlröschen herumkauten, sie blickten sich ständig um oder hielten über meine Schulter hinweg nach den Kindern Ausschau.

Ich legte mich zurück und schloss die Augen. Direkt neben meinem Ohr rief Poppy zu den Mädchen hinüber, sie sollten jetzt zum Essen kommen, und zwar sofort! Es gab ein lautes Geschrei, weil eines von ihnen auf uns zugestürmt kam, ohne auf die anderen zu warten, und plötzlich spürte ich etwas Kaltes auf meiner Jeans. Erschrocken setzte ich mich auf und stellte fest, dass Megan bei dem Versuch, zu den Hühnchenschenkeln hinüberzuklettern, die Weinflasche umgestoßen hatte. Als sie sah, was passiert war, begann sie noch lauter zu schreien als ihre kleine Schwester. Poppy nahm sie in den Arm.

»Das macht doch nichts, Megan, mein Liebling. Nicht weinen! Das ist überhaupt nicht schlimm. Kit, könntest du Megan bitte sagen, dass es nicht schlimm ist?«

»Es ist nicht schlimm, Megan«, wiederholte ich gehorsam.

»Tut mir Leid, Kit«, meinte Poppy, »aber Megan regt

sich bei solchen Sachen immer schrecklich auf.«

Dabei schien sich Megan inzwischen längst beruhigt zu haben, denn sie nagte bereits an einem Hühnerbein.

»Zum Glück«, sagte Ginny fröhlich, »gibt Weißwein keine Flecken. Man verwendet ihn sogar, um Rotweinflecken zu *entfernen,* stimmt's?«

»Es ist bloß ein bisschen nass«, erklärte ich, während ich mit einem Blatt Küchenrolle meine Hose abtupfte. Eigentlich hätten sie es mir überlassen müssen, zu sagen, dass es nicht so schlimm sei.

»Mein Gott«, lachte Poppy, »sei froh, dass es nur Wein ist. Was meinst du, was für Flecken ich schon auf meinen Sachen hatte!«

Ich lächelte leicht genervt und schenkte mir noch einmal ein Glas voll ein.

»Weißt du«, sagte Ginny, »ich glaube, deine Morde haben vielen Müttern ziemlich zugesetzt.«

»Es waren nicht *meine*«, wandte ich ein.

»Dieses arme Mädchen, deren Mutter entführt wurde, während sie auf dem Spielplatz war. Seit das passiert ist, habe ich Lottie kaum mehr aus den Augen gelassen. Ich weiß, das ist irrational.«

Ich murmelte zustimmend.

»Hat dich das nicht schrecklich runtergezogen, Kit?«

Ich stellte mein Weinglas auf die Decke, überlegte es mir dann aber anders und nahm es wieder in die Hand. »Ich weiß nicht, ob das das richtige Wort ist«, sagte ich. »Es hat mich traurig gemacht.«

»Ich persönlich fühle mich jedenfalls sicherer, seit es den Mann, der das getan hat, nicht mehr gibt. Ich habe den Detective im Fernsehen gesehen. Er hat so nette Dinge über dich gesagt.«

»Das Ende des Falls war nicht so befriedigend, wie ihr vielleicht denkt«, erklärte ich. »Dieser Mann – er hieß Michael Doll – wurde einfach tot aufgefunden …«

»Getötet von Leuten einer Selbstschutzgruppe«, unterbrach mich Poppy.

»Natürlich würde ich so was nicht gutheißen«, meinte Ginny, »aber ich muss zugeben, dass ich, als ich davon las, erst mal dachte: großartig!« Sie zog Lottie zu sich heran und nahm sie in den Arm. »Es mag sich vielleicht um Selbstjustiz handeln, aber wenigstens kann dieser Mann jetzt nichts mehr Böses anstellen.«

»Oder Gutes«, fügte ich hinzu.

»Aber du weißt bestimmt eine Menge über ihn«, sagte Poppy in aufmunterndem Tonfall, weil sie meine Unzufriedenheit spürte.

»Zumindest habe ich ihn gekannt.«

»Hu!«, machte Ginny. »Wie unheimlich. Wie war er?«

»Er *war* unheimlich«, antwortete ich. »Ein gestörter Mensch, in vieler Hinsicht abstoßend, aber auch ein bisschen Mitleid erregend.«

»Was ist das für ein Gefühl, jemanden gekannt zu haben, der so schreckliche Dinge getan hat?«, fragte Poppy.

»Ich weiß nicht so recht«, antwortete ich. »Vielleicht solltest du das besser Seb fragen. Außerdem wusste ich zu dem Zeitpunkt ja noch nicht, dass er die Morde begangen hatte. Und dann ist er umgebracht worden, bevor der Fall richtig geklärt war.«

»Aber es gab eindeutige Beweise. Hat die Polizei zumindest gesagt.«

»Das stimmt. Es gab eindeutige Beweise. Viele Beweise. Leider fügen sie sich trotzdem nicht zu einem klaren Bild zusammen. Aber das wollt ihr bestimmt gar nicht hören.«

Ich musterte sie. Sie wollten es tatsächlich nicht hören. Die Mädchen forderten ganz und gar ihre Aufmerksamkeit. Waren die Kleinen gestürzt? Waren sie davongelaufen? Waren sie verdächtig ruhig? Waren sie ermordet worden? Ich musste an die kleine Emily denken, die wahrscheinlich im Sandkasten gespielt hatte, während ihre Mutter entführt und ermordet wurde. Ich stellte mir die Szene vor, wie ich es schon so viele Male zuvor getan hatte, mit Michael Doll in der Rolle des psychopathischen Mörders. Das war es. Ich sprang auf.

»Wo willst du hin?«, fragte Poppy. »Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

»Vielleicht hab ich das. Tut mir Leid. Ich muss sofort weg. Mir ist etwas …«

»Darf ich in die Sonne schauen?«, fragte Megan.

»Nein!«, rief Poppy. »Du darfst *niemals* in die Sonne schauen!«

»Warum nicht?«

»Weil du dir sonst die Augen verbrennst.«

»Und wenn ich die Augen zumache?« Sie schloss die Augen.

»Geht es, wenn ich die Augen zumache?«

»Ich glaube schon. Aber dann siehst du nichts.«

»Es ist gar nicht dunkel«, berichtete Megan. »Es ist rot. Wo kommt das Rot her?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Poppy. »Ich nehme an, vom Blut in deinen Augenlidern.«

»Blut?«, rief Megan. »Yippie! Ich sehe mein Blut! Kommt, jetzt sehen wir uns alle unser Blut an!«

Und während die kleinen Mädchen blind auf dem sonnigen Hügel herumstolperten und sich ihr Blut ansahen, rannte ich davon, als wäre der Teufel hinter mir her.

42. KAPITEL

Atemlos traf ich in meiner Wohnung ein. Mein Kopf brummte von zu viel Weißwein und Sonne, aber ich griff sofort nach dem Telefon und rief Oban an. Er war irgendwo unterwegs. Im Hintergrund konnte ich Verkehrslärm und Stimmen hören. »Störe ich Sie bei der Arbeit?«, fragte ich.

»Wir haben Wochenende, Kit«, sagte er. »Worum geht's? Wollen Sie mit mir in die Oper gehen?«

»Ich wollte Sie bloß vorwarnen, dass ich noch einmal mit dem kleinen Mädchen sprechen werde, Emily Burton.«

»Was?«

»Sie wissen schon, Philippa Burtons Tochter.«

»Ich weiß verdammt genau, wer sie ist. Das … das …« Er schien nach Luft zu schnappen. »Das halte ich für *keine* gute Idee.«

»Ich muss ihr nur noch eine einzige Frage stellen.«

»Kit, Kit«, sagte er in besänftigendem Ton, als stünde ich gerade sprungbereit auf einem Fensterbrett, »es gibt immer noch eine einzige weitere Frage. Überlegen Sie doch mal, was Sie da tun. Sie versetzen diese arme Familie erneut in Aufregung, wühlen alles wieder auf. Sie treiben sich selbst in den Wahnsinn. Und Sie treiben mich in den Wahnsinn. Lassen Sie es gut sein.«

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie es für sinnvoll halten, wenn mich eine Beamtin begleitet.«

»Nein, definitiv nein. Der Fall ist abgeschlossen. Dies ist ein freies Land, Sie können besuchen, wen Sie wollen, aber mit uns hat das nichts mehr zu tun. Ehrlich, Kit, ich

habe Sie sehr gern, aber Ihnen fehlt irgendwas, ich weiß nicht genau, was Sie brauchen …«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Entweder war Oban in einen Tunnel gefahren, oder er hatte einfach entnervt aufgegeben. Ein Kassettenrekorder. Das war es, was ich brauchte. Irgendwo musste ich einen haben. Nachdem ich ein paar Minuten herumgestöbert hatte, zog ich unten aus einem Schrank ein schmuddeliges kleines Gerät hervor. In einer Schublade voller alter Stöpsel, Gummibänder, Stifte ohne Kappe und einer langen Gänseblümchenkette aus Büroklammern fand ich dann auch noch eine alte Kassette, eine Partykassette aus meiner Collegezeit. Das würde reichen. Ich rief bei den Burtons an. Eine Frau nahm ab.

»Hallo. Spreche ich mit Pam Vere?«

»Ja.«

»Hier ist Kit Quinn. Erinnern Sie sich an mich? Ich bin die …«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Ich wollte fragen, ob ich vielleicht nochmal vorbeikommen und mit Emily sprechen dürfte.«

»Sie ist im Moment nicht da.«

»Geht es vielleicht später?«

»Aber ich dachte, es wäre vorbei …«

»Es sind nur noch ein paar kleine Fragen zu klären. Außerdem wollte ich sehen, wie es Emily geht.«

»Besser, glaube ich. Wenn sie mit ihren Freundinnen zusammen ist, macht sie einen recht glücklichen Eindruck. Außerdem haben wir jetzt ein Au-pair-Mädchen.«

»Darf ich kommen? Es dauert wirklich nur fünf Minuten.«

»Ich möchte nicht unhöflich sein, aber ist das wirklich

nötig?«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar«, antwortete ich in entschiedenem, unnachgiebigem Ton.

Am anderen Ende der Leitung herrschte einen Moment Schweigen. »Sie wird kurz nach vier wieder hier sein. Vielleicht könnten Sie vor dem Tee mit ihr sprechen.«

»Ich komme pünktlich.«

Es war förmlicher als bei den vorherigen Malen. Ich war vor Emily eingetroffen und fand einen Platz in der Küche, wo ich meinen Kassettenrekorder einstecken konnte. Neurotisch, wie ich war, testete ich ihn zweimal, indem ich »eins-zwei, eins-zwei« sagte und wieder zurückspulte. Emily platzte wie ein kleiner plappernder Kobold in den Raum. Sie trug eine rote, mit Farbe bekleckerte Hose. Ihr folgte ein blondes Au-pairmädchen, das Schwierigkeiten hatte, mit ihr Schritt zu halten. Sie wirkte so glücklich. Ich stellte sie mir fünf Jahre später vor. Dann würde sie keine Erinnerung mehr an ihre Mutter haben, nichts, was sich von Schnappschüssen und den halb erfundenen Geschichten trennen ließ, die ihr andere über Philippa erzählten. Sie stürmte auf ihre Großmutter zu und schlang die Arme um ihre Knie. Als sie mich erblickte, verstummte sie. Ich ging zu ihr und kniete mich neben sie.

»Erinnerst du dich an mich?«, fragte ich. Sie schüttelte ernst den Kopf und wandte den Blick ab. »Ich habe was mitgebracht, das ich dir zeigen möchte.«

Ihre Neugier war stärker als ihre Schüchternheit. Sie gab mir die Hand, und wir gingen zum Küchentisch hinüber, wo mein Kassettenrekorder stand. Pam, die uns nicht aus den Augen ließ, nahm uns gegenüber Platz.

»Sieh dir das an«, sagte ich.

»Was?«, fragte sie.

Ich drückte auf den Aufnahmeknopf.

»Sag was.«

»Ich will aber nichts sagen.«

»Was spielst du denn im Kindergarten für Spiele?«

»*Alle* Spiele«, antwortete sie in bestimmtem Ton.

Ich drückte auf Aus, spulte zurück und spielte ihr das gerade Aufgenommene vor. Sie riss staunend den Mund auf.

»Nochmal!«, bat sie.

»Ja.« Ich drückte auf den Aufnahmeknopf und rückte noch ein wenig näher an sie heran. Sie roch nach Seife und Farbe.

»So«, sagte ich, »worüber sollen wir reden?«

Emily zog kichernd die Nase kraus. »Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Das ist deine Narbe!« Sie deutete auf mein Gesicht.

»Stimmt«, sagte ich. »Siehst du? Du erinnerst dich doch!«

»Tut es noch weh?«

»Nicht mehr schlimm«, antwortete ich. »Es ist besser geworden.«

»Darf ich sie anfassen?«

»Ja.«

Ich beugte mich vor, und Emily streckte ihren kurzen, dicken Zeigefinger aus und fuhr damit von meinem Ohr über meine Wange bis zu meinem Kinn. Es juckte ein bisschen, schmerzte aber nicht mehr.

»Als wir uns das erste Mal unterhalten haben, hast du gerade mit deiner Freundin gespielt, und wir haben über den Spielplatz geredet. Du hast auf dem Spielplatz

gespielt, als deine Mami wegging. Erinnerst du dich?«

»Ja«, antwortete sie.

»Viele Leute haben mit dir darüber gesprochen, nicht wahr?«

»Bollizisten.«

»Stimmt«, sagte ich. »Und diese Polizisten und Polizistinnen haben dich gefragt, ob du gesehen hast, wie deine Mami mit jemandem weggegangen ist, und du hast Nein gesagt.«

Emily kratzte auf dem Tisch herum. Ich spürte, dass sie mir entglitt. Die kurze Spanne Aufmerksamkeit, die man von einer knapp Vierjährigen erwarten konnte, war fast zu Ende. Ich warf einen Blick auf den Kassettenrekorder. Die Spulen drehten sich. Ich war mit nur einem Schuss im Lauf gekommen. Nun würde ich ihn abfeuern, und wenn nichts dabei herauskam, würde ich wirklich einen Schlussstrich unter die Sache ziehen. Ich streckte die Hand aus und legte sie um Emilys kleine, warme, klebrige, drückte sie leicht, um mir ihre Aufmerksamkeit zu sichern. Sie sah mich an.

»Ich möchte dich was anderes fragen, Emily. Kannst du mir ein bisschen von der netten Frau erzählen?«

»Was?«, sagte Emily.

»Worauf wollen Sie …?«, fragte Pam.

»Schsch«, unterbrach ich sie mit einer abrupten Handbewegung. »Emily, was hat sie dir gegeben?«

»Nix.«

»Nichts?«

»Einen Lolly.«

»Das ist aber nett.« Ich spürte das Pochen meines Herzens im ganzen Körper, sogar im Kopf. »Was hat sie gemacht? Hat sie dich auf der Schaukel angeschubst?«

»Ein bisschen. Dann ist sie mit mir zum Sandkasten gegangen.«

Ich versuchte mir den Spielplatz vorzustellen. Ja, natürlich. Der Sandkasten war am weitesten von der Stelle entfernt, wo Philippa gestanden und ihrer Tochter zugesehen hatte.

»Das hat bestimmt Spaß gemacht«, sagte ich. »Und dann ist sie gegangen. Hat sie dich dort allein gelassen?«

»Weiß nicht.«

»Wie hat die Frau denn ausgesehen?«

»Mir ist la-angweilig«, sagte Emily laut.

»War sie dick?«

»La-a-angweilig.«

»Danke, Emily«, sagte ich. »Vielen Dank.« Ich legte den Arm um sie und drückte sie an mich. Rasch befreite sie sich aus meiner Umarmung und rannte in den Garten hinaus. Nachdem ich den Kassettenrekorder ausgeschaltet hatte, sah ich zu Pam hinüber. Sie schien beunruhigenden Gedanken nachzuhängen.

»Aber …«, sagte sie. »Es war doch dieser Mann. Was hat sie …«

Ich hatte eigentlich vorgehabt, einfach aufzustehen und zu gehen, aber ich schuldete ihr etwas.

»Ich hätte schon vor einer Ewigkeit darauf kommen müssen«, erwiderte ich. »Man kann eine Frau in einer dunklen Nacht entführen, an einem einsamen Ort. Man kann es auch an einem belebten Ort schaffen, obwohl es dann ein bisschen mehr Mühe erfordert. Aber man kann keine Mutter dazu bringen, ihr Kind allein zu lassen, nicht einmal auf einem Spielplatz, nicht einmal für eine Minute. Es sei denn, jemand würde auf das Kind aufpassen. Dieser Gedanke ist mir plötzlich gekommen, und dann habe ich

mir überlegt, dass es sich um eine Frau handeln müsste. Emily hat immer erzählt, ihre Mutter komme zurück, nicht wahr?« Pam starrte mich an und nickte. »Wahrscheinlich war das das Letzte, was Philippa zu ihr gesagt hat. So was wie: ›Du brauchst keine Angst zu haben, ich komme gleich wieder.‹ Und Emily wartet immer noch.«

Nachdem ich den Kassettenrekorder ausgesteckt hatte, stand ich auf und drückte das Gerät fest an mich, als könnte es mir jemand stehlen. »Ich muss jetzt gehen.«

»Dann hatte er also eine Komplizin«, bemerkte Pam.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kannte Michael Doll. Ich glaube nicht, dass es in seinem Leben eine Frau gegeben hat, mit der er wirklich sprechen konnte.« Außer mir vielleicht, dachte ich. Der Gedanke versetzte mir einen Stich ins Herz. Als ich ging, saß Philippas Mutter noch immer am Küchentisch. Sie hatte die Hände gefaltet, als betete sie.

43. KAPITEL

Als ich von meinem Handy aus im Tyndale Centre anrief, war ich nur noch ein paar Fahrminuten von dort entfernt. Eine Frau ging ran. Nachdem ich von ihr erfahren hatte, dass Will nicht da war, legte ich den Rest der Strecke zurück, parkte direkt vor dem Haus und läutete.

»Ist Sylvia zufällig da?«, fragte ich die junge Frau am Empfang, die kurz geschorenes Haar hatte, eine Spinnennetz-Tätowierung auf der Wange trug und nicht viel älter aussah als die jungen Leute, die im Haus wohnten.

»Nein.« Das Spinnennetz bewegte und dehnte sich, wenn sie sprach.

»Was meinen Sie, wann sie wiederkommt?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo ich sie finden könnte?«

»Kann ich nicht sagen.« Sie zog eine Zigarette hinter dem Ohr hervor und steckte sie sich zwischen die Lippen. »Vertraulich«, erklärte sie. Sie zündete die Zigarette an.

»Oh. Natürlich. Wenn Sie sie sehen, könnten Sie ihr bitte ausrichten, dass Kit Quinn sie etwas fragen möchte? Ich lasse Ihnen meine Telefonnummer da.« Die junge Frau gab mir keine Antwort, sah mich bloß argwöhnisch an. »Sie kennt mich«, fügte ich hinzu. Ich zog meinen Notizblock aus der Tasche, notierte die Nummer und reichte ihr den Zettel. Sie legte ihn vor sich hin, ohne einen Blick darauf zu werfen. Ich hatte wenig Hoffnung, dass sie in dieser Sache irgendwie aktiv werden würde. »Vielen Dank für Ihre Mühe.«

Aber gerade als ich mich umdrehen und gehen wollte –

ziemlich ratlos, weil ich nicht wusste, was ich als Nächstes unternehmen sollte –, hörte ich von irgendwoher eine Stimme: »Sie könnten es auf dem Volksfest versuchen.«

Ich drehte mich um. Neben der Eingangstür kauerte ein Junge, der aussah wie zehn, aber eine Zigarette im Mund hatte und mit einem Schnappmesser spielte.

»Auf dem Volksfest? Dem auf Bibury Common?« Ich war auf dem Herweg daran vorbeigefahren und hatte mit einem Gefühl von Nostalgie daran gedacht, welchen Spaß mir früher die Schwindel erregenden Fahrten mit der Achterbahn gemacht hatten, die billigen Plüschtiere und riesigen Plastikhämmer, die man bekam, wenn man mit einem schlecht eingestellten Luftgewehr alle Ziele traf.

»Ja.« Er zögerte. »Hätten Sie vielleicht ein paar Kippen für mich, Miss?«

»Tut mir Leid, ich rauche nicht.«

»Dann vielleicht ein bisschen Geld?« Er legte mit einer selbstironischen Geste des Bettelns die Hände aneinander. Ich warf dem Mädchen am Empfang einen raschen Blick zu und gab ihm dann ein paar Münzen. »Cool! Danke.«

Es dämmerte bereits, und das Volksfest begann langsam in Schwung zu kommen. Männer mit Lederjacken, öligen, nach hinten gekämmten Haaren und schlechten Zähnen hantierten mit Schraubenschlüsseln. Die Achterbahn kreiste gemächlich durch die Dämmerung, obwohl noch alle Plätze unbesetzt waren. Es gab eine Rutschbahn, ein Karussell mit überdimensionalen Teetassen, ein zweites mit Tieren, Autoskooter, bewacht von Kaugummi kauenden, schlanken jungen Männern in engen Jeans, eine Geisterbahn, ein wackelig aussehendes Spiegelkabinett, dessen letztes Segment gerade an seinen Platz gerollt wurde, Stände, wo man Reifen über Flaschen werfen

musste und Delphine gewinnen konnte, Stände, wo man Tüten mit Lakritzmischungen und hässliche Vasen gewann, wenn man mit einem Spicker ins Schwarze traf, außerdem mehrere Wagen, die fettige Burger und dicke orangefarbene Würstchen verkauften. Und es gab Schlamm, glucksenden, braunen Schlamm, wässrige Ströme von Schlamm, wo die Räder der Caravans durchgedreht hatten. Überall Schlamm.

Ich hielt nach Sylvia Ausschau. Die Leute begannen gerade erst einzutrudeln. Blecherne Musik setzte ein. Ein Luftballon, der einem plärrenden Kleinkind entwischt war, schwebte in den Himmel hinauf. Der Geruch nach Gebratenem und Zigarettenrauch erfüllte die Luft. Vielleicht war sie gar nicht da. Vorsichtig bahnte ich mir einen Weg durch den Schlamm, suchte jedes Grüppchen von Leuten nach Sylvia ab und wollte schon aufgeben, als ich sie plötzlich entdeckte. Sie kletterte gerade mit einem etwa sechzehnjährigen Jungen in einen Autoskooter. Sobald sie saßen, legte er ihr einen Arm um die Schulter, aber sie schob ihn mit verächtlicher Miene weg. Sie hatte ihr Haar zu albernen Strähnen zusammengebunden, sah viel jünger aus, als ich sie in Erinnerung hatte, und machte einen glücklichen Eindruck, als gebe es in ihrem Leben nichts, weswegen sie sich Sorgen machen müsste. Ich beobachtete sie, wie sie auf Kollisionskurs im Kreis fuhr, jedes Mal vor gespielter Angst aufschrie, wenn jemand in sie hineinkrachte, und ihrerseits laut johlte, wenn sie ihren Wagen herumriss, um einen anderen zu rammen.

Als sie ausstiegen, ging ich zu ihr. »Hallo, Sylvia.«

»Hallo.« Es schien sie kein bisschen zu überraschen, mich zu sehen.

»Ich hab dich gesucht.«

»Und?«

»Ich wollte dich was fragen. Aber ich möchte auf keinen Fall deinen Abend stören. Vielleicht könnten wir uns später treffen?«

»Es geht auch jetzt. Ich habe sowieso kein Geld mehr. Bis dann, Robbie.« Mit diesen Worten entließ sie den Jungen an ihrer Seite, der gehorsam abzog, seine weiten, überlangen Hosenbeine im Schlamm hinter sich herschleifend.

»Möchtest du etwas zu essen? Oder zu trinken?«

»Egal.«

»Wie wär's mit …?«

»Okay. Einen Burger mit Zwiebeln und Ketschup, Pommes und eine Cola.«

Wir gingen zu einem der Wagen hinüber, und ich besorgte das Essen für sie. »Da drüben ist eine Bank, da können wir reden«, schlug ich vor.

»Klar«, antwortete sie freundlich. Sie schien nicht neugierig zu sein, hatte aber definitiv Hunger. Bis wir saßen, hatte sie das meiste bereits verschlungen. Sie hatte Fett am Kinn und Ketschup an den Lippen. Zufrieden seufzend, wischte sie sich mit dem Ärmel übers Gesicht.

»Ich hätte da noch eine Frage, die du mir vielleicht beantworten könntest«, begann ich.

»Über Lianne?«

»Gewissermaßen. Und über Daisy. Liannes Freundin.«

»Die, die sich umgebracht hat.«

»Ja. Hast du sie auch gekannt?«

»Vom Sehen. Sie ist ab und zu mit Lianne rumgehangen. Sie wissen schon. Man kennt sich eben.«

»Weißt du, ob Will Pavic sie auch gekannt hat?«

»Anzunehmen. Würde mich wundern, wenn nicht.« Ihr

Blick schweifte ab. »Meinen Sie, ich könnte noch Zuckerwatte haben?«

»Aber sicher. Gleich. Das ist jetzt eine schwierige Frage, Sylvia, aber weißt du – hast du eine Ahnung, ob Will Pavic jemals, na ja, ob er jemals mit einer von den jungen Frauen in seiner Obhut liiert war?«

»Liiert?«, wiederholte sie, als hätte sie das Wort noch nie gehört.

»Na ja. Ob er mit einer von ihnen eine sexuelle Beziehung hatte.«

»Oh, Sie meinen, ob er sie *gevögelt* hat?« Sie klopfte mir kichernd auf die Schulter. »›Sexuelle Beziehung‹«, äffte sie mich nach.

»Hat er?«

»Haben Sie eine Kippe für mich?«

»Nein.«

»Schade.« Sie holte ihre eigenen Zigaretten aus ihrer Jeanstasche und zündete sich eine an. »Ich glaube nicht.«

»Bist du sicher?«

»Sicher? Natürlich nicht. Bei so was kann man nie sicher sein. Aber nicht dass ich wüsste.« Sie zog ihre kleine Nase kraus und inhalierte tief. »Ein Grabscher ist er jedenfalls nicht.«

»Ein Grabscher?«

»Manche legen einem die Hand auf die Schulter oder aufs Knie und tätscheln einen, wenn sie mit einem reden. Bäh!« Sie schauderte. »Widerliche Typen. Als ob wir nicht wüssten, was sie da machen. Will macht das nicht. Er bleibt auf Abstand.«

»Gut. Was ist mit Gabriel Teale? Hat Daisy je seinen Namen erwähnt?«

»Gabriel? Was ist denn das für ein blöder Name für einen Mann? Nie von ihm gehört.«

»Er betreibt das *Sugarhouse*.«

»Ach, *das*. Das kenn ich natürlich.«

»Ist Daisy da jemals gewesen?« Ich bemühte mich, meine Stimme nicht allzu drängend klingen zu lassen.

»Klar. Viele von uns haben schon mal dort gearbeitet. Ich nicht. Nicht mein Ding. Daisy schon, da bin ich ganz sicher. Sie musste lernen, Räder zu schlagen.« Sie lächelte. »Zum Schluss hatte sie das richtig gut drauf. Sie konnte es total gerade, viele Räder am Stück, sogar durch die Tür in einen Raum hinein.«

Vor Aufregung lief es mir kalt über den Rücken. Ich zog das Theaterprogramm aus meiner Tasche und hielt ihr die Rückseite hin. »Erinnerst du dich, dass ihr mir bei unserem ersten Treffen erzählt habt, es habe schon mal jemand Fragen über Lianne gestellt? Ist das der Mann?« Ich deutete auf das Foto von Gabe.

Sie warf einen Blick darauf. »Nein, ganz bestimmt nicht!«

Sie kicherte. »Die Person, die hinter Lianne her war, war eine Frau.«

Ich erstarrte. »Das habt ihr mir gar nicht gesagt«, stieß ich hervor.

»Sie haben uns nicht danach gefragt.«

Ich zog Bryonys Bild aus der Tasche. »Dann war es vielleicht die hier?«

Sylvia kniff im Dämmerlicht die Augen zusammen. »Nö.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher. Sie hat ihr überhaupt nicht ähnlich gesehen. Die Frau, die ich meine, war blond.«

Benommen zog ich ein anderes Foto heraus. »So wie die hier?«

»Ja. Ja, das ist sie. Da bin ich ganz sicher. Sie hat herumgeschnüffelt und mit ihrer vornehmen Stimme Fragen gestellt. Wer ist das?«

Ich blickte auf das Gesicht hinunter, berührte es sanft mit einem Finger.

»Philippa Burton.« Sylvia sah sich das Foto an. Ein Schatten legte sich über ihr Gesicht, eine Spur von Härte. »Hat sie Lianne umgebracht?«

»Nein«, antwortete ich. Dann: »Ich weiß es nicht.«

»Sie schauen so komisch, geht es Ihnen nicht gut?«

»Ich bin bloß durcheinander, Sylvia. Möchtest du jetzt deine Zuckerwatte?«

»Nehmen Sie auch eine?«

»Nein.«

»Warum nicht? Warum lassen Sie sich nicht mal ein bisschen gehen?« Sie wandte mir ihr zartes, gewitztes Gesicht zu und musterte mich prüfend. »Sie sollten sich mal so richtig entspannen!«

Ein seltsames Gefühl von Ausgelassenheit bemächtigte sich meiner. »Also gut, ich nehme eine riesige rosa Zuckerwatte.«

»Cool. Und hinterher fahren wir mit dem da.« Sie deutete zur Krake hinüber, deren Arme sich so schnell drehten, dass ich die Gesichter der schreienden Fahrgäste kaum erkennen konnte.

»Ich überleg’s mir.«

»Lassen Sie das Überlegen. Kommen Sie!«

Ich aß die Zuckerwatte. Sie blieb in meinem Haar kleben und Schmolz auf meiner Wange. Dann bestiegen Sylvia

und ich die Krake.

»Ich will das eigentlich gar nicht.«

Sylvia kicherte. Die Krakenarme setzten sich in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller, und jeder Wagen drehte sich zusätzlich mit Schwindel erregendem Tempo um die eigene Achse. Ich versuchte, etwas zu sagen, aber meine Wangenmuskeln schienen völlig erschlafft zu sein. Die Welt sauste verschwommen vorbei. Die Zentrifugalkraft drückte mich nach hinten in meinen Sitz, mein Magen befand sich irgendwo anders, mein klebriges Haar peitschte gegen mein Gesicht.

»Verdammt!«, brachte ich schließlich keuchend heraus.

»Schreien Sie!«, rief mir Sylvia ins Ohr. »Schreien Sie sich die Seele aus dem Leib!«

Ich legte den Kopf zurück und öffnete den Mund. Ich schrie, bis meine Stimme alle anderen übertönte. Ich schrie mir die Seele aus dem Leib.

44. KAPITEL

Wieder fummelte ich mit meinem Kassettenrekorder herum, was der skeptische, unverhohlen missbilligende, von verächtlichem Schnauben begleitete Blick von Detective Inspector Guy Furth und der enttäuschte, peinlich berührte von Detective Chief Inspector Oban nicht gerade leichter machten. Beide Männer waren längst mit anderen Dingen, neuen Fällen beschäftigt und mussten sich nun mit einer fanatischen Frau herumschlagen, die nicht aufhören konnte – nein, noch schlimmer, einer Frau, die in Obans Büro unter einem Tisch kauerte und es nicht schaffte, einen einfachen Stecker in eine Steckdose zu schieben. Erst fluchte ich nur in Gedanken vor mich hin, dann auch laut. Es war doch bloß ein verdammter Stecker, mehr nicht!

Endlich hatte ich es geschafft und brachte das Gerät auf Obans Schreibtisch in Position.

»Sie müssen genau hinhören«, erklärte ich. »Die Aufnahme hat nicht gerade die beste Qualität. Es handelt sich um eine alte Kassette, die ich in irgendeiner Schublade gefunden habe.«

Die beiden Detectives wechselten einen viel sagenden Blick, während ich auf den Playknopf drückte. Es war ein bisschen peinlich, weil ich nicht richtig zurückgespult hatte, sodass man mich erst mal »eins-zwei, eins-zwei« sagen hörte. Ich sah Oban an. Er biss sich auf die Lippe, als müsste er ein Lachen unterdrücken. Es wurde nicht viel besser, denn nun folgte unser endlos scheinendes Geplapper über Emilys Kindergarten und meine Verletzung. Oban rutschte ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her.

»Hat es gerade gehagelt, als Sie das Interview aufgenommen haben?«, fragte Furth mit einem spöttischen Grinsen.

»Ich weiß, dass das Band ein bisschen rauscht«, gab ich zu.

»Tut mir Leid, dass sich das so hinzieht, aber ich wollte, dass Sie das Ganze hören, damit Sie den Zusammenhang haben.«

Er murmelte etwas vor sich hin.

»Was haben Sie gesagt?«, wollte ich wissen.

»Nichts.«

Ich schaltete das Band aus und spulte es ein wenig zurück.

»Um Gottes willen!«, rief er. »Wir müssen es uns doch kein zweites Mal anhören, oder?«

»Ich möchte nur sicherstellen, dass Sie alles mitbekommen.«

Er stöhnte. Als sich das Gespräch den Geschehnissen auf dem Spielplatz zuwandte, runzelte er konzentriert die Stirn. Plötzlich verkündete Emily, ihr sei langweilig, es klickte und krachte, und dann waren wir mitten in *Hotel California* – es war eine Partykassette aus den Achtzigerjahren. Die beiden Männer grinsten.

»Der Teil gefällt mir«, meinte Furth. »Da ist die Klangqualität auch besser.«

»Also, was halten Sie davon?«, fragte ich ungeduldig.

»Spielen Sie es noch mal vor«, antwortete Oban. »Nur das letzte Stück«, fügte er hastig hinzu.

Nach kleineren technischen Schwierigkeiten schaffte ich es, die Kassette zurückzuspulen und ihnen Emilys Aussagen über die Frau ein zweites Mal vorzuspielen. Noch bevor die Aufnahme zu Ende war, beugte sich Oban

vor und schaltete das Gerät aus. Dann lehnte er sich zurück. Aus seiner Miene sprach leichtes Unbehagen.

»Nun?«, fragte ich.

Er schaute aus dem Fenster, als hätte er draußen gerade etwas Faszinierendes entdeckt, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach einer Weile blickte er sich um, als wäre er überrascht, dass ich noch da war.

»Entschuldigen Sie«, begann er. »Ich musste nur gerade daran denken, dass es erst ein paar Wochen her ist, dass wir Ihnen eine Kassette vorgespielt haben. Es ist schon komisch, wie sich die Kreise schließen.«

»Das finde ich eigentlich nicht«, antwortete ich.

»Was wollen Sie denn jetzt von mir hören?«, fragte er.

Ich hatte schon die ganze Zeit das ungute Gefühl gehabt, dass es nicht so lief, wie ich mir das vorstellte. »Ich glaube nicht, dass ich was Bestimmtes hören wollte«, antwortete ich. »Ich dachte eher, Sie würden vielleicht vor Aufregung einen Luftsprung machen.«

»Weswegen sollte ich in Aufregung geraten?«

Ich sah die beiden an. Furth s Miene wirkte seltsam gütig, was mein schlechtes Gefühl noch verstärkte. »Hören Sie denn nicht, was ich höre? Daran hätten wir schon vor einer Ewigkeit denken müssen. Man kann eine Mutter nicht so mir nichts, dir nichts entführen, während sie, umgeben von einer Menge anderer Leute, auf ihr Kind aufpasst. Da war eine andere Frau im Spiel, eine Frau, die ein paar Minuten auf Emily aufgepasst hat, während Philippa Burton zu dem Auto gelockt und umgebracht wurde.«

»Das höre ich aber nicht«, meinte Oban.

»Was hören Sie dann?«

Er schnaubte verächtlich. »Ich höre, wie ein dreijähriges Mädchen vage auf Suggestivfragen antwortet. Ich meine, ›die nette Frau‹, was soll das sein? Das könnte jede Frau sein, die ihr im letzten Jahr einen Lutscher gekauft hat.«

»Dann glauben Sie Emily also nicht?«

»Erstens wissen Sie genau, dass ein solches Band vor Gericht auf keinen Fall als Beweismaterial zugelassen würde. Und zweitens halte ich das Ganze für Blödsinn. Tut mir Leid, Kit, aber ich glaube, diesmal ist wirklich Ihre Fantasie mit Ihnen durchgegangen. Langsam fangen Sie an, mir meine Zeit zu stehlen.«

»Dann werden Sie die Möglichkeit, dass eine Frau mit im Spiel war, also nicht in Betracht ziehen?«

»Denken Sie da an eine bestimmte Frau?«

»Ja.«

»Wen?«

»Bryony Teale.«

»Wie bitte?«

»Hören Sie mir fünf Minuten zu, dann können Sie mich rauswerfen.«

»Und er hat dir zugehört?«, fragte Julie und nippte an ihrem Drink.

Wir saßen in Soho in einer neuen Kneipe namens Bar Nothing. Anscheinend waren harte Kanten und gerade Linien zurzeit out. Die Einrichtung bestand aus pastellfarbenen Sofas und großen Kissen auf dem Boden. Wir saßen an der Bar, die nicht aus weichem Material bestand. Eine Bar durfte nicht weich sein, weil sonst die Drinks runterfielen. Immerhin war sie sanft geschwungen.

Ich hatte Julie am frühen Abend in der Wohnung angetroffen, hatte geschrien und getobt, hatte – im

übertragenen Sinn – meinen Kopf gegen die Wand geknallt. Julie hatte mich eine Weile gewähren lassen und dann darauf beharrt, dass unser Abend nur noch dadurch zu retten sei, dass wir uns anzogen und zusammen die Stadt unsicher machten. Sie hatte inzwischen ein bisschen zugenommen und sah in einem weiteren meiner Kleider, einem schwarzen mit Chiffonärmeln, absolut umwerfend aus. Ich trug mein knallenges rosa Kleid für spezielle Gelegenheiten, das ich mir mal gekauft hatte, weil ich mich darin wie die Hauptperson aus einem jener Bluessongs fühlte, in denen sich der Sänger darüber beklagt, von einer teuflischen Frau von zu Hause weggelockt worden zu sein. Ich hoffte irgendwie, jemand würde auf uns zukommen und uns erklären, dass wir mit unserem Outfit gegen die städtischen Verordnungen verstießen.

Ich glaube, ich brachte Julie sofort in Verlegenheit, indem ich zwei Margaritas bestellte, was wahrscheinlich typisch für die Neunziger-, wenn nicht sogar für die Achtzigerjahre war, aber ich brauchte dringend etwas schnell Wirkendes.

»Weißt du, Rosa ist wirklich deine Farbe«, erklärte Julie, nachdem wir den ersten Schluck getrunken hatten. »Das passt irgendwie gut zu deinen grauen Augen.«

»Und zu meiner Narbe.«

»Sag doch so was nicht!«

»Ich denke, es wird langsam besser«, meinte ich. »Vor nicht allzu langer Zeit habe ich noch vom Phantom der Oper gesprochen, erinnerst du dich? Inzwischen fürchte ich mich nicht mehr davor, dass die Leute mich so sehen könnten. Eher glaube ich, dass sie mich für das Opfer einer missglückten Schönheitsoperation halten.«

Julie gab mir keine Antwort. Stattdessen berührte sie

mein Gesicht, drehte es so hin, dass die betroffene Seite ganz im Licht war. Sie musterte sie, als würde sie einen dekorativen Gegenstand in meiner Wohnung in Augenschein nehmen. Ich musste daran denken, wie die kleine Emily die Narbe mit dem Finger nachgezeichnet hatte. Nachdem Julie mit ihrer Analyse fertig war, lächelte sie.

»Sie sieht aus, als könnte sie eine Geschichte erzählen.«

»Die einzige Geschichte, die diese Narbe erzählt, ist, wie wenig Zeit er hatte.«

Julie verzog das Gesicht, und ich entschuldigte mich. Nachdem wir uns beide noch einen zweiten Drink bestellt hatten, lenkte ich das Gespräch auf sie. Sie sprach über Reisen, über schreckliche und ein paar nette Männer, über ihre Pläne. Plötzlich fragte sie mich, ob ich mitkommen wolle, und ich überraschte mich selbst mit dem Gedanken: Tja, warum eigentlich nicht? Warum nicht alles stehen und liegen lassen und weggehen? Als mein zweiter Drink zur Neige ging, dachte ich bereits: Warum nicht alles stehen und liegen lassen und noch heute Abend aufbrechen?

Wir fanden einen Tisch und bestellten eine Flasche Wein und jede einen Salat, aber dann erschien mir das nicht mehr genug. Ich hatte plötzlich Heißhunger auf rotes Fleisch. Julie schien ein wenig blass zu werden, als es serviert wurde: dünne Scheiben rohes Rindfleisch mit feinen Parmesanraspeln, beträufelt mit Olivenöl und Zitronensaft. »Eigentlich bin ich eine richtige Fleischfresserin«, erklärte sie. »Aber ich glaube, ich mag es einfach lieber, wenn das Fleisch einen schönen Braunton hat.«

Ich versuchte, beim Thema zu bleiben und weiter über Julie und ihr Leben zu sprechen. Aber es half nichts. Ich

war wie ein rauchender Vulkan, und noch während wir in unseren Salaten herumstocherten, brach der Vulkan aus, und ich begann mit einem feurigen Bericht über die letzten zwei Tage.

»Ja, Oban hat mir zugehört«, erklärte ich, nachdem ich unsere Gläser ein zweites Mal gefüllt hatte. »Zumindest hat er sich angehört, was ich zu sagen hatte. Das trifft es wohl am ehesten. Dann hieß es sinngemäß bloß: Der Fall ist abgeschlossen, verschwenden Sie nicht unsere Zeit, versuchen Sie ja nicht, uns davon zu überzeugen, dass das Leben komplizierter ist, als wir dachten, und zwingen Sie uns nicht, unseren Job gewissenhaft zu machen.«

Lachend hielt ich inne. Ich hatte mich dabei ertappt, wie ich mit dem Zeigefinger wild in Julies Richtung gestikulierte und sie ein wenig zurückgewichen war.

»Ich bin nicht Oban«, meinte sie, ebenfalls lachend. »Mich musst du nicht überzeugen. Oder doch, eigentlich schon. Ich muss nämlich zugeben, dass ich noch nicht so ganz verstehe, wovon du eigentlich sprichst. Willst du wirklich darauf hinaus, dass die nette Fotografin diesem seltsamen Doll dabei geholfen hat, Leute umzubringen?«

»Nein, nein, Doll hatte nichts damit zu tun. Sie hat ihrem Mann geholfen, Gabriel.«

Julie nahm einen weiteren Schluck von ihrem Rotwein. »Ich weiß nicht«, meinte sie. »Wahrscheinlich hätte ich dir diese Frage schon vor unseren drei Drinks stellen sollen. Ich meine, das sind doch nette Leute. Er arbeitet für ein Theater. Warum um alles in der Welt hätten sie diese Frauen umbringen sollen?«

»Und Doll.«

»Wie bitte? Doll ist doch von anderen Leuten umgebracht worden, oder nicht?«

»Nein.«

»Aber du hast mir erzählt, dass sie sogar eine Nachricht hinterlassen haben.«

»Ja, das stimmt. ›Mörderischer Bastard‹, Letzteres mit einem lächerlichen Fehler. Das war absolut erbärmlich, aber ich war von Dolls Anblick so geschockt, dass ich nicht weiter darüber nachdachte. Glaubst du, jemand, der nicht mal ›Bastard‹ richtig schreiben kann, würde ein Wort wie ›mörderisch‹ gebrauchen? Weißt du noch, was ich über die Leichen von Lianne und Philippa gesagt habe? Ihre Verletzungen sahen aus, als hätte jemand ohne große Überzeugung den Psychopathen gespielt. Du solltest mal sehen, was ein richtiger Psychopath mit einem Frauenkörper anstellt.«

»Ich glaube, darauf kann ich verzichten«, erwiderte Julie.

»Demnach waren das also nette Mörder?«

»Sie haben es zumindest nicht aus Spaß an der Freude getan, sondern weil sie das Gefühl hatten, es tun zu müssen.«

»Aber warum, zum Teufel?«

»Ich habe keinen blassen Schimmer, aber das macht nichts. Das ist das Gute daran. Vorher passte nichts zusammen, jetzt passt alles. Wie sich herausgestellt hat, gab es eine Verbindung zwischen diesem armen Mädchen, Daisy, und Gabe Teale. Ich habe mich gestern mit einer Freundin von ihr getroffen, die mir erzählt hat, Daisy habe im *Sugarhouse* gearbeitet. Lianne hat sich wegen Daisy Gedanken gemacht und wird bald darauf ermordet. Außerdem habe ich herausgefunden, dass Philippa Burton auf der Suche nach Lianne war.«

»Warum?«

»Keine Ahnung. Die Notiz, die ich in ihrem Zimmer gefunden habe, beweist, dass sie auf eine Verbindung

zwischen Lianne und Bryony gestoßen war. Prompt wird auch sie ermordet. Jetzt habe ich den Beweis erbracht, dass Bryony an Philippas Entführung beteiligt war.«

»Hast du das wirklich?«, fragte Julie skeptisch.

»Absolut. Wo war ich vorhin stehen geblieben?«

»Weiß nicht.«

»Michael Doll. Der so genannte Überfall auf Bryony hat nie einen Sinn ergeben. Nach den vielen Zeitungsberichten über Michael Doll waren die meisten Leute davon überzeugt, dass er Lianne umgebracht hatte. Für Gabriel und Bryony aber bedeutete es nur, dass er am Tatort gewesen war. Vielleicht hatte er etwas gesehen. Vielleicht hatte er sich sogar mit ihnen in Verbindung gesetzt und sie erpresst. Sie unternahmen einen halbherzigen Versuch, ihn zu überfallen, ihm eine über den Kopf zu ziehen und ihn in den Kanal zu werfen, was auch immer, vielleicht wollten sie es wirklich so aussehen lassen, als wären es Leute von einer Selbstschutzgruppe gewesen, aber dann taucht plötzlich dieser Terence Mack auf, Bryony landet in seinen Armen, Gabe sucht das Weite, und Doll hat keinen blassen Schimmer, was eigentlich vor sich geht, sodass es für alle nach einem Überfall auf Bryony aussieht. Kein Wunder, dass sie in einem so traumatisierten Zustand war.«

»Und …«

»Und deswegen begeben sie sich – nein, wahrscheinlich nur Gabe, denn Bryony gilt ja inzwischen als gefährdet und steht unter Polizeischutz – in Dolls Wohnung, um es beim zweiten Mal richtig zu machen. Seit die beiden Philippa dazu gebracht hatten, Gabe auf einen kurzen Plausch zu seinem Auto zu begleiten, war Bryony ja im Besitz von Emilys Schnabeltasse. Nun bringt Gabe Doll um und lässt die Tasse zurück. Doll ist tot, endgültig

erledigt, und der Fall ist abgeschlossen.«

Julie verteilte die letzten Tropfen Wein auf unsere Gläser.

»Noch eine?«, fragte sie.

»Nein«, antwortete ich. »Ich bin schon am Ausnüchtern.«

»Klingt aber nicht danach«, meinte sie. »Mir geht das alles ein bisschen zu schnell. Es war doch nicht nur die Schnabeltasse, oder? Da war auch noch dieser Lederbeutel. Glaubst du wirklich, dass er den absichtlich zurückgelassen hat? Da wäre er aber ein ziemliches Risiko eingegangen.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, entgegnete ich.

»Ich glaube nicht, dass das Absicht war. Du hättest diesen Raum sehen sollen. Überall nur Blut. Gabe selbst muss von oben bis unten bespritzt gewesen sein.«

»Falls er wirklich dort war«, fügte Julie hinzu.

»Er war dort. Er ist voller Blut, zieht sich aus, um sich im Bad zu waschen, vergisst den Beutel. Das Ding wird gefunden, aber wie sich herausstellt, ist das nicht weiter schlimm, weil die Polizei es für eine weitere von Dolls Trophäen hält.«

Julie schwieg einen Moment. Sie sah aus, als müsste sie die vielen Informationen erst mal auseinander dividieren. »Und das alles hast du Oban in fünf Minuten reingedrückt?«, fragte sie schließlich.

»Er hat die Kurzversion bekommen.«

»Kein Wunder, dass er dich rausgeschmissen hat.«

»Du bist nicht überzeugt?«

»Ich weiß nicht. Das muss sich in meinem Kopf erst mal ein bisschen setzen. Fest steht, dass ich noch einen Drink brauche, egal, was du dazu sagst.«

Sie bestellte uns zwei Brandys. Als sie gebracht wurden, nahm sie sofort einen Schluck und verzog das Gesicht. »Also, was wirst du jetzt unternehmen? Hast du vor, es noch mal bei Oban zu versuchen?«

Ich schnippte mit einem Finger gegen mein Glas. Es klirrte leise.

»Nein«, antwortete ich nachdenklich. »Ich glaube, sein guter Wille mir gegenüber ist aufgebraucht. Keine Ahnung, was ich jetzt machen werde. Ich denke schon die ganze Zeit darüber nach. Weißt du, dass Paul McCartney, nachdem er sich ›Yesterday‹ ausgedacht hatte, tagelang grübelte, wo er den Song schon gehört hatte? Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass er tatsächlich von ihm war. Ich frage mich die ganze Zeit, ob ich vielleicht Muster sehe, wo gar keine sind.« Ich griff nach meinem Glas und nahm einen Schluck. »Vielleicht sollte ich sie einfach besuchen und darauf ansprechen.«

»Wen?«

»Bryony und Gabe.«

»Wie bitte? Du willst ihnen sagen, dass du sie für Massenmörder hältst?«

»Nein, ich würde nur eine kleine Andeutung machen, sie ein wenig beunruhigen. Vielleicht unternehmen sie dann was.«

Julie leerte ihr Glas. »Wenn sie unschuldig sind, werden sie gar nichts unternehmen«, antwortete sie. »Und wenn nicht – vielleicht einen weiteren Mordversuch. An dir.«

»Etwas Besseres fällt mir nicht ein.«

Nun war es an Julie, mit dem Finger auf mich zu deuten. Ihre Hand zitterte ein bisschen. »Wie viel hast du getrunken?«, fragte sie.

»Zwei Margaritas. Ungefähr eine Flasche Wein. Und

diesen Brandy.« Ich kippte den letzten Schluck hinunter.

»Genau«, sagte Julie. »Deswegen hoffe ich, dass nur der Alkohol aus dir spricht. Trotzdem macht mir der letzte Teil unseres Gesprächs Sorgen. Ich bin völlig sicher, dass sich morgen früh keine von uns beiden an die Einzelheiten dieses Abends erinnern wird. Ich jedenfalls nicht. Trotzdem möchte ich, dass du mir versprichst, nichts wirklich Dummes zu tun. Versprichst du mir das?«

»Ich versprech's«, antwortete ich lächelnd.

»Ich weiß nicht, ob ich dir glauben soll.« Sie legte mir eine Hand auf die Schulter und schüttelte mich, als wollte sie mich aufwecken. »Kit, merkst du denn nicht, dass das, was du da tust, absoluter Wahnsinn ist? Ich meine das wirklich ernst!«

»Nein, ich …«

»Man kann darüber streiten, ob es sinnvoll ist, sich in Gefahr zu bringen, wenn es dafür einen guten Grund gibt. Selbst dann würde ich es nicht empfehlen.« Sie legte eine kurze Pause ein und holte tief Luft, ehe sie fortfuhr: »Aber du sprichst davon, dich völlig grundlos in Gefahr zu bringen. Als ob das Leben dieser zwei toten Frauen irgendwie wichtiger wäre als dein eigenes. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ja. Aber ich sehe das nicht so.«

»Klar, du siehst das Ganze von hinten nach vorn und von innen nach außen. Du versuchst, Tote zu retten. Das kannst du nicht.«

»Ich weiß.«

Sie schob ihr Gesicht noch näher an meines heran und wiederholte voller Nachdruck: »Du kannst keine Toten retten, Kit. Du kannst sie nicht wieder lebendig machen. Lass es sein!«

45. KAPITEL

Als ich noch ein Teenager war, ließ mich mein Vater immer ein großes Glas Milch trinken, bevor ich zu einer Party ging. Er sagte, das kleide den Magen aus. Ich hätte gestern ein Glas Milch trinken sollen, dachte ich, als ich am nächsten Morgen aufwachte. Das Licht, das durch meine halb zugezogenen Vorhänge hereinschien, tat meinen Augen weh, noch bevor ich sie geöffnet hatte, und mein Mund fühlte sich trocken an. Vorsichtig spähte ich auf den Wecker. Halb sieben. Ich würde mir noch fünf Minuten gönnen. Nur fünf, mehr nicht. Nie hatten sich mein Kissen so weich, meine Gliedmaßen und Augenlider so schwer angefühlt.

Aus Julies Raum drang heftiges Schnarchen. Ich öffnete ein Auge. Zwanzig vor sieben. Als ich mich aufsetzte, hatte ich einen Moment das Gefühl, als würde mein Kopf gleich zerspringen, aber daraus wurde rasch ein leichtes, erträgliches Pochen. War doch gar nicht so schlimm. Ich ging ins Bad und klatschte mir kaltes Wasser ins Gesicht. Dann zog ich mich so schnell und leise wie möglich an. Bevor ich aufbrach, trank ich drei Glas Wasser. Ich lechzte nach starkem schwarzem Kaffee, wagte aber keinen zu machen, weil ich damit womöglich Julie aufgeweckt hätte. Sie würde wahrscheinlich die Tür absperren und den Schlüssel zum Fenster hinauswerfen, wenn sie mitbekäme, wo ich hinwollte. Aber ich hatte mir alles genau überlegt.

Es war ein dunstiger Morgen. Die Häuser am Ende der Straße waren nur verschwommen zu erkennen, und die Autos fuhren mit Licht. Später würde es wahrscheinlich sonnig und warm werden, aber noch war es eisig kalt. Ich

hätte eine Jacke mitnehmen oder statt meines dünnen Baumwollshirts einen Pulli anziehen sollen. Es herrschte schon relativ viel Verkehr. In London wird es nie ganz dunkel, nie ganz ruhig. Trotzdem schaffte ich es bis halb acht. Das war gut. Bestimmt standen Theaterdirektoren nie vor acht Uhr auf.

Die Vorhänge im Haus der Teales waren alle noch zugezogen, und es schien nirgendwo Licht zu brennen. Gut. Ich versuchte es mir auf meinem Autositz bequem zu machen, da ich nicht wusste, wie lange ich hier würde sitzen müssen. Ich hätte mir wenigstens unterwegs eine Tasse Kaffee besorgen und etwas zu lesen kaufen sollen. Das Einzige, was ich hatte, war die Betriebsanleitung des Wagens und eine zehn Tage alte Zeitung. Ich las all die bereits wieder vergessenen Geschichten über ein Model hier und einen Krieg dort, einen toten Jungen und einen Internet-Millionär. Mir war kalt, und mein ganzer Körper fühlte sich steif an. Ich fuhr mir durchs Haar, drehte es im Nacken zu einem Knoten zusammen. Dann schaute ich in den Rückspiegel und zog beim Anblick meines verkaterten Gesichts angewidert eine Grimasse. Ich rutschte nervös auf meinem Platz herum. Die Vorhänge der Teales blieben geschlossen. Ich hätte doch länger schlafen können.

Um Viertel vor neun ging oben ein Licht an. Mein Mund war trocken. Warum bin ich eigentlich hergekommen? Was um alles in der Welt mache ich hier?

Um fünf vor neun wurde der Vorhang aufgezogen, und einen kurzen Moment sah ich Gabriel am Fenster stehen. Ich glitt ein Stück tiefer in den Sitz und spähte mit müden Augen zum Haus hinüber. Ich musste dringend aufs Klo.

Ein paar Minuten später wurden auch unten die Vorhänge aufgezogen. Ich sah zwei Gestalten. Sie waren also beide auf. Ich stellte sie mir in ihrer schönen Küche

vor, wie sie Kaffee machten, Brot toasteten, miteinander über ihre Pläne für den Tag sprachen, sich mit einem Kuss verabschiedeten. Die Haustür blieb geschlossen. Ich könnte nach Hause fahren, dachte ich, und mich wieder ins Bett legen. Julie schlief wahrscheinlich noch.

Endlich ging die Tür auf, und Gabriel erschien. Er blieb einen Moment auf der Treppe stehen, fasste an seine Jackentaschen, um sicherzugehen, dass er seine Schlüssel dabeihatte, und rief seiner Frau über die Schulter noch etwas zu. Er trug eine schwarze Jeans und eine graue Wolljacke und sah aus wie die Leute, die ich kannte, wie einer von meinen Freunden.

Ich musste noch ein bisschen warten. Ich starrte auf die Uhr im Wagen. Nach zehn Minuten stieg ich aus. Es war noch nicht zu spät, ich konnte es mir nach wie vor anders überlegen. Es war erst zu spät, als ich lauter als nötig an die Haustür klopfte und drinnen Schritte hörte.

»Ja?«

Bryony war noch im Bademantel. Sie hielt ihn oben mit einer Hand zu, genau, wie ich es immer tat. Benommen starrte sie mich an, als hätte ich sie aus dem Bett geholt. Sie schluckte heftig. »Bryony«, sagte ich in herzlichem Ton, »ich hoffe, ich störe Sie nicht. Ich war gerade auf dem Weg zu einem Patienten, und wie ich so dahinfahre, sehe ich plötzlich das Schild mit dem Namen Ihrer Straße vor mir, und nachdem ich noch viel zu früh dran bin, habe ich mir gedacht, ich schaue einfach auf gut Glück bei Ihnen vorbei.«

»Kit?«, murmelte sie.

»Und um ehrlich zu sein, könnte ich vor meinem Termin noch ein Klo und eine Tasse Kaffee gebrauchen. Ich habe Sie doch hoffentlich nicht geweckt?«

»Nein, nein, entschuldigen Sie.« Sie bemühte sich

sichtlich um Fassung. »Ich habe nur nicht damit gerechnet – aber kommen Sie doch herein. Ich setze gleich Wasser auf. Die Toilette ist hier den Gang entlang.« Sie deutete mit der Hand in die entsprechende Richtung. Ich registrierte ihre abgekauten Nägel. Wie die von Lianne.

»Danke.«

Als ich zurückkam, gab sie gerade Kaffeebohnen in eine Mühle. »Sie sehen müde aus«, sagte ich. Sie sah mehr als müde aus. Sie schien stark abgenommen zu haben. Ihre Schlüsselbeine traten scharf hervor. Ihr Gesicht wirkte aufgeschwemmt, ihr schönes Haar ungepflegt. An der linken Wange hatte sie einen leichten Ausschlag. Als sie nach dem Wasserkessel griff, um den Kaffee aufzugießen, sah ich, dass sich rund um ihr Handgelenk ein rotes Ekzem zog. »Wie geht es Ihnen?«, fragte ich.

»Nicht so besonders.«

»Ja, das hat Gabriel schon gesagt. Hat er Ihnen erzählt, dass ich kürzlich im Sugarhouse war?«

»Nein.«

»Hat Sie die Angst krank gemacht?«, fragte ich.

»Vielleicht«, antwortete sie langsam. Sie füllte zwei Tassen mit Kaffee und stellte sie auf den Tisch. »Möchten Sie etwas dazu essen – oder müssen Sie schon zu Ihrem Termin?«

»Ich habe noch jede Menge Zeit«, gab ich fröhlich zurück. »Aber danke, ich möchte nichts essen. Mit dem Kaffee bin ich wunschlos glücklich.« Obwohl er noch sehr heiß war, nahm ich einen Schluck. »Waren Sie schon beim Arzt?«

»Weshalb?«

»Nun ja, wegen Ihres Zustands.«

»Das wird schon wieder. Jetzt ist ja alles wieder in

Ordnung, nicht?«

»Wirklich?«

»Ich meine, es ist vorbei. Ich brauche mir keine Sorgen mehr zu machen.« Ich sah sie an. Sie fingerte nervös an ihrer Tasse herum. »Zumindest haben die von der Polizei das gesagt.«

»Ich weiß. Polizisten haben es gern, wenn ein Fall abgeschlossen ist. Aufgeklärt und abgeschlossen. Das wird im Pub groß gefeiert. Und dann geht's weiter zum nächsten Fall.«

»Da kenne ich mich nicht so aus.«

»Aber für Sie und mich ist es anders, stimmt's?«

»Vielleicht sollte ich mich jetzt besser anziehen.« Sie stand auf, hielt wieder ihren Bademantel zu. »Es ist schon spät. Ich habe heute einiges zu erledigen.«

»Sie können nicht vergessen, was Sie durchgemacht haben. Die Erinnerungen stecken in Ihrem Kopf.« Ihre Lider wirkten schwer, als kostete es sie größte Mühe, die Augen offen zu halten. »Und was mich angeht, kann ich einfach nicht aufhören, mir bestimmte Fragen zu stellen. Warum hat ein Opfer den Namen eines weiteren Opfers aufgeschrieben, bevor sie starb? Wie konnte ein Mörder eine Frau am helllichten Tag, noch dazu vor den Augen ihres Kindes, aus einem öffentlichen Park entführen? Warum hat ein verlässlicher Zeuge Michael Doll für einen unbeteiligten Zuschauer gehalten?«

»Da kann ich Ihnen auch nicht helfen …« Bryonys Lippen wirkten blutleer. »Ich weiß es nicht.«

»Warum hat sich eine Frau von einem Spielplatz entführen lassen, ohne zu schreien oder um Hilfe zu rufen, und warum hat das Kind kein Theater gemacht, als seine Mutter verschwand?«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Die Polizei hat das alles nicht besonders interessiert. Schon gar nicht mehr, seit Michael Doll tot ist. Ich habe ein Problem damit, die Dinge schnell loszulassen. Das sagen alle, die mich kennen. Wie auch immer, in diesem Fall habe ich lauter Bruchstücke einer Geschichte und versuche schon die ganze Zeit, sie zusammenzusetzen. Stört es Sie, wenn ich Ihnen davon erzähle?« Sie reagierte nicht. »Da war ein Mädchen namens Daisy. Daisy Gill. Vierzehn Jahre alt, auch wenn sie vielleicht älter ausgesehen hat. Ich bin ihr nie persönlich begegnet. Ich habe nur ihr Foto gesehen und mit ihren Freunden gesprochen. Sie hatte eine unglückliche Kindheit, so viel weiß ich. Eltern, die sie nicht haben wollten, Pflegeeltern, die sie im Stich ließen. Oder ihr noch Schlimmeres antaten. Sie brauchte dringend Freunde. Sie brauchte Erwachsene, denen sie vertrauen konnte und die die Welt für sie ein bisschen sicherer machen würden, Leute wie Sie oder ich können sich wahrscheinlich nur schwer vorstellen, wie ihr Leben gewesen sein muss. Sie war oft wütend und immer einsam, immer voller Angst.«

Mit einem schabenden Geräusch zog Bryony ihren Stuhl wieder heran und setzte sich. Sie legte das Kinn in die Hände, und zum ersten Mal an diesem Tag sahen mich ihre karamellfarbenen Augen direkt an. Die Farbe bildete einen starken Kontrast zu ihrer bleichen Haut.

»Daisy hatte eine Freundin. Lianne. Ich weiß nicht, wie Lianne in Wirklichkeit geheißen hat oder wo sie hergekommen ist, aber ich weiß, dass auch sie eine unglückliche Kindheit hinter sich hatte. Dass sie oft sehr verzweifelt gewesen sein muss. Aber wenigstens hatten Lianne und Daisy einander. Vielleicht war das ihre Rettungsleine. Sie planten, miteinander zu leben und ein Restaurant aufzumachen, wenn sie beide alt genug wären.

Sie wollten Pasta kochen, Makkaroni mit Käse und solche Sachen. Das habe ich von ihren Freunden erfahren.«

»Warum erzählen Sie mir das?«

»Daisy hat sich umgebracht. Sie hat sich in dem Heim, das ihr Zuhause war, in ihrem tristen, kleinen Zimmer aufgehängt. Ein paar Monate später wurde dann Lianne unten am Kanal ermordet, kurz darauf Philippa Burton – beide von derselben Person. Philippa kannte Lianne – wir wissen nicht, woher oder warum sie sich kannten. Lianne kannte Daisy. Und wie der Zufall so spielt, hat Daisy im Sugarhouse gearbeitet. Es hängt also alles miteinander zusammen.«

»Es hängt nicht wirklich zusammen«, antwortete Bryony.

»Das hier ist nun mal ein kleiner Stadtteil. Außerdem war ich ja auch ein Opfer.«

»Michael Doll.« Einen kurzen Moment blitzten vor meinem geistigen Auge die letzten Bilder von ihm auf. Michael Doll noch am Leben. Michael Doll tot. »Er ist bloß zufällig in die Geschichte hineingestolpert. Mehr war es nicht. Er saß einfach nur dort unten am Kanal, wo ihn niemand störte, und fing seine armen Fische, um sie hinterher wieder ins Wasser zu werfen.«

»Er hat diese Frauen umgebracht.« Sie stützte die Hände vor sich auf den Tisch und setzte sich aufrechter hin.

»Er war schrecklich zugerichtet«, entgegnete ich. »Ich habe seine Leiche gesehen, müssen Sie wissen.«

»Ich wollte immer schon fotografieren«, sagte Bryony mit leiser Stimme. »Seit ich mit neun Jahren von meinem Onkel eine billige kleine Sofortbildkamera zum Geburtstag bekommen hatte. Es ist seltsam, wie man das plötzlich weiß – auf jeden Fall hatte ich immer das Gefühl, die Welt klarer zu sehen, wenn ich sie durch eine Kamera

betrachtete, als würde sie dann mehr Sinn ergeben. Durch eine Kamera können sogar hässliche Dinge schön aussehen. Sinnlose Dinge ergeben plötzlich einen Sinn.« Sie blickte zum Foto des kleinen Zigeunernmädchens auf.

»Und ich bin gut darin. Es geht ja nicht nur darum, das eigentliche Foto zu machen, man muss erst mal wissen, wonach man sucht. Oft passiert wochenlang gar nichts, und dann sehe ich eines Tages plötzlich etwas. Ein Gesicht. Irgendwas Besonderes. Die Art, wie das Licht fällt. Das ist dann, als würde es in meinem Kopf Klick machen. Irgendwie gibt mir das Fotografieren außerdem das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Eine Art Zeitzeugin zu sein.« Sie fuhr sich mit der Zunge über die bleichen Lippen. »Für die Gesellschaft, aber auch für mich selbst. Wie Gabe mit seinem Theater. Er ist auch sehr gut in seinem Job.«

»Ich weiß«, antwortete ich. »Ich habe es gesehen.« In der Küche war es sehr still, als hätte die Welt draußen aufgehört zu existieren.

»Wir sind auch in die Geschichte hineingezogen worden«, erklärte sie mit einem langen Seufzer. »Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr, oder? Es ist vorbei. Die Polizei hat gesagt, dass es vorbei ist und dass mir nichts mehr passieren kann. Sie haben das auch gesagt. Irgendwann wird es mir wieder besser gehen. Aber ich bin noch so müde. Ich bin so müde, dass ich hundert Jahre lang schlafen könnte.«

Hinter uns klickte es leise, und im Raum wurde es noch eine Spur stiller. Alles schien plötzlich klar und deutlich hervorzutreten: die Topfpflanze auf dem Fensterbrett, die Tassen an ihren Haken, die winzige Spinnwebe an der Glühbirne, die Sonne, die von den Kupferpfannen reflektiert wurde und geometrische Muster an die Wand warf, meine Hände, die ich friedlich im Schoß gefaltet

hatte. Die einzigen Geräusche, die ich noch wahrnahm, waren mein eigenes Atmen und das leise Ticken meiner Uhr. Es war zweiundzwanzig nach zehn. Bryony saß völlig reglos da.

Schließlich drehte ich mich um. Gabriel stand im Türrahmen.

Mit einem zweiten leisen Klicken zog er die Tür hinter sich zu und starrte uns an. Erst Bryony, dann mich, dann wieder sie. Niemand sagte ein Wort. Die Sonne schien durchs Fenster herein.

Ich wollte etwas sagen, ließ es dann aber bleiben. Was sollte das bringen? Ich hatte nichts mehr zu sagen. Stattdessen legte ich einen Finger an meine Wange und zeichnete meine Narbe nach, vom Haaransatz bis hinunter zum Kinn. Irgendwie tröstete mich das. Es rief mir in Erinnerung, wer ich war.

»Ich habe meine Tasche vergessen«, erklärte Gabriel.

»Ich gehe jetzt wohl besser«, bemerkte ich, rührte mich aber nicht von der Stelle.

»Sie war gerade in der Gegend«, meldete sich Bryony mit ihrer neuen, matten Stimme zu Wort. Gabriel nickte.

»Ich muss mich wieder hinlegen«, murmelte sie und stand unsicher auf. »Ich bin krank.«

»Ich wollte bloß mal vorbeischauen«, sagte ich. »Wir haben uns ein bisschen unterhalten.«

»Worüber?« Er sah seine Frau an.

»Sie hat über das gesprochen, was passiert ist«, antwortete Bryony. »Sie hat ein Mädchen erwähnt. Wie war noch mal ihr Name?«

»Daisy«, sagte ich. »Daisy Gill.«

»Sie hat sich umgebracht. Sie war eine Freundin von Lianne. Und sie hat im Sugarhouse gearbeitet.«

»Was soll denn der Blödsinn?«, entgegnete Gabriel müde.

»Es hat doch geheißen, dass alles vorbei sei. Was sagt denn die Polizei dazu?«

»Es ist bloß sie«, antwortete Bryony fast lautlos. »Sie ist allein.«

Er kam auf mich zu. »Was wollen Sie?«, fuhr er mich an und streckte die Hand aus. Erst berührte er mich nur leicht an der Schulter, aber dann packte er mich plötzlich am T-Shirt und zog mich hoch.

»Gabe!«, rief Bryony erschrocken.

Ich blickte in sein erschöpftes Gesicht, seine blutunterlaufenen Augen. Hinter ihm sah ich Bryonys bleiches Gesicht, hinter ihr eine geschlossene Tür. Ich saß in der Falle.

»Wollen Sie die ganze Welt umbringen?«, fragte ich ihn.

Seine Hände fühlten sich warm an, als er sie mir um den Hals legte. Ich musste an das Gesicht meiner Mutter denken, deren Foto ich immer dabeihatte, als könnte sie mich beschützen. Ich dachte daran, wie sie lächelnd im Gras saß. Gabriels Gesicht war inzwischen ganz nahe vor meinem, und ich hörte ihn flüstern: »Wir wollten das nicht.« Sein Gesicht war zu einer furchtbaren Grimasse verzogen, seine Augen halb geschlossen, als könnte er den Anblick dessen, was er tat, nicht ertragen. Ich schlug nach ihm, aber sein Körper war hart und unnachgiebig wie eine Mauer. Also ließ ich locker, und er begann zu drücken. Die Welt bestand nur noch aus Rot und Schwarz und Schmerz und einer weinenden Stimme im Hintergrund. Dann, nachdem ich meinen Körper so schlaff gemacht hatte, wie ich nur konnte, als würde ich gleich bewusstlos, riss ich die rechte Hand mit aller Kraft hoch, spreizte meine Finger zu einem V und stach damit nach seinen Augen. Ich spürte etwas Weiches, Feuchtes und hörte ihn

aufschreien. Seine Finger ließen für einen Moment locker, dann schlossen sie sich wieder um meinen Hals. Ich fuhr mit meinen Fingernägeln über seine Wange, spürte, wie seine Haut zu bluten begann, hakte meine Finger dann in seinen schreienden Mund und riss sie zurück, so fest ich konnte. Sein Brüllen dröhnte in meinen Ohren, der Schmerz pulsierte durch meinen Kopf, und alles, was ich sehen konnte, war rot. Blut, nichts als Blut. Ich stieß ihm die Finger immer wieder ins Gesicht, traf auf etwas Weiches, spürte sein klebriges Blut, seinen Speichel, das Nass seiner Augen.

»Bryony. Gib ihr den Rest, verdammt noch mal! Bryony!«

Etwas Schwarzes kam durch den roten Nebel auf mich zu. Ich schloss die Augen, hörte wenige Zentimeter von mir entfernt ein lautes Krachen, das wie ein Schuss klang. Seine Finger lösten sich von meinem Hals. Ich landete auf dem Boden, spürte das raue Holz der Dielen an meiner Wange. Ich hörte erneut ein Geräusch und sah schemenhaft ein schwarzes Fotostativ ein weiteres Mal durch die Luft sausen. Dann landete Gabriel auf mir. Sein Körper deckte meinen zu, sein Blut lief mir übers Gesicht. Ich hörte ihn keuchen und Bryony schreien. Nachdem ich ihn von mir runtergeschoben hatte, stand ich mühsam auf, obwohl die Welt um mich herum noch immer laut zu brüllen schien und der Boden unter meinen Füßen gefährlich schwankte. Gabriel lag in seinem eigenen Blut. Er hatte eine klaffende Wunde am Kopf, sein Gesicht war aufgerissen und ein Auge völlig rot. Seine Brust aber hob und senkte sich noch. Ich nahm Bryony das Stativ aus der Hand und führte sie, halb auf sie gestützt, zum Tisch, wo ich sie mit sanfter Gewalt auf einen Stuhl drückte.

»Ich bin kein schlechter Mensch«, schluchzte sie. »Ich bin kein schlechter Mensch. Ich bin gut. Gut. Ein guter Mensch. Das war alles bloß ein Irrtum. Ein schrecklicher Irrtum.«

46. KAPITEL

Der Besuchsraum im Untersuchungsgefängnis Salton Hill wirkte wie eine schmuddelige Cafeteria in einer sehr schlechten Gegend. Auf einer Seite befand sich sogar eine Durchreiche, an der eine Frau, die selbst wie eine Gefängnisinsassin aussah, Papptassen mit künstlich aussehendem Orangensaft oder Tee aus einem großen Metallbehälter füllte. Dazu gab es auf Plastiktellern Kekse mit Marmeladeklecksen in der Mitte. Kinder liefen schreiend heraus, Stuhlbeine kratzten über den Boden, und über allem hing Zigarettenrauch und der Geruch der Armut.

In Männergefängnissen sind alle möglichen Sorten von Verbrechern versammelt: Raubmörder, Psychopathen, Vergewaltiger, professionelle Betrüger, Drogendealer. In einem Frauengefängnis hingegen machen die meisten Insassinnen einen traurigen, hoffnungslosen, leicht verrückten Eindruck. Es gibt so gut wie keine Bankräuberinnen, es gibt keine Vergewaltigerinnen, und es gibt auch keine weiblichen Berufsbösewichte, die ein Jahr im Knast als eine Art Urlaub betrachten. Es handelt sich vielmehr um verzweifelte, verwirrte Frauen, die Ladendiebstähle begangen haben, weil sie nicht genug Geld hatten, oder ihr Baby mit einem Kissen erstickt haben, weil irgendwelche Stimmen ihnen den Befehl dazu gaben. Sie saßen um die Tische, eine Zigarette zwischen den Lippen, denn ohne Zigarette ging es nicht, und sprachen mit ihren scheuen, bestürzt dreinblickenden Müttern und Vätern, mit Freunden, mit ihren nervös herumzappelnden Kindern.

Die Frau, die am Eingang meinen Besucherschein

kontrollierte, erklärte mir, dass Bryony bereits unterwegs sei, deswegen holte ich uns zwei Tassen Tee und eine Minipackung Kekse, außerdem zwei Päckchen Zucker und einen dieser kleinen Plastikspatel – als ob ein Plastiklöffel schon zu viel Luxus gewesen wäre. Nichts von dem, was ich schließlich auf ein Tablett aus fester Pappe lud, konnte als Waffe oder – nachdem es sich hier um ein Frauengefängnis handelte – zur Selbstverstümmelung verwendet werden.

Ich setzte mich an den mir zugewiesenen Tisch, Nummer vierundzwanzig, und nahm einen Schluck von meinem Tee, der so heiß war, dass ich mir die Oberlippe verbrannte. Noch ehe ich mich zurücklehnen und ein wenig sammeln konnte, erschien sie auch schon. Sie hatte natürlich ihre eigenen Sachen an, einen braunen Pullover mit rundem Ausschnitt, eine marineblaue Hose, dazu Tennisschuhe ohne Socken. Ich sah, dass sie noch immer ihr silbernes Fußkettchen trug. Ihren Ehering hingegen hatte man ihr abgenommen. An der entsprechenden Stelle war ihre Haut ein wenig heller. Ihr ungewöhnliches Haar war streng nach hinten gekämmt und im Nacken zusammengebunden, fiel aber immer noch auf. Sie war nicht geschminkt. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie sorgfältig sie sich sonst immer hergerichtet hatte, auch an dem Morgen nach dem Überfall. Rund um ihre Augen entdeckte ich neue Falten, und sie sah extrem blass aus. Wortlos nahm sie mir gegenüber Platz.

»Ich habe schon mal Tee für Sie geholt«, sagte ich und schob eine Tasse über den Tisch.

»Danke.«

Sie lehnte sich vor und griff nach den zwei Beuteln Zucker, riss sie nacheinander auf und sah fasziniert zu, wie er in die Tasse rieselte. Dann rührte sie den Tee mit hektischen Bewegungen um. Bei der Gelegenheit sah ich

die Verbände an ihren Handgelenken. »Ich habe davon gehört«, bemerkte ich.

Sie schaute auf ihre Hände. »Ich habe es falsch gemacht«, sagte sie. »Jemand hat es mir erklärt. Die Leute schneiden alle quer, weil sie es im Fernsehen so gesehen haben. Aber da machen die Adern zu schnell wieder dicht. Ich hätte längs schneiden sollen. Sie sind gekommen, um sich bei mir zu bedanken, nehme ich an.«

Der schnelle Themenwechsel überraschte mich. »Ich bin gekommen, weil Oban mir ausgerichtet hat, Sie wollten mich sehen. Aber ich schulde Ihnen tatsächlich Dank. Ohne Sie wäre ich wahrscheinlich gestorben. Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Das wird man mir doch bestimmt anrechnen, nicht? Dass ich Ihnen das Leben gerettet habe.«

»Man wird es ganz sicher berücksichtigen«, antwortete ich.

»Ich habe kooperiert«, fuhr sie fort. »Ich habe der Polizei alles gestanden. Haben Sie die Zigaretten dabei?«

Ich griff in meine Jackentasche und zog vier Schachteln heraus. Nachdem ich mich kurz umgeblickt hatte, schob ich sie zu ihr hinüber. »Ist das in Ordnung?«, fragte ich.

»Solange sie noch original verpackt sind, ist es kein Problem. Sie befürchten bloß, dass man etwas hereinschmuggeln könnte.« Sie nahm eine Zigarette aus ihrer eigenen, bereits offenen Schachtel und zündete sie sich an. »Vorher habe ich nur noch eine Zigarette pro Woche geraucht, aber seit ich hier bin, denke ich mir: Warum nicht mehr? Es gibt hier nicht viel anderes zu tun.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Sie sah sich um und lächelte. »Ein ziemlicher

Tapetenwechsel«, meinte sie. »Man rechnet nicht damit, eine Frau wie mich an einem solchen Ort anzutreffen, stimmt's?«

Ich musterte sie, die Frau, die Lianne, Philippa und Michael Doll auf dem Gewissen hatte, und betrachtete dann die anderen Mitleid erregenden Frauen, die aus irgendeinem Grund einen Zusammenbruch erlitten hatten oder in Panik geraten und durchgedreht waren, weil sie ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen konnten.

»Ich lernte Gabe am College kennen. Er war jedermanns Liebling. Ich hatte vor ihm erst zwei Freunde gehabt und verliebte mich Hals über Kopf in ihn. Ich hielt mich für das glücklichste Mädchen der Welt. Eine Ironie des Schicksals, nicht wahr? Wäre ich nicht das Mädchen gewesen, das sich Gabe Teale geschnappt hat, dann säße ich jetzt nicht hier.«

»Ich nehme an, so könnte man immer argumentieren«, entgegnete ich. »Das ist nun mal der Lauf der Welt. Eins führt zum anderen.«

»Damit kann ich schlecht leben. Ich habe eher das Gefühl, in diese Lage gedrängt worden zu sein. Ich glaube, ein guter Mensch zu sein. Und ich habe Gabe geliebt, stand unter seinem Einfluss, und unter diesem Einfluss habe ich eine Entscheidung getroffen, das heißt, ich geriet in eine bestimmte Situation, und dann geriet ich in eine andere, bis ich es nicht mehr ertragen konnte. Endlich kämpfte ich dagegen an. Das war bei der Sache mit Ihnen. Und jetzt bin ich hier.«

Sie schwieg einen Moment, wartete auf eine Antwort, aber ein Gefühl von Abscheu schnürte mir die Kehle zu, sodass ich kein Wort herausbrachte. »Wissen Sie, was das Komischste daran ist?«, fuhr sie fort. »Als ich Sie kennen lernte, nun ja, nicht im Krankenhaus, aber am nächsten

Tag, als Sie zu uns kamen, da hatte ich das Gefühl, dass Sie die Sorte Frau wären, die ich gern als Freundin hätte. Mit der ich gern zum Essen gehen und über alles reden würde.«

Ich bekam kaum Luft. Trotzdem musste ich irgendetwas sagen. Es kostete mich bereits große Anstrengung, einen ruhigen Ton anzuschlagen. »Haben Sie das bei Lianne nicht so empfunden?«, fragte ich. »Oder bei Philippa? Dass sie Ihre Freundinnen hätten sein können? Dass sie menschliche Wesen mit Hoffnungen und Ängsten waren, genau wie Sie? Mit einer Zukunft?«

Sie drückte ihre Zigarette in den kleinen Aschenbecher aus Alufolie, der vor ihr auf dem Tisch stand. In diesem Raum gab es nichts, was man packen und jemandem an den Kopf werfen konnte. »Ich wollte Sie sehen, weil mir sonst niemand eingefallen ist, mit dem ich sprechen könnte. Ich dachte, Sie würden mich verstehen, mich nicht verurteilen. Wie geht es übrigens Gabe? Haben Sie ihn gesehen?«

»Tut mir Leid«, antwortete ich. »Ich habe strikte Anweisungen, mit Ihnen nicht über Gabe zu sprechen. Das hat natürlich juristische Gründe. Aber es geht ihm besser. Körperlich, meine ich.«

»Gut«, sagte sie. »Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, bei Ihnen. Sie kennen sich doch mit solchen Dingen aus, nicht wahr? Ich habe über alles genau nachgedacht. Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Das zählt doch als mildernder Umstand, oder?«

»Möglich«, erwiderte ich. »Aber vielleicht bin ich da nicht unvoreingenommen genug.«

»Ich finde es unfair, dass wir beide wie Mörder behandelt werden, als wären wir beide in gleichem Maß für das verantwortlich, was passiert ist. Sie sind eine Frau

und noch dazu vom Fach, ich hatte gehofft, Sie würden verstehen, dass das Gabes Morde waren. Ich stand gewissermaßen unter seinem Einfluss, seiner Kontrolle. Ich dachte, die Leute würden das verstehen. Aus einem bestimmten Blickwinkel betrachtet, bin ich im Grunde auch eines seiner Opfer. Indem ich Sie gerettet habe, ist es mir endlich gelungen, mich dagegen aufzulehnen. Ich bin sozusagen wieder ich selbst geworden.«

Nach diesen Worten sah sie mir zum ersten Mal an diesem Tag richtig in die Augen. Wollte sie damit sagen, dass ich ihr etwas schuldete? Ihr Leben für meines?

»Was ist passiert?«, fragte ich. »Mit Daisy?«

»Nichts«, antwortete sie. »Sie hat sich umgebracht. Das wissen Sie doch.«

»Sie hatte etwas mit Ihrem Mann.«

»Darüber ist mir nichts bekannt. Tatsache ist, dass schon immer eine Menge junger Mädchen verrückt nach Gabriel waren. Das soll keine Rechtfertigung sein. Ich will auch gar nicht behaupten, dass es mir nichts ausgemacht hat, aber nach allem, was ich gehört habe, war dieses Mädchen ziemlich labil. Sie hat keine Anzeige bei der Polizei erstattet, oder?«

»Nein.«

»Na also. Das ist doch alles Blödsinn.«

»Sie war erst vierzehn, Bryony. *Vierzehn*.«

»Wie gesagt, davon weiß ich nichts. Tatsache ist aber, dass dieses andere Mädchen, Lianne, irgendwann total hysterisch bei uns aufgetaucht ist. Sie hatte völlig falsche Vorstellungen, was Daisy betraf. Sie hat sich aufgeführt, als stünde sie unter Drogen.«

»Ich habe ihren Autopsiebericht gelesen«, entgegnete ich.

»In ihrem Blut wurden keinerlei Spuren von Drogen gefunden.«

»Ich wollte damit ja auch nur sagen, dass sie völlig durchgeknallt war. Zuerst hat sie nur mit Gabe gesprochen. Ich kam dazu, als sie gerade anfing, um sich zu schlagen. Ich wusste erst gar nicht, was los war. Sie schrie herum und schlug nach Gabe und mir, und im nächsten Moment war sie auch schon hingefallen und dabei wohl mit dem Kopf gegen eine Kante geknallt. Es war ein richtiger Albtraum. Mir war überhaupt nicht klar, was eigentlich vor sich ging. Ich weiß bloß, dass sie plötzlich tot war und ich in Panik geriet. Wir haben versucht, sie wiederzubeleben.«

»Sie sind in Panik geraten«, griff ich ihre Formulierung auf.

»Und deswegen haben Sie und Gabe ihrer Leiche zahlreiche Stichwunden zugefügt. Rund um die Brüste und am Bauch. Und dann haben Sie sie am Kanal abgeladen. Das war vielleicht Ihre Idee. Sie kannten die Gegend ja von Ihren vielen Spaziergängen.«

»Nein«, erwiderte sie gedankenverloren. »Nein, es war Gabes Idee. Er war hysterisch. Er hat gesagt, wir müssten es nach einem Mord aussehen lassen, einer Art von Mord, die niemand mit Leuten wie uns in Verbindung bringen würde. ›Uns‹, hat er gesagt. Er hat gesagt, wir würden da gemeinsam drinhängen. Die Sache hätte unser ganzes Leben ruinieren können, aber nun seien wir sicher. Er hat gesagt, er werde mich nicht gehen lassen.«

»Aber Sie waren noch immer nicht sicher, oder?«

»Nein, das waren wir nicht. Diese Frau …«

»Philippa Burton. Sie hatte einen Namen.«

»Ja, sie besaß unsere Adresse von Lianne. Sie ist zu uns gekommen und hat nach Lianne gefragt. Sie hat gewusst,

dass sie bei uns gewesen war.«

»Warum?«

»Lianne hatte ihr von Gabe erzählt. Das hat sie zumindest behauptet.«

»Nein, ich meine, warum hat sie nach Lianne gefragt?«

»Was spielt das für eine Rolle? Gabe war völlig aufgelöst, er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ich versuche Ihnen nur zu erklären, warum das alles als Ganzes genommen so schlimm aussieht, aber wenn man es in einzelne Teile zerlegt, dann gibt es eine … eine Erklärung dafür.«

»Wollten Sie gerade sagen, eine *harmlose* Erklärung?«

Bryony schwieg einen Moment. Sie war inzwischen bei der dritten Zigarette angelangt. »Ja, das wollte ich, aber es hätte herzlos geklungen. Ich möchte nicht, dass Sie mich für herzlos halten, Kit. Die Meinung der meisten anderen Leute ist mir egal, aber ich möchte, dass Sie mich verstehen.«

»Wie ist das mit Philippa dann weitergegangen?«

»Gabe hat gesagt, er habe eine Idee. Er wolle mit ihr reden, sie zur Vernunft bringen. Wir haben ein Treffen mit ihr vereinbart.«

»In Hampstead Heath.«

»Ja. Ich wusste nicht, was passieren würde. Er hat zu mir gesagt, dass er mit ihr reden, ihr eine Geschichte auftischen wolle, die sie zufrieden stellen würde. Ich bin am Spielplatz geblieben und habe auf das kleine Mädchen aufgepasst. Ich hatte keine Ahnung, was er vorhatte. Ich bin nicht mal sicher, ob er es selbst wusste. Er hat mir später erzählt, er sei in Panik geraten und auf sie losgegangen.«

»Er hat sie mit einem Hammer erschlagen und sie dann

auf der anderen Seite der Heide abgeladen. Es ist also anzunehmen, dass er den Hammer dabeihatte.«

»Anzunehmen«, stimmte Bryony mir zu. »Das wird man ihm zur Last legen, nicht wahr?«

»Ja. Und Sie waren währenddessen bei Emily und haben mit ihr auf die Rückkehr ihrer Mutter gewartet?«

»Nach einer Weile bekam ich es mit der Angst zu tun. Weder die Frau noch Gabriel kamen zurück. Deswegen habe ich mich aus dem Staub gemacht. Es waren jede Menge Leute da, ich wusste, dass ihr nichts passieren würde. Trotzdem empfinde ich deswegen die größten Schuldgefühle: weil ich ein kleines Mädchen einfach allein gelassen habe.«

»Verstehe«, sagte ich. »Und dann waren Sie schrecklich geschockt, als Sie nach Hause kamen und Gabe Ihnen erzählte, was passiert war.«

»Er war nicht da. Er ist einen ganzen Tag nicht nach Hause gekommen. Als er dann endlich auftauchte, hat er mir gestanden, dass er mit dem Gedanken gespielt habe, sich umzubringen.«

»Außerdem musste er ja noch den Wagen reinigen.«

»Daran habe ich nie gedacht. Das Einzige, was ich tun konnte, war, das Ganze zu verdrängen. Ich fühlte mich wie im Fegefeuer. Am liebsten hätte ich es laut hinausgeschrien, es allen Leuten erzählt. Es tut schon gut, es bloß Ihnen zu erzählen. Ich habe mir die ganze Zeit so gewünscht, endlich jemandem die ganze Wahrheit sagen zu können.«

»Dann kam Michael Doll ins Spiel. Er hatte ebenfalls Pech. Genau wie Sie, meine ich. Der Ort, an dem Sie Liannes Leiche abgeladen haben, war zufällig der Ort, wo Mickey Doll den ganzen Tag beim Fischen saß. Das wussten Sie ja aus der Zeitung.«

»Richtig.«

»Was hatte er gegen Sie in der Hand? Hat er etwas gesehen?«

»Ich glaube nicht. Keine Ahnung. Gabe hat die Leiche dort abgeladen. Er hat niemanden gesehen.«

»Hat Gabe dabei etwas fallen lassen, das Doll fand?«

»Nein.«

»Was war es dann?«

»Nichts.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich glaube nicht, dass er etwas gewusst hat. Aber Gabe war mittlerweile völlig besessen von dem Gedanken, dass dieser Mann dort gewesen war und etwas wissen könnte. Er hat gesagt, nur durch ihn könnten wir noch auffliegen.«

»Deswegen sind Sie nachts zum Kanal gegangen. Sie können nicht leugnen, dass Sie diesmal mit von der Partie waren.«

»Nein, ich war dabei, ich gebe es ja zu. Inzwischen hätte ich alles getan, um Gabe zu helfen, damit das alles endlich vorbei wäre.«

»Was war Ihr Plan? Ihm eine über den Kopf zu ziehen und in den Kanal zu werfen?«

Sie begann zu weinen. Darauf war ich vorbereitet. Ich reichte ihr ein paar Papiertaschentücher.

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie.

»Aber Sie sind dabei erwischt worden«, fuhr ich fort. »Sie waren wirklich brillant. Die Täterbeschreibung, die Sie abgeliefert haben, nachdem Sie sich von Ihrem Trauma erholt hatten, war ein besonderer Geniestreich. Der mysteriöse Verbrecher, der sich gerade so weit von den anderen Beschreibungen unterschied, dass plötzlich

alle Zeugen unzuverlässig erschienen. Was für eine schauspielerische Leistung!«

»Es war nicht gespielt. Ich hatte das Gefühl, wahnsinnig zu werden.«

»Und dann haben Sie Doll doch noch erwischt.«

»Das war Gabriel. Er hat gesagt, wenn es Doll nicht mehr gäbe und man ihm die Morde zur Last legen würde, wäre alles vorbei.«

»Was haben Sie dazu gesagt?«

»Ich hatte keinen eigenen Willen mehr. Ich wollte nur noch, dass es vorbei ist.«

»Als Sie es am Spielplatz mit der Angst zu tun bekamen und Emily allein zurückließen, da nahmen Sie ihre Tasse mit. Das stellte sich später als sehr hilfreich heraus. Einer von Ihnen beiden, oder vielleicht sollte ich besser sagen Gabriel, ließ die Tasse in Dolls Wohnung zurück. Natürlich ließ er auch einen Lederbeutel liegen, aber das spielte keine Rolle. Das Ding belastete Mickey Doll nur noch zusätzlich. Welcher Mörder würde schon absichtlich etwas zurücklassen, das seine Identität preisgab? Für Doll war es allerdings ein bisschen hart.«

Sie putzte sich die Nase. »Ich weiß«, antwortete sie. »Der Gedanke quält mich auch, aber ich weiß nicht, was ich hätte tun sollen.«

»Und dann kam ich.«

»Ich war kurz davor, es Ihnen zu erzählen«, sagte sie. »Das haben Sie bestimmt gemerkt. Nein, Sie sind nicht sicher, ich sehe es an Ihren Augen. Sie sind nicht sicher, ob Sie mir glauben sollen. Aber ich habe nicht zugelassen, dass er Sie tötet. Das zumindest wissen Sie bestimmt.«

»Ja, das weiß ich bestimmt. Sie haben sich plötzlich gegen ihn aufgelehnt. Wie kam das?«

Nachdenklich zündete sie sich eine weitere Zigarette an. »Ich dachte, es würde immer so weitergehen, und wir würden niemals sicher sein, zumindest nicht sicher genug für Gabe. Vielleicht war ich auch einfach nur müde.«

Ich nahm einen Schluck von meinem Tee. Er war inzwischen kalt und schmeckte irgendwie metallisch, was aber auch an meinem trockenen Mund liegen konnte.

Bryony beugte sich mit eindringlicher Miene vor. »Ich habe die letzten Tage viel gelesen«, erklärte sie. »Ich glaube, ich war geistig krank. Es ist ein Syndrom emotionaler Abhängigkeit. Ein häufig vorkommendes Verhaltensmuster. Frauen geraten unter den Einfluss dominanter Männer und werden hilflos. Ich bin jahrelang von Gabe misshandelt worden. Er ist ein schwieriger Mann. Ein gewalttätiger Mann. Hinzu kommt, dass es keine eindeutige Schwarz-Weiß-Situation war. Der erste Todesfall war ein Selbstmord, eine Tragödie. Dann passierte der Unfall. Als wir schließlich mitten in der Sache drinsteckten, hatte ich bereits jedes Gefühl von Identität verloren.« Sie zog wieder an ihrer Zigarette und sah mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Was meinen Sie, werden mir die Leute das glauben?«

»Sehr wahrscheinlich«, antwortete ich. »Ich habe festgestellt, dass Menschen die seltsamsten Dinge glauben. Außerdem sind Sie jung und hübsch und gehören der Mittelklasse an, was immer hilfreich ist.«

»Sie kennen sich mit so was aus«, sagte sie. »Sie waren die wichtigste Person in diesem Fall. Die Polizei vertraut Ihnen. Werden Sie mir helfen?«

Ich holte tief Luft und schob die Hände in die Taschen, vielleicht um zu verbergen, dass sie zitterten. »Ich glaube, ich war in den Fall zu sehr involviert, um als psychologische Gutachterin vor Gericht auszusagen.«

Ihre Miene verhärtete sich. »Kit«, sagte sie, »ich hätte Sie sterben lassen können. Ich habe Sie gerettet. Gabe und ich könnten jetzt zu Hause sitzen, und Sie wären tot. Ich habe Sie gerettet.«

Ich stand auf. »Ich bin froh, dass ich noch am Leben bin«, erklärte ich. »Tut mir Leid, wenn Ihnen das nicht enthusiastisch genug ist. Ich muss immer wieder an Emily und die toten Frauen denken. Sie gehen mir einfach nicht aus dem Sinn. Diese Frauen haben gelebt, und Sie haben sie getötet. Wie es aussieht, haben Sie sich das ohne größere Schwierigkeiten verziehen. Es verblüfft mich immer wieder, wie die Leute es schaffen, sich selbst von jeder Schuld freizusprechen.«

»Aber haben Sie mir denn nicht zugehört?«, fragte Bryony.

»Ich bin genauso am Boden zerstört wie alle anderen!«

»Ich habe nur gehört, dass nichts davon Ihre Schuld war«, erwiderte ich, »dass das alles Gabe war und nicht Sie. Sie hätten wohl gern, dass ich mit Ihnen genauso viel Mitleid empfinde wie mit Daisy, Lianne, Philippa und Michael.«

»Ich brauche Hilfe.« Ihre Stimme war nur noch ein Heulen.

»Ich habe immer Hilfe gebraucht.«

Oban wartete draußen auf dem Parkplatz. Es ging ein böiger, kalter Herbstwind. Ich schloss die Augen und wandte mein Gesicht dem Sturm zu. Ich wollte, dass er die letzte Stunde aus mir herauswehte. Oban lächelte.

»War es so, wie Sie vermutet haben?«, fragte er. »Hat sie sich als eines von Gabriel Teales Opfern dargestellt?«

»So ungefähr.«

»Glauben Sie, sie wird damit durchkommen?«

»Nicht wenn ich dabei etwas zu sagen habe«, antwortete ich schaudernd. Meine Augen füllten sich mit Tränen.

Als Oban mich am Ende meiner Straße absetzte, begann es bereits zu dämmern. Trotzdem sah ich schon aus der Ferne, wer vor meiner Tür stand. Er hatte die Hände in die Taschen seines langen Mantels geschoben und die Schultern hochgezogen. Er sah aus, als stünde er auf einem einsamen Felsen, umtost von bissigen Winden.

Einen Moment überlegte ich, ob ich weglaufen sollte. Oder auf ihn zulaufen und die Arme um seine grimmige Gestalt schlingen. Natürlich tat ich weder das eine noch das andere. Ich ging so lässig wie möglich den Gehsteig entlang, und als er mich schließlich kommen hörte und den Kopf umwandte, brachte ich sogar ein Lächeln zustande.

»Ich komme gerade aus Salton Hill«, sagte ich.

»Oh.« Er zog ein Gesicht. »Von ihr.«

»Ja.«

»Wenigstens wird es jetzt keine von seinen beschissenen Stücken mehr geben«, meinte er und schob die Hände noch tiefer in die Taschen.

»Ich wusste gar nicht, dass du dir welche angesehen hast.«

»Das war auch gar nicht nötig.« Einen Moment lang schwiegen wir. Will sah aus, als wäre er von jemandem beauftragt worden, vor meiner Tür Wache zu stehen. Er schniefte ein wenig. »Ich nehme an, du erwartest von mir, dass ich dir gratuliere.«

»Na ja …«

»Wahrscheinlich möchtest du, dass ich ausführlich

darüber spreche, wie Recht du doch hattest und wie Unrecht der Rest der Welt, einschließlich mir. Stimmt's? Du möchtest, dass ich dir eine gottverdammte Medaille oder so was in der Art überreiche.«

Ich kicherte. »Nichts dagegen einzuwenden.«

Ich schob die Tür auf und stieß das Bündel Post weg, das auf der Matte lag. »Möchtest du mit reinkommen?« Er zögerte.

»Auf ein Glas Wein? Ein Bier? Komm schon!«

Er folgte mir die Treppe hinauf. In der Küche reichte ich ihm eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und schenkte mir selbst ein Glas Rotwein ein. Nachdem ich die Vorhänge zugezogen hatte, zündete ich eine Kerze an und stellte sie zwischen uns auf den Tisch. Er nahm einen Schluck. »Wie geht es deinem Hals?«, fragte er. »Oder was er sonst an dir …«

»Gut«, antwortete ich. Ich betrachtete sein Gesicht, das halb im Schatten, halb im flackernden Kerzenlicht lag. Ich wusste, dass er sich nicht ändern würde: Ich würde die ganze Zeit auf mehr hoffen, immer um etwas bitten, das er nicht geben konnte.

»Will …«, begann ich.

»Bitte«, unterbrach er mich. Er schloss für einen Moment die Augen. »Bitte.« Ich fragte mich, an wen diese Bitte wohl gerichtet war. Ich hatte das Gefühl, dass er nicht mehr mit mir sprach, sondern mit jemandem in seinem Kopf. Ich lehnte mich über den Tisch und legte meine Hand auf seinen Arm. Es war, als würde ich Stahl berühren. Am liebsten hätte ich sein Gesicht in meine Hände genommen und ihn geküsst. Ich wünschte mir, von ihm ganz fest in den Arm genommen zu werden. Aber er blieb reglos sitzen.

»Das ist nicht fair von dir«, sagte ich schließlich.

»Nein, wahrscheinlich nicht.« Er kippte den Rest seines Biers hinunter und stand auf. Sein Stuhl scharrte über den Boden. Er blickte sich um.

»Ziehst du von hier weg?«

»Warum sollte ich?«

»Ich weiß nicht«, antwortete er. »Schlimme Assoziationen. Ein Trauma.«

Ich schüttelte den Kopf. »Was für schlimme Assoziationen? Ich bleibe.«

»Das ist gut«, sagte er, bremste sich aber sofort wieder. »Ich meine, es ist eine interessante Gegend. In mancherlei Hinsicht.«

»Das finde ich auch.«

»Gut.« Er beugte sich zu mir herunter und küsste mich auf die Wange. Ich spürte seinen Atem, seine Bartstoppeln. Einen Moment lang blieben wir so stehen, im Kerzenlicht eng aneinander geschmiegt. Dann löste er sich von mir.

»Du hast dich sehr tapfer geschlagen«, sagte er. »Das habe ich schon erwähnt, oder?«

»Nicht mit diesen Worten.«

»Ich kann noch immer nicht glauben, dass du dich da ganz allein hingewagt hast«, erklärte er. »Du solltest besser auf dich aufpassen.«

Dann ging er, in seinen wehenden, langen Mantel gehüllt, und ich blieb stehen, wo ich war, und blickte ihm nach.

47. KAPITEL

Ich half Julie beim Packen. Unsere ohnehin schon melancholische Stimmung wurde durch das milde Herbstwetter draußen noch verstärkt. Die Buchen und Kastanien leuchteten inzwischen gelb, golden und rostrot, und ein warmer Wind wehte durch ihre Äste und ließ immer wieder bunte Blätterschauer durch die Luft wirbeln. Im Garten türmten sich Berge braunen Laubs, in die hin und wieder ein paar Kinder hineinsprangen und dabei vor Vergnügen jauchzten. Die Sonne schien durch einen dünnen Wolkenschleier. Der Sommer, der nie ein richtiger Sommer gewesen war, machte sich zum Aufbruch bereit, genau wie Julie. Ich würde zurückbleiben.

»Hier, das gehört dir.« Sie warf mir ein lavendelfarbenes Oberteil zu, das ich selbst erst ein paar Mal getragen hatte.

»Und das auch.« Eine dünne Strickjacke segelte mit flatternden Ärmeln durch die Luft. »Mein Gott, mir war gar nicht bewusst, wie viele von deinen Sachen ich mir im Lauf der Monate ausgeliehen habe! Ich bin wie eine Elster.« Sie kicherte. Ihre Augen strahlten, und sie glühte vor Energie und Aufregung.

Wir sortierten nun schon den ganzen Vormittag ihre Sachen, ließen uns dabei aber viel Zeit und legten jede halbe Stunde eine Teepause ein. Wir teilten ihre Habseligkeiten in drei Stapel auf: einen für die Sachen, die sie mitnehmen würde, einen, den sie bis zu ihrer Rückkehr bei mir einlagern wollte, und einen für die Mülltonne, die Kleidersammlung oder mich. Der dritte Stapel war der bei weitem größte – sie war mit Freude dabei, sich von ihren Besitztümern zu trennen, ihr ganzes belastendes Gepäck wegzuwerfen.

Sie deponierte ein Paar schwarze Riemchenschuhe auf den grellgelben Regenmantel, den sie sich vor lauter Frust über den ewigen Regen erst vor ein paar Wochen gekauft hatte. Es folgten eine beige Baumwollhose, von der sie behauptete, ihr Hintern habe darin eine komische Form, eine Jacke, die sie nie wirklich gemocht hatte, drei oder vier Sweatshirts, Strumpfhosen mit Laufmaschen, eine mit Glasperlen bestickte Tasche, ein schwarzer Rock, den sie für ihren kurzfristig ins Auge gefassten Bürojob erstanden hatte und den sie nun zwischen Zeigefinger und Daumen hielt, als würde er stinken, des Weiteren ein limonengrünes T-Shirt und einen lila Rollkragenpulli. »Hier, dein rotes Kleid.« Sie nahm es vom Bügel und reichte es mir.

»Behalte es.«

»Was? Sei nicht blöd. Es gehört dir, und du siehst darin sehr schön aus.«

»Ich hätte gern, dass du es behältst.«

»Es ist nicht gerade sehr praktisch.« Sie kam trotzdem in Versuchung und streichelte es, als würde es leben.

»Stopf es ganz unten in deinen Rucksack. Es wiegt doch fast nichts.«

»Was, wenn ich es ruiniere oder verliere?«

»Es gehört dir. Du kannst damit machen, was du willst. Nun zier dich nicht so, schließlich sortierst du gerade Zeug aus, als gäbe es kein Morgen. Lass mich doch auch mal!«

»Na gut.« Sie beugte sich herüber und küsste mich auf die Wange. »Jedes Mal, wenn ich es trage, werde ich an dich denken.«

»Tu das.« Bestürzt stellte ich fest, dass ich Tränen in den Augen hatte, und machte mich rasch daran, irgendwelche Kleidungsstücke zusammenzulegen.

»Du warst so lieb.«

»Wohl kaum. Die Hälfte der Zeit habe ich mich ungesellig und mürrisch verhalten, die andere Hälfte neurotisch.«

»A propos mürrisch, was läuft eigentlich mit Will?«

»Gar nichts.«

»Du meinst, es ist vorbei?«

»Ich weiß nicht. ›Vorbei‹ ist so ein großes Wort. Ich habe es in meinem Leben kaum jemals geschafft, etwas zu beenden, selbst wenn ich es wollte. Vielleicht überlasse ich es einfach ihm, die Sache zu beenden, indem er sich nicht mehr bei mir meldet. Oder er meldet sich doch, und dann – keine Ahnung, was ich dann machen werde. Auf jeden Fall tut er mir nicht gut. Er ist zu hart, wie ein Fels, an dem ich mich immer verletzen würde.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Bestimmt lernst du bald jemand Neuen kennen, du wirst schon sehen.«

»Was ist mit diesen Shorts hier?«

»Weg damit! Deine Blutergüsse sind blasser geworden, gelb und braun, nicht mehr so unglaublich lila. Tut es noch weh?«

»Nicht besonders – ein bisschen.« Ich strich vorsichtig mit den Fingern darüber.

»Seltsamer Sommer.«

»Das kannst du laut sagen. Inzwischen erscheint mir das alles so irreal, wie ein Geschichte, die jemand anderem passiert ist.«

»Hast du auch manchmal das Gefühl, das Erwachsensein bloß zu spielen?«

Ich richtete mich auf und griff nach einem knallblauen, westenartigen Oberteil. »Das solltest du mitnehmen.«

»Ich meine, ich fühle mich überhaupt nicht erwachsen«, fuhr Julie fort. »Es ist, als hätte ich mich gerade mal einen Schritt vom Kindsein entfernt. Allerdings lebe ich auch nicht gerade auf eine sehr erwachsene Weise, stimmt's? Ich lasse mich treiben, werde nirgendwo sesshaft, habe weder einen festen Job noch Zukunftspläne, und trage Klamotten für Teenager – wie dieses Oberteil«, fügte sie hinzu, griff nach der blauen Weste und legte sie zu den Sachen, die sie mitnehmen wollte. »Du dagegen hast diesen tollen Beruf und eine Wohnung, die Lichtjahre von unseren Studentenbuden entfernt ist – du hältst sogar Vorträge auf Konferenzen! Aber fühlst du dich auch so?«

»Nein.« Ich warf mit einem Seidenslip nach ihr. Sie stopfte ihn in den Rucksack. »Ich empfinde das alles wie eine Art Fassade, hinter der ich mich verstecke. Aber ich glaube, das geht jedem so. Wir haben das Gefühl, dass alle anderen ihr Leben besser im Griff haben. Wahrscheinlich werden wir uns auch noch mit hundert so fühlen.«

»Vielleicht.« Sie grinste. »Aber ich *bin* wirklich so. Deswegen laufe ich jetzt auch wieder davon. Ich mag das wirkliche Leben nicht.«

»Wer hat behauptet, dass ich es mag?«

Sie sah mich nachdenklich an. Eine Nixe in einem farbenprächtigen Meer aus Klamotten. »Dann solltest du mitkommen.«

»Dafür ist es jetzt zu spät.«

»Es ist nie zu spät.«

»Das stimmt nicht.«

Das Telefon klingelte.

»Ich geh ran.« Julie rappelte sich hoch. »Setz du schon mal den Kessel auf.«

Aber es war für mich. »Die Polizei«, flüsterte sie fast

lautlos, während sie mir mit einem Schulterzucken den Hörer reichte.

»Kit Quinn?«

»Am Apparat.«

»DCI Oban hat mich gebeten, Sie anzurufen. Es geht um eine Mrs. Dear, die sich anscheinend mit Ihnen in Verbindung setzen möchte.«

»Mrs. Dear? Nie gehört.«

»Es hat irgendwas mit ihrer Tochter zu tun, Philippa Burton.«

»Pam Vere?«

»Jedenfalls möchte sie mit Ihnen reden.«

»In Ordnung, geben Sie mir die Nummer.«

»Wahrscheinlich möchte sie, dass ich ihr von den Teales erzähle«, sagte ich zu Julie, nachdem ich aufgelegt hatte. »Obwohl Oban längst mit Jeremy Burton gesprochen hat. Da gibt es eigentlich nichts mehr zu reden.«

»Die arme Frau.«

»Übermorgen ist die Beerdigung – endlich. Philippa war ihr einziges Kind. Jetzt hat sie nur noch Emily.«

»Gehst du hin?«

»Wahrscheinlich. Obwohl bestimmt ganze Völkerscharen kommen werden.«

»Bis dahin bin ich schon in der Luft. Weit weg.«

»Ich würde so gern wissen, warum sie sterben musste. Irgendwie ist das Ganze für mich noch immer nicht abgeschlossen. Es lässt mich einfach nicht los, und für ihre Familie muss es noch viel, viel schlimmer sein – so gar nichts zu wissen.«

Pam Vere klang am Telefon sehr steif und angespannt. Sie

wolle sich noch vor der Beerdigung mit mir treffen, sagte sie. Heute, wenn möglich. Sie habe den ganzen Tag Zeit. Ich erklärte, ich könne in einer halben Stunde bei ihr sein.

»Mir wäre es lieber, wenn wir uns irgendwo draußen treffen könnten.«

»Wie Sie wollen.« Ich warf einen prüfenden Blick zum Himmel. »Irgendwo bei Ihnen in der Nähe?«

»Ich habe mir gedacht, wir könnten einen kleinen Spaziergang am Kanal machen.«

»Am Kanal?«

»Wo das Mädchen getötet worden ist.«

»Lianne.« Es störte mich, dass niemand sie bei ihrem selbst gewählten Namen nannte. Sogar in den Zeitungen war sie immer nur »das obdachlose Mädchen«, »die Stadtstreicherin«. Ebenso nervten mich die banalen Adjektive, mit denen die einfallslose Presse sie belegte: Philippas Tod war tragisch, der von Lianne nur traurig.

»Ja. Können wir uns dort treffen?«

Ich versuchte, meine Überraschung zu verbergen. »Natürlich. Wie Sie möchten.«

Als ich die Treppe erreichte, die zum Kanal hinunterführte, begann es zu regnen. Einzelne große Tropfen platschten ins Wasser, das kleine kreisförmige Wellen schlug. Der Anblick erschien mir unheilverkündend – nur dass das Unheil bereits passiert war und der Vergangenheit angehörte.

Pam Vere wartete schon auf mich, eingehüllt in einen Kamelhaarmantel und einen Schal. Sie lächelte nicht, streckte mir aber die Hand entgegen, als ich auf sie zuging. Ihr Händedruck war fest, ihr Blick ruhig, ihr Gesicht kalkweiß. Mir fiel auf, dass sie ungewöhnlich nachlässig geschminkt war – an der Seite ihrer Nase klebte

überschüssiger Puder, auf einem ihrer faltigen Augenlider ein Klecks Wimperntusche. »Danke, dass Sie gekommen sind«, begrüßte sie mich sehr förmlich.

»Es war mir ein Bedürfnis«, antwortete ich.

»Sie kommen bestimmt auch zur Beerdigung.«

»Natürlich.«

»Ich wollte Ihnen vorher noch etwas erzählen. Dort hätte ich keine Gelegenheit dazu gehabt.«

Sie sah sich um, ließ den Blick über das Gestrüpp aus dornigen Sträuchern, den mit Chipstüten übersäten Weg, das schmutzige, von Regentropfen gesprenkelte Wasser schweifen. »War es hier?«

»Bei der Brücke.« Ich deutete mit der Hand in die Richtung.

»Hat sie gelitten?«

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich brauchte einen Moment, um mich zu sammeln. »Ich glaube nicht. Die Teales waren keine Serienkiller, Mrs. Vere, nicht wie die Wests. Sie hatten keinen Spaß am Morden. Bestimmt haben sie es so schnell wie möglich hinter sich gebracht. Das Schlimmste für Ihre Tochter war wahrscheinlich das Wissen, dass sie Emily allein zurückgelassen hatte.«

Sie räusperte sich. »Ich habe das andere Mädchen gemeint.«

Ich starrte sie an. »Wen? Lianne?«

»Ja.« Sie wich meinem Blick nicht aus. »Musste sie große Schmerzen leiden?«

»Nein«, antwortete ich. »Ich glaube, es ist sehr schnell gegangen.«

Mrs. Vere nickte. Als sie weitersprach, klang ihre Stimme plötzlich sehr heiser: »Ich habe gehört, dass sie am ganzen Körper Stichwunden hatte.«

»Die haben sie ihr erst zugefügt, als sie schon tot war.«

»Das arme Mädchen.« Ein Regentropfen klatschte auf ihre Wange und lief langsam zum Mund hinunter. Sie wischte ihn nicht weg.

»Ja.« Ich fragte mich, was Pam Vere wohl dazu veranlasste, sich im Regen mit mir am Kanal zu treffen.

Sie kehrte mir den Rücken zu und blickte aufs Wasser hinaus.

»Philippa war ein braves Mädchen«, sagte sie. »Vielleicht haben wir sie zu sehr unter Druck gesetzt – sie war unser einziges Kind, müssen Sie wissen. Wenn ich mir jetzt manchmal Fotos von uns dreien anschaue, fällt mir auf, wie klein und allein sie zwischen uns wirkte. Zwei Erwachsene und ein kleines Kind. Dann, als sie elf war, starb ihr Vater, und es waren nur noch sie und ich übrig. Sie war immer noch ein braves Mädchen, ordentlich, rücksichtsvoll, hilfsbereit. Vielleicht sogar zu hilfsbereit. Sie war nicht unbeliebt, hatte aber trotzdem nicht allzu viele Freunde, als sie klein war. Sie spielte gern allein, mit ihrer geliebten Puppe. Oder sie war mit mir zusammen, half mir beim Kuchenbacken, Einkaufen und Putzen. Sie hat mir nie irgendwelchen Kummer bereitet.

In der Schule war sie genauso – eine sehr fleißige Schülerin, stand in all ihren Zeugnissen. Sie war nicht überragend, aber sehr fleißig, eine Freude für jeden Lehrer. Sobald sie von der Schule nach Hause kam, machte sie ihre Hausaufgaben. Ein wirklich braves Kind. Sie setzte sich an den Küchentisch, aß ihren Toast mit Butter und Marmite und machte dann ihre Hausaufgaben, mit blauer Tinte und ihrer ordentlichen Handschrift, ihrem schwungvollen Y. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in ihrer marineblauen Schuluniform mit gerunzelter Stirn dasaß und ihre Heftseite nach jeder Zeile mit einem

Löschblatt abtupfte. Oder wie sie ihre Landkarten für Erdkunde farbig schraffierte, das Meer blau und die Wälder grün. Das machte sie besonders gern.

Vor ein paar Tagen habe ich ihre Schulsachen aus der Kiste geholt und durchgesehen, all die Übungshefte mit dem Namen des jeweiligen Fachs in der rechten oberen Ecke, gefolgt von ihrem Namen und ihrer Klasse, was sie beides immer sauber mit dem Lineal unterstrich. Es kommt mir vor, als wäre das alles erst gestern gewesen. An manches konnte ich mich noch genau erinnern, zum Beispiel die Bilder, die sie als ganz kleines Mädchen von sich selbst gezeichnet hat, mit krakeligem gelbem Haar und einem rosa Halbkreis als Mund. Kinder zeichnen sich immer lächelnd, nicht wahr, obwohl Philippa eigentlich nie viel gelächelt hat. Später dann die Bleistiftzeichnungen von allen möglichen Blumen, mit ihren Stempeln und Staubgefäßen. Planeten. Die sechs Frauen von Henry VIII. Algebra. Je m'appelle Philippa Vere et j'ai onze ans.« Pam Veres französische Aussprache war tadellos. »Und ihre Schultagebücher. Sie haben am Montagmorgen immer Tagebuch geschrieben – was ich am Wochenende gemacht habe, in diesem Stil. Kennen Sie das?« Ich nickte nur, weil ich nicht wollte, dass sie zu erzählen aufhörte.

»Ich habe alle Eintragungen gelesen. Und wissen Sie, was? Ich bin in allen vorgekommen. Sie hat immer darüber berichtet, was sie mit Mummy gemacht hat. Mummy und ich waren einkaufen, Mummy und ich waren am Spielplatz, Mummy hat mir ein Kätzchen geschenkt, es heißt Blackie, Mummy ist mit mir ins Museum gegangen. Mir ist plötzlich klar geworden, dass in ihren Tagebucheintragungen außer mir und ihr fast niemand vorkommt. Erst als ich diese Eintragungen gelesen habe, ist mir bewusst geworden, wie einsam sie gewesen sein muss. Sie hat sich nie beklagt.«

Sie wandte mir ihr Gesicht zu. »Sie fragen sich bestimmt, warum um alles in der Welt ich Ihnen das erzähle, nicht wahr?«

»Ich nehme an, Sie hatten einfach das Bedürfnis, einmal mit jemandem darüber zu reden.«

»Ich bin mittlerweile eine alte Frau. Oh, ich weiß, ich bin noch nicht wirklich alt, erst Anfang sechzig und könnte noch dreißig Jahre leben, aber ich fühle mich plötzlich alt. Ich fühle mich doppelt so alt wie noch vor einem Jahr. Sie haben keine Kinder, oder?«

»Nein.«

»Lebt Ihre Mutter noch?«

»Nein. Meine Mutter ist gestorben, als ich noch ein kleines Kind war.«

»Also deswegen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Deswegen hatte ich das Gefühl, mit Ihnen darüber sprechen zu können. Meine Tochter war auch noch als Teenager ein braves Mädchen. Inzwischen hatte sie ein paar Freunde mehr, ging manchmal am Samstagabend aus und gönnte sich hin und wieder ein paar Drinks, aber nicht viele. Sie hat weder geraucht noch irgendwelche Drogen genommen. Sie sah sehr hübsch aus, aber das war ihr selbst nicht bewusst, und ich glaube, deswegen ist es auch den meisten anderen Leuten nicht aufgefallen. Sie gab nicht an und flirtete kaum. Ich fand immer, dass sie das hübscheste Mädchen war, das ich kannte, aber ich war schließlich ihre Mutter, da ist das wahrscheinlich ganz normal, oder? Und fünfzehn-, sechzehnjährige Jungs schauen ja noch nicht so genau hin. Dafür war ich dankbar – ich habe immer zu ihr gesagt, sie solle sich nicht darum kümmern, was ihre Freundinnen so trieben, sie habe für das alles noch genügend Zeit. Zeit.« Sie lächelte bitter.

»Wie wir inzwischen wissen, hatte sie gar nicht so viel Zeit.« Sie hielt abrupt inne.

»Und dann?«, fragte ich leise.

»Dann lernte sie jemanden kennen. Einen Jungen. Nein, eigentlich einen Mann, er war älter als sie. Sie war erst vierzehn, als er ihr über den Weg lief. Im Gegensatz zu den anderen hat er genau hingesehen. Plötzlich kam sie mir nicht mehr vor wie ein junges Mädchen, sie schien an der Schwelle zur Frau zu stehen. Ich dachte, es läge daran, dass sie einfach erwachsen wurde. Rückblickend kann ich es besser nachvollziehen, aber damals hatte ich wirklich keine Ahnung, was vor sich ging. Ich fand es erst hinterher heraus. Sie war so unschuldig, meine stille kleine Tochter. Sie war in ihn verliebt und bildete sich ein, dass er ihre Liebe erwiderte. Wäre mir das damals klar gewesen, hätte ich sie warnen können.«

Sie lächelte mich an. »Jetzt ahnen Sie bestimmt schon, dass ich Ihnen das nicht einfach nur erzähle, weil ich mit jemandem über Philippa sprechen wollte. Ein Geheimnis ist etwas Schreckliches. Die einzige Möglichkeit, ihm seinen Schrecken zu nehmen, besteht darin, es jemandem zu erzählen, aber das darf man ja nicht. Natürlich hat er sie verlassen, die Sache dauerte nur ein paar Wochen. Es hat ihr das Herz gebrochen, auch wenn ich noch immer nichts davon wusste.«

Den Blick wieder auf den Kanal gerichtet, fügte sie hinzu:

»Und sie war schwanger.«

Ich starrte wie sie auf das Wasser, in dessen Tiefen Dolls Fische lauerten. »Sie hat das Baby bekommen?«

»Als ich herausfand, dass sie schwanger war, befand sie sich bereits in der achtundzwanzigsten Woche. Also bekam sie das Baby. Ich sorgte dafür, dass alles geheim

blieb. Niemand wusste davon, nur Philippa und ich.«

»Ein Mädchen?«

»Ja. Ein Mädchen, das vor ein paar Monaten achtzehn geworden wäre.«

»Lianne?« Dann war sie älter gewesen, als ich gedacht hatte.

»Ich habe der Schule mitgeteilt, Philippa habe Drüsenfieber. Wir fuhren gemeinsam nach Frankreich. Sie war sehr still, als stünde sie unter Schock, aber sie tat, was ich ihr sagte. Ihr blieb im Grunde gar keine andere Wahl. Man nahm ihr das Baby sofort nach der Geburt weg. Philippa wollte es unbedingt einen Moment im Arm halten, aber ich ließ sie nicht. Ich wollte nicht, dass sie eine Bindung zu dem Kind entwickelte. Sie konnte kein Kind haben, um Gottes willen, sie war doch selbst noch eins. Sie sollte ein glückliches Leben haben, einen Ehemann, all die Dinge, die ich für sie geplant hatte. Sie weinte zwei Tage lang ununterbrochen. Ich habe noch nie jemanden so weinen sehen, es war wie ein Dammbruch, als würden plötzlich all die Tränen aus ihr herausquellen, die sie ihr Leben lang nicht geweint hatte, weil sie zu selbstlos gewesen war, zu bemüht, es allen recht zu machen. Dann schien sie sich wieder zu fangen. Ihre Milch versiegte, ihr Bauch wurde langsam wieder flach. Sie kehrte in die Schule zurück, machte ihre Prüfungen und ging ans College. Sie hat nie wieder darüber gesprochen.«

»Mrs. Vere …«

»Aber ich habe das Baby im Arm gehalten, ein winziges Ding mit schrumpeliger Haut und verklebten blauen Augen. Sie hat ihre Faust um meinen Finger gelegt und wollte ihn nicht mehr loslassen, als wüsste sie es.«

»Was?«

»Dass ich ihre Großmutter war. Ihre Familie. Ihr Zuhause. Ihre letzte Chance. Ich löste ihre kleinen Finger, einen nach dem anderen, und übergab sie einer Schwester.«

»Und dann wurde sie weggebracht, freigegeben zur Adoption?«

»Ja, zur Adoption, zumindest nehme ich das an. Ich wollte nicht, dass Philippa Einzelheiten erfuhr. Ich hielt es für das Beste, die Tür zu dieser Episode fest zu schließen. Natürlich hatte das Mädchen selbst die Möglichkeit, die Wahrheit über ihre Herkunft herauszufinden, als sie vor ein paar Monaten achtzehn wurde.«

»Die Telefongespräche.«

»Ich wusste nichts davon, bis ich von den Telefongesprächen hörte, den Gesprächen zwischen Philippa und … und ihr. Ich wollte kein Beweismaterial zurückhalten. Sie würden wahrscheinlich sagen, dass ich es einfach nicht wissen wollte, aber glauben Sie mir, es ist in den letzten achtzehn Jahren keine einzige Woche vergangen, in der ich nicht daran gedacht habe, wie dieses Neugeborene meinen Finger umklammerte und mich anstarrte. Und ich frage mich, ob eine einzige Stunde vergangen ist, ohne dass Philippa daran dachte. Wir haben nie darüber gesprochen, nicht einmal nach Emilys Geburt haben wir über unsere Gefühle geredet.«

Endlich sah sie mir in die Augen. »Deswegen wollte ich mich mit Ihnen treffen. Um zu erfahren, ob meine Enkelin leiden musste.«

Dann war es bei dieser ganzen traurigen Geschichte also um eine Tochter auf der Suche nach ihrer Mutter gegangen, um eine Mutter auf der Suche nach ihrer Tochter.

»Ich frage mich, ob sie einander gefunden haben, bevor

sie umgebracht wurden«, sagte ich schließlich.

»Manchmal tröste ich mich mit dem Gedanken, dass es so war. Dass es Philippa endlich vergönnt war, ihr Baby im Arm zu halten. Aber wir werden es nie wissen, nicht wahr?«

»Nein, das werden wir nicht.«

Wir hatten uns bereits verabschiedet, als Pam Vere plötzlich die Hand auf meinen Arm legte.

»Ich wollte Sie noch fragen«, sagte sie, »ob es wohl möglich wäre, dass meine Enkelin im selben Grab beerdigt wird wie meine Tochter. Glauben Sie, das ginge?«

»Lianne ist eingeäschert worden«, antwortete ich. »Ihre Asche wurde verstreut.«

»Oh, ich verstehe«, sagte Pam. »Dann hat sich das wohl erledigt.«

Ich ging zu Fuß nach Hause. Die Stufen vom Kanal hinauf, die tristen Straßen entlang. Durch die Fenster konnte ich Leute sehen, die alle ihr eigenes Leben führten: einen Mann mit einer Geige, den Bogen bereit zum Spiel, eine Frau, die angeregt in ein Telefon sprach, die freie Hand in der Luft, einen nackten kleinen Jungen, der im ersten Stock am Fenster saß und mit trauriger Miene auf die Straße hinausblickte. Ich betrachtete die Gesichter der mir entgegenkommenden Menschen. Kein Gesicht ist gewöhnlich. Jedes Gesicht ist irgendwie schön, wenn man es nur auf die richtige Weise betrachtet.

Julie wartete schon auf mich. Aus der Küche wehte mir Knoblauchduft entgegen, und auf dem Tisch stand eine Vase mit frischen gelben Rosen. Ihr Rucksack lehnte neben der Tür, prall gefüllt, für die Abreise bereit und mit

dem Adressanhänger einer Fluglinie versehen. Ich setzte mich an den Tisch, holte das Foto meiner Mutter heraus und legte es vor mich hin. Sie lächelte mir über all die Jahre hinweg zu, die ich sie vermisst hatte. Ihre klaren Augen leuchteten. Die Sonne schien auf ihr junges, glückliches Gesicht. Mir war plötzlich sehr friedlich und sehr traurig zumute. Ich war noch nie gut im Abschiednehmen.